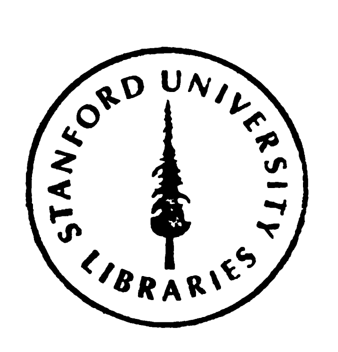
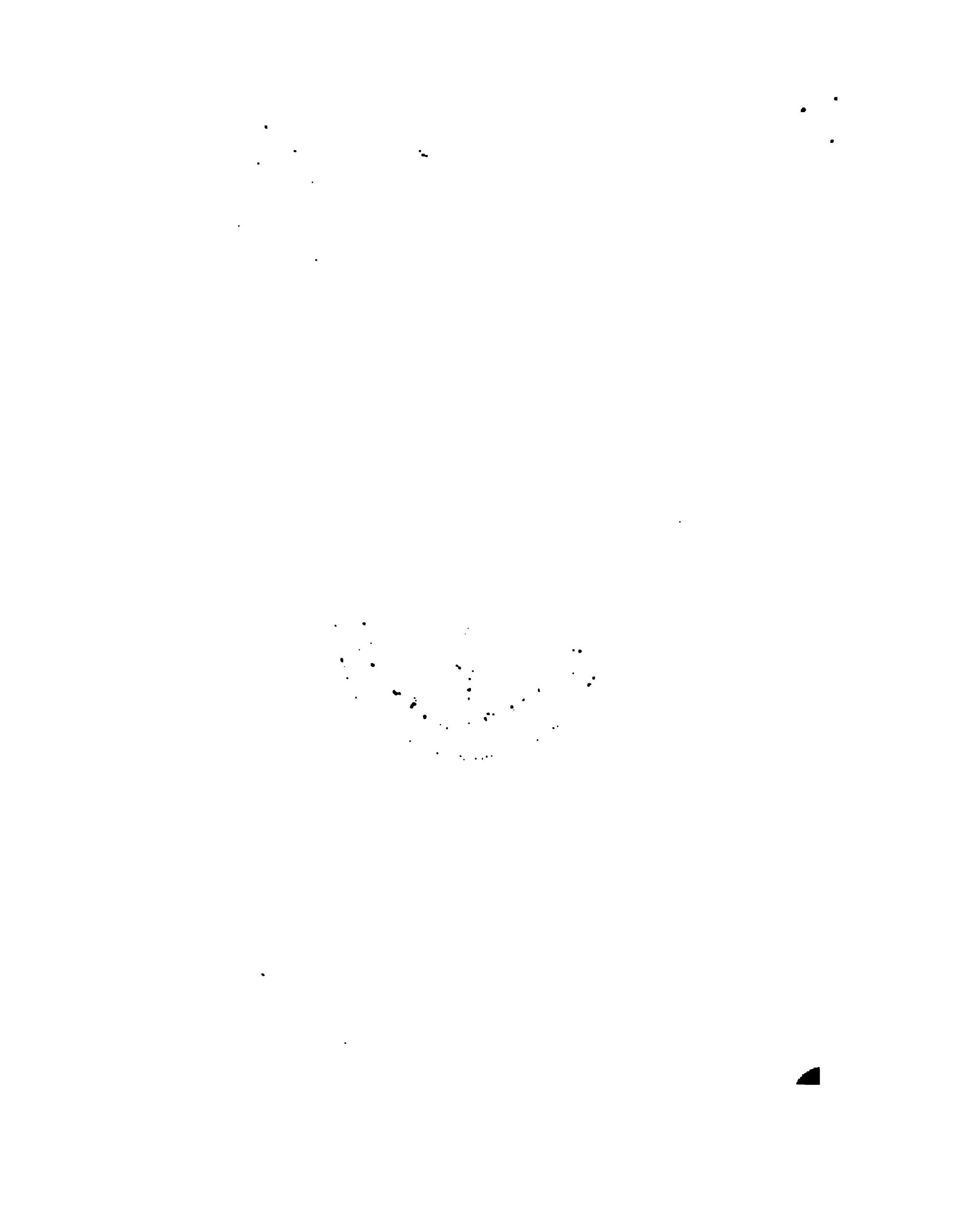
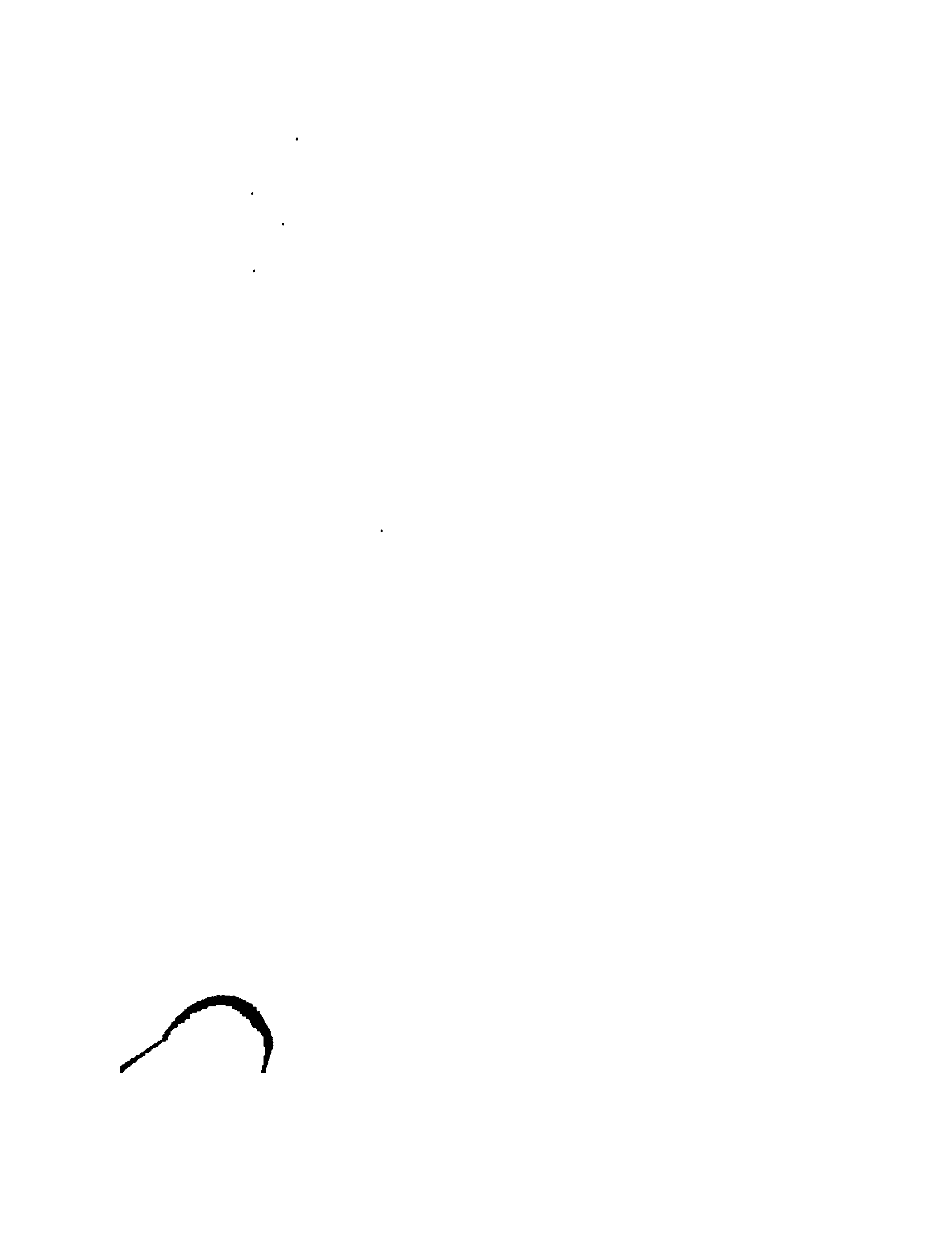


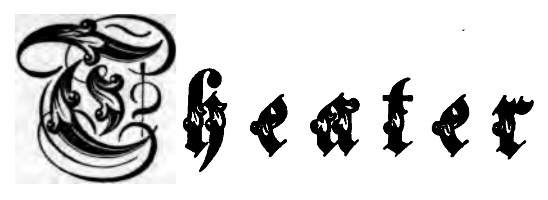





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES







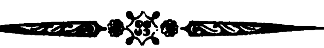
von

Aug. Wilh. Iffland.

Erste vollständige Ausgabe.

Mit Biographie, Portrait und Facsimile des Verfassers.

Dreiundzwanzigster Band.



Wien, 1848.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Personen.

Frau von Sevigné. Fünf und vierzig Jahre alt, ein Muster von Grazie, Geist und Herzensgüte; hat viel Bekanntschaft mit den Hofsitten; glänzenden Vortrag in der Unterhaltung, viel mütterliche Zärtlichkeit, unerschöpflich fröhliche Laune.

Marquis von Sevigné, ihr Sohn, achtzehn Jahre alt, Offizier von den Gensd'armes des Kronprinzen; liebt leidenschaftlich die Frauen und das Spiel; ist selbstvertrauend und unbesonnen, liebt die Wissenschaften, ist heldenmüthig bis zur Schwärmerei und einer der schönsten jungen Herren am Hofe.

Chevalier de Pommenars, Edelmann aus Bretagne, der unzertrennliche Freund der Mutter und des Sohnes, und der Vertraute des letztern; setzt sich, um seinen Witz nicht zurück zu halten, unaufhörlich in Gefahr, hat beständig gegen mehrere Verhaftsbefehle zu kämpfen, ist zugleich gefürchtet und gesucht, Moralist und ausschweifend, Philosoph und Geck.

Marquise von Villars, Freundin der Frau von Sevigné.

Darmanpierre, Generaleinnehmer der Finanzen, alter Freund und einer der aufrichtigsten Bewunderer der Frau von Sevigné.

Saint Amand, Sohn des Zolldirektors zu Meaux, Verwandter von Darmanpierre, Freund und Jagdgefährte des jungen Sevigné.

Pilois, Gärtner aus Bretagne, Nachfolger Meister Paul's, des verstorbenen Gärtners zu Livry, freimüthig, gerade, lustig, starrköpfig bis zur Uebertreibung, zum ersten Mal in seinem Leben verliebt in die Tochter der Witwe Paul; ein verworrener Kopf, gutherzig und aus Liebe fast verrückt.

Marie, siebzehn Jahre alt, einzige Tochter der Witwe Paul, Pathe der Frau von Sevigné, voll Grazie und Unbefangenheit, in Pilois verliebt, setzt sich durch ihre Zutraulichkeit tausend Gefahren aus.

Beaulieu, alter Kammerdiener der Frau von Sevigné.

(Die Handlung geht am 14. August in dem zu der Abtei Livry gehörigen Schlosse, mitten im Walde von Boudé zwischen Paris und Meaux vor.)

Erster Aufzug.

(Das Theater stellt während des ganzen Stücks einen gothisch reich verzierten Saal vor. Links nach den Zuschauern steht ein Tisch mit einem Teppich, von galonnirtem Sammt bedeckt; dabei führt eine Thüre nach verschiedenen Zimmern. Rechts führt eine andere Thüre in einen Büchersaal. Die große Thüre im Hintergrunde führt in den Lustwald.)

Erster Auftritt.

Beaulieu allein, er kommt durch die Seitenthüre rechts, hat einen Federbesen unter dem Arm, in der einen Hand eine große Brieftasche von grünem Saffian, und in der andern ein Schreibezeug.)

Eben schlägt's zehn in der Abtei; dies ist die Zeit, wo die Frau von Sevigné jeden Morgen hieher kömmt, um an ihre Tochter, die Frau Gräfin von Grignan, zu schreiben. — Ich will alles, was sie braucht, in Ordnung setzen. (Setzt das Schreibezeug auf den Tisch und legt die Brieftasche daneben.) Nur mir, ihrem alten Kammerdiener, vertraut sie das an. — »Vor allen Dingen, Beaulieu — hat sie zu mir gesagt — laß diese Brieftasche nicht aus den Augen!« — Nein, Frau Marquise! hab' ich geantwortet. — »Bedenke, daß sie die Briefe meiner Tochter enthält, meinen liebsten Schatz, mein Leben!« — Ja, Frau Marquise! — Und gleichwohl sind es nun volle sechs Monate, daß sie hundert Meilen weit von einander getrennt sind, und zwar zum ersten Male in ihrem Leben. — Mein Gott, welch eine Entfernung! — (Er stäubt die Möbeln ab.) Sie ist noch bei ihrem Oheim; der gute Herr Abbé von Coulanges scheint sein Podagra zu vergessen, wenn ihm seine Nichte gewisse Hofanekdoten erzählt. Ich selbst habe

Marie. Seit dreißig Jahren sind Sie bei meiner Frau Pathin im Dienste; Sie müssen sich manchen Thaler zusammen gespart haben; Jedermann hier im Schlosse ist Ihnen gut; man spricht mit Ehrerbietung von Ihnen; man nennt Sie das alte, lustige Väterchen —

Beaulieu (lächelt). Man nennt mich das alte lustige Väterchen —

Marie. Ja, Herr Beaulieu, und ich habe meine Mutter oft von Ihnen reden hören — so in einer gewissen Art — heirathen Sie sie!

Beaulieu. Ich?

Marie (mit schmeichelndem Tone). Ich werde Sie lieben, als wenn Sie mein leiblicher Vater wären; ich werde Ihre alten Tage pflegen. Ist nur meine Mutter einmal Ihre Frau, so wird sie nicht mehr daran denken, Pilois zu heirathen und auf diese Art werden wir Alle zusammen glücklich sein.

Beaulieu. All das ist ganz gut ausgedacht; aber deine Mutter und ich können uns nicht für einander schicken.

Marie. Warum nicht, Herr Beaulieu? — Sagten Sie nicht eben, daß sie noch ganz frisch und appetitlich aussieht?

Beaulieu (lustig). Eben deswegen. Bedenke doch, daß ich schon über acht und sechzig Jahre alt bin.

Marie (mit dem Tone der höchsten Unschuld). Nun gut! Was macht denn das?

Beaulieu (lächelnd). Was das macht? — Aber, beschäftigen wir uns mit einem dringenderen Gegenstand! Heute ist der vierzehnte, der Vorabend vom Marientage.

Marie. Das ist mein Namenstag, und besonders auch der von meiner Frau Pathin. O, ich hab' es nicht vergessen —

Beaulieu. Frau Marquise denkt an nichts; wir müssen

ihr das Vergnügen machen, sie zu überraschen und unsere Bouquets bereiten, ohne daß sie es gewahr wird. Wir pflegen sie ihr Nachmittags zu geben, wenn sie von Tafel kommt.

Marie. So, dann will ich hinlaufen und unsere schönsten Blumen pflücken, eh' es heiß wird. — (Stellt sich, als wolle sie abgehen.) Sie, Herr Beaulieu, wenn Sie Pilois sehen, so empfehlen Sie ihm, ich bitte Sie darum, mir in Gegenwart meiner Mutter nicht mehr so schön zu thun, nur für einige Zeit.

Beaulieu. Sei ganz ruhig!

Marie (die noch einmal zurück kommt). Aber sagen Sie ihm auch, daß er doch nicht ganz und gar die Gewohnheit daran verlieren soll; dabei fänd' ich eben so wenig meine Rechnung!

Beaulieu. Laß mich nur machen!

Marie. Man muß die Pflichten einer guten Tochter erfüllen; aber das kann niemals so weit gehen, daß ich Pilois entsagen sollte. So viel kann ich Sie versichern. — Auf Wiedersehen, Herr Beaulieu! — Sehen Sie, ich sag's Ihnen noch einmal, Sie allein könnten uns aus der Sache ziehen. (Sie läuft durch den Hintergrund des Theaters ab.)

Dritter Auftritt.

Beaulieu allein.

Die liebenswürdige Kleine, wie listig bei all' ihrer Natürlichkeit! — Ich mag gerne mit ihr schwatzen. — Ihr Geplauder belustigt mich und ihr niedliches Gesicht ruft mir den Muthwillen meiner Jugend zurück. — Aber ich höre jemand! (Sieht nach der Kouliffe links.) Es ist der Herr Ritter von Pommenars, mit der Frau Marschallin von Villars. (Er öffnet die Bibliothek, stäubt hie und da ein wenig ab und geht gleich nachher durch die Seitenthüre links hinaus.)

Vierter Auftritt.

Ritter von Pommenars. Marschallin von Villars.

Pommenars (mit dem leichtesten Tone, indem er der Marschallin die Hand reicht). Nein, Frau Marschallin, nein, ich darf nicht mehr nach Paris kommen. Der Herr General-Fiskal hat mich eben wieder mit einem neuen Verhaftsbefehl beehrt, der mich nöthigt, mich unter den Schutz der Abtei von Livry zu flüchten.

Fr. v. Villars. Noch einen Verhaftsbefehl wider Sie? Und was hat Ihnen denn den wieder zugezogen?

Pommenars. Ein Scherz über den schmachtenden Zustand der Fräulein von Fousanger, und die neuen Diamanten der Frau von Montespan. — Man hat die Sache ernsthaft genommen und behandelt mich wie einen Majestätsverbrecher. — (Lacht.) Das ist göttlich.

Fr. v. Villars. Ritter, auf die Art wird man nie aufhören, Sie zu verfolgen.

Pommenars. Was wollen Sie! Bei Hofe wird nicht von dem unschuldigsten losen Streiche gesprochen, ohne daß man mich gleich als den Urheber davon nennt. Meine Großmuth selbst wird unrecht ausgelegt. Sie sollen selbst darüber urtheilen. Bei der letzten Stände-Versammlung in Bretagne, wohin ich die Frau von Sevigné begleitete, fand ich mich zu Rennes öfters mit dem Grafen von Créance zusammen, dessen ganze Nachkommenschaft in einer Tochter besteht, die häßlich ist, von einem etwas mehr als gewagten Wuchs, und nicht den allerunbedeutendsten Junker an sich ziehen kann. — — Sie jammert mich; ich mache ihr angelegentlich den Hof, zeige mich allerwärts mit ihr, treibe die Gefälligkeit so weit,

eine Leidenschaft für sie zu affektiren, einzig und allein, um sie aus der grausamen Vergessenheit zu ziehen, in der sie schmachtete und in die Reihe der Eroberungen zu stellen. — Und siehe da, der Graf von Créance verlangt, ich soll sie heirathen. — (Mit ironischem Lächeln.) Ich wünsch' es auf Ehre nicht, sagt' er, aber meine ganze Familie erwartet diese Verbindung, meine Tochter selbst. Vergeblich betheure ich die Reinheit meiner Absichten, meine unwandelbare Verehrung gegen die Kleine; ganz Bretagne fängt an mich zu hassen, das Parlament mischt sich darein, ich werde angeklagt, ziemlich verfolgt und mein Kopf geräth in Gefahr. (Mit lautem Gelächter.) Hat man jemals einen ähnlichen Undank erfahren?

Fr. v. Villars (mit Würde). Sie bemühen sich vergebens, diesen Vorfall durch eine anziehende Darstellung zu beschönigen. In meinen Augen sind Sie nicht vorwurfsfrei.

Pommenars. O, ich will mich bessern, will mich zwingen; bin ich doch erst siebenundvierzig Jahre alt. Sie lachen? Gut! So leichtsinnig ich Ihnen scheinen mag, so wird doch Niemand durch Eigenschaften des Herzens lebhafter gerührt, als ich. Ich darf es Ihnen wohl gestehen: es gibt keine Frau auf Erden, die mir so theuer wäre, als die Frau von Sevigné.

Fr. v. Villars. Es ist sicher, daß die Marquise ein Vorbild ist, dessen Andenken die Nachwelt noch lange aufbewahren wird.

Pommenars (mit Wärme). Alle geistreiche Menschen gehören unter Ihre Herrschaft. Mit welcher unaussprechlichen Anmuth geht sie von der Lebhaftigkeit, die sich blos an den Gegenständen belustigt, zu dem Nachdenken über, das sie nützlich *erforscht. Wer hat es* jemals verstanden, mit mehr

Grazie über einen Gegenstand hinzuflattern und mit mehr Sicherheit die Blüte davon weg zu haschen? Sie hat eine bezaubernde Mischung von Nachlässigkeit und Sorgfalt, immer sich über das Einfache erhebend, aber nie aus dem Natürlichen heraustretend. Fällt es ihr ein, Bemerkungen zu machen, so übergeht sie nichts, und doch ermüdet sie niemals; fängt sie an zu erzählen, so malt sie, als wenn die Gegenstände vor ihr stünden, und man glaubt alles zu sehen, was sie malt.

Fr. v. Villars. Inzwischen geschieht es doch zuweilen, daß ihr gewisse boshafte Züge entschlüpfen.

Pommenars. Sie entschlüpfen ihr — aber sie drückt sie nicht ein.

Fr. v. Villars. Wahr ist's, man kann keinen richtigeren Verstand finden und kein wohlwollenderes, großmüthigeres Herz. — Mit fünfundzwanzig Jahren Witwe eines Mannes, der den Schatz, den er in ihr besaß, nicht zu würdigen verstand, entfernte sie unausgesetzt alle Anreizungen, die ihr Verstand und ihre Schönheit um sie herzogen, um sich ganz der Erziehung ihrer beiden Kinder und der Sorgfalt zu widmen, die die schwächliche Gesundheit ihres Oheims, des Abbé von Coulanges, erfordert.

Pommenars. Was ich am meisten an ihr bewundere, ist die wahrhaft rührende Feinheit, mit der sie ihren Sohn für die Verirrungen der Jugend und dem Drange der Leidenschaften zu bewahren sucht.

Fr. v. Villars. Der junge Marquis bedarf eines solchen Führers recht sehr.

Pommenars. Im Alter von zweiundzwanzig Jahren, Offizier unter den Gensd'armes des Kronprinzen, mit einem

Worte, einer der schönsten jungen Herren des Hofes, wollten Sie da wohl von ihm verlangen, daß er sich zum Einsiedler mache? Ach, warum bin ich nicht noch eben so jung! — Sagen Sie mir, wie es möglich ist, ohne Thorheiten, ohne Liebhabereien zu leben? Ist nicht derjenige eigentlich ein Thor, der, indem er sich weise dünkt, sich an nichts belustigt, mit nichts vergnügt? — Aber hier kommt die Marquise!

Fünfter Auftritt.

Frau von Sevigné kommt durch die Hinterthüre links. **Beaulieu. Vorige.**

Fr. v. Sevigné. Schon im Saale! — (Mit freundlichem Wohlwollen.) Guten Morgen, liebe Marschallin! (Zu Beaulieu freundlich und vertraulich.) Guten Tag, Chevalier! — Wie, Beaulieu, ist mein Sohn noch nicht zurück?

Beaulieu. Nein, gnädige Frau!

Fr. v. Villars. Können Sie sich darüber wundern? — Er war, wie Sie wissen, zu dem großen Souper eingeladen, welches gestern bei Ninon sein sollte.

Pommenars (boshaft). Und die Feste, die sie gibt, führen zuweilen sehr tief in die Nacht.

Fr. v. Sevigné (halb laut). Schweigen Sie, Heilloser!

Fr. v. Villars. Und wie haben Sie unsern guten Abbé verlassen?

Fr. v. Sevigné. Er leidet heftiger als jemals am Podagra. — Beaulieu, geht zu ihm! —

Beaulieu (geht ab).

Fr. v. Sevigné. Wir wollen ihm eine kleine Zerstreuung machen. *Nicht wahr?* Der gute Oheim, mit Recht

nenne ich ihn den Allguten, ihm verdanke ich den Frieden und das Glück meines Lebens! — (Lustig.) Nun, Chevalier! Sie haben von neuem einen Verhaftsbefehl gegen sich?

Pommenars. Diese Ehre verdanke ich der Frau Marschallin Duplessis.

Fr. v. Sevigné. Wie, die Eifersucht, mit der sie mich beehrt, sollte bis auf Sie zurückfallen? Diese göttliche Duplessis besitzt die bewundernswürdigste, unerschütterlichste Falschheit. Sie wirft sich in jede Rolle, und spielt die Devote, die Vielvermögende, die Schüchterne, die Hektische — besonders aber weiß sie mir so natürlich nachzuäffen, daß ich glaube vor einem Spiegel zu stehen, in dem ich lächerlich erscheine, oder gegen ein Echo zu reden, das meine Dummheiten nachspricht.

Fr. v. Villars. War sie es nicht auch, die den Herrn von la Trousse gegen den jungen Marquis eingenommen hatte?

Pommenars. So sehr, daß es dem Marquis alle Mühe von der Welt kostete, als Offizier unter die Gensd'armes des Kronprinzen zu kommen. Die Marschallin hatte ihn dem Kommandeur als einen Unbesonnenen, einen Verschwender und einen gefährlichen Menschen beschrieben. —

Fr. v. Sevigné (mit dem sanftesten Lächeln). Etwas ist wohl von alle dem wahr. — Mein Sohn hat ohne Zweifel vortreffliche Eigenschaften, und sein Zutrauen zu mir verdient allein schon meine ganze Zärtlichkeit; aber er besitzt die Kunst, viel Geld auszugeben, ohne den Schein davon zu haben, zu verlieren, ohne daß er spielt, und zu bezahlen, ohne daß er sich frei macht. Ewig verlangt und ewig braucht er Geld, im *Frieden, wie im Kriege*. Es ist, als fiel's in einen Abgrund,

seine Hand ist wie ein Tigel, in dem es zerschmilzt. Tausendmal habe ich ihn auffordern wollen, über all das nachzudenken, und ihm begreiflich zu machen — aber seine Jugend betäubt ihn, er kann nicht hören.

Pommenars. Der Frühling des Lebens ist so berauschend, und unglücklicherweise so kurz —

Fr. v. Sevigné. Wahr ist's; kaum treten wir aus der Jugend, so begegnen wir auch schon dem Alter. Was mich betrifft, so wünscht' ich, daß man mir hundert Jahre gewiß versichern könnte; den Rest wollte ich dann wohl auf's Ungewisse fortleben.

Fr. v. Villars. Nichts desto weniger glaub' ich, daß die Vorstellungen einer solchen Mutter, als Sie sind, nicht ohne Wirkung auf das Herz des Marquis bleiben können.

Fr. v. Sevigné. Das geb' ich zu; aber ich müßte jeden Tag von neuem anfangen. Und meiner Meinung nach macht man jede Wahrheit, sie sei so stark, als sie will, wenn man sie auf hundert und hundert verschiedene Weisen herumkehrt, zuletzt unerträglich. Oft selbst bringt mich der Marquis auf das Aeußerste; neulich hatt' ich eine ziemlich ernste Beschwerde gegen ihn und unternahm es zum ersten Mal in meinem Leben, ihn auszuschmälen; ich hatte mir sogar eine schöne und mit Gründen stattlich ausstaffirte Rede ausstudirt und dieselbe in siebzehn Punkte eingetheilt, wie die Anrede des Bossé; aber ich weiß nicht, wie es kam, all das verwirrte sich und es mischte sich so viel Scherz unter den Ernst — zuletzt küßte er mir die Hand und ich ihm die Backe, unsere Augen begegneten sich voll Thränen, und es war mir nicht mehr möglich, ein einziges Wort vorzubringen.

Pommenars. Wär' es Ihnen nicht gefällig, meine gnädigen Damen, unsern Spazirgang vorzunehmen?

Fr. v. Villars. Gerne!

Fr. v. Sevigné. Für mich muß ich um Erlaubniß bitten, hier zu bleiben. Ich muß einen Brief an meine Tochter vollends endigen. — (Sie zeigt auf den Tisch und die Brieftasche.)

Fr. v. Villars. Sehr natürlich!

Fr. v. Sevigné (seelenvoll). Ich kann mich blos des Morgens mit ihr unterhalten, und nie ward es mir mehr zum Bedürfniß. Es scheint mir, daß ich seit unserer Trennung nur die Hälfte von der Luft einathme, die mir zum Leben unentbehrlich ist. Vergebens bemühe ich mich, die Leere zu beleben, in der ich mich befinde. Mein Kopf erfüllt sich blos mit verwirrten Ideen, mein Herz mit traurigen Ahnungen; (fröhlich) und doch finde ich mitten durch das alles, daß irgendwo in einem Winkel meines Innersten noch ein wenig Muthwille haust, der, wie es scheint, nicht zu zerstören ist.

Pommenars. Der treuen Freundschaft gehört es an, diesen bezaubernden Muthwillen zu beleben, unter dem Sie die seltensten Tugenden verbergen.

Fr. v. Sevigné. Wie, Chevalier! Ein Lob aus Ihrem Munde?

Pommenars. Wollt' ich dem entsagen, so müßt' ich mir es zum Gesetz machen, nie mehr von Ihnen zu reden. — — Aber der Morgen geht herum. — Wo befehlen die Frau Marschallin, daß ich Sie hinführe?

Fr. v. Villars (absichtlich und mit festem Blick auf die Frau von Sevigné). Nach der Allee meiner Tochter. — Die Kühlung ist dort besonders erquickend.

Fr. v. Sevigné (ihr die Hand drückend). Ja, ja, besonders erquickend — und hören Sie, Chevalier, wenn Sie den Park bis zu Ende gehen, so thun Sie mir den Gefallen, sich

in der Abtei zu erkundigen, wie sich der Marquis de Mone nach seinem Sturz mit dem Pferde befindet.

Fr. v. Villars. War er gefährlich?

Pommenars. Nein, er hat nur den linken Fuß auseinander gefallen und sich drei Rippen eingestoßen; das ist alles.

Fr. v. Sevigné. Welch' eine Narrheit ist es aber auch, auf einem so kleinen Gebiete, große Jagden anstellen zu wollen!

Pommenars. Man sagt, daß er einen seiner Bedienten als Hirsch verkleiden läßt, und jeden Morgen mit einem Jagdhorn hinter ihm her jagt.

Fr. v. Sevigné (lacht mit der Frau von Villars). Der Scherz ist nicht übel.

Pommenars. Aber, darf ich wohl im einfachen Morgenkleide vor ihm erscheinen?

Fr. v. Villars. Ich bemerke, Chevalier! daß Sie seit einiger Zeit Ihren Anzug sehr vernachlässigen.

Fr. v. Sevigné. In Wahrheit, ich hab' ihn schon einigemal sehr unordentlich angetroffen, die Haare ganz verwirrt!

Pommenars (mit der höchsten Lustigkeit). Der Tausend, ich müßte auch wohl sehr thöricht sein, wenn ich einige Sorgfalt auf meinen Kopf wenden wollte! Der Herr General-Fiskal macht mir ihn streitig, das Parlament von Bretagne verlangt ihn für sich, der König, sagt man, hat Lust dazu und der Herr Graf von Créance will ihn mit aller Gewalt haben. Wenn es bestimmt entschieden sein wird, wem er zufallen soll, und er mir bleibt, alsdann, meine gnädigen Damen, will ich recht aufmerksam für ihn sorgen.

Fr. v. Sevigné. Nur er kann solche Einfälle haben! — (Sie öffnet die Brieftasche und nimmt einige Papiere heraus.)

Fr. v. Villars. Ich bitte Sie, der schönen Gräfin mein zärtlichstes Andenken zu versichern. (Geht nach dem Hintergrunde des Theaters.)

Pommenars (lebhaft und leise zu der Frau von Sevigné). Unser Argwohn war wohl gegründet. Sevigné ist in Marien verliebt und sucht sie zu verführen.

Fr. v. Sevigné (halblaut). Was sagen Sie mir da?

Pommenars. Wir sprechen hernach davon! — (Laut zu Frau von Villars, die schon bis an die Thüre gekommen ist.) Ich bin zu Ihrem Befehl, gnädige Frau! (Er gibt ihr die Hand und führt sie hinaus.)

Sechster Auftritt.

Frau von Sevigné allein.

Wär' es möglich, daß mein Sohn sich so weit vergessen könnte! Sollte er es wagen wollen, die Unschuld selbst um Ruhe und Ehre zu bringen! — Nein, nein, seine Leidenschaft für Ninon ist zu heftig! Gleichwohl hat Pommenars einen feinen Blick. — Ich muß eben wie er aufmerksam sein; will Marien ausfragen; — aber jetzt nur an das Vergnügen denken, mich mit meiner Tochter zu unterhalten. — (Sie setzt sich vor den Tisch.) Mein Brief ist schon lang — (schreibt) schon zwei große Seiten, und doch war ich diesmal entschlossen, ihr nur so kurz als möglich zu schreiben! — (Schreibt immer fort.)

Siebenter Auftritt.

Frau von Sevigné. Beaulieu mit mehreren Briefen in der Hand.

Beaulieu (tritt leise ein und betrachtet die Frau von Sevigné).

Sie schreibt an Ihre Tochter. Ich wag' es nicht, sie zu unterbrechen.

Fr. v. Sevigné (immer im Schreiben und ohne daß sie Beaulieu gewahr wird). Gleichwohl will ich mich bemühen, das Gemälde ein wenig zu erheitern.

Beaulieu (immer für sich). Wie sie bewegt ist! Wie lebhaft! O, ich bin gewiß, die Frau Gräfin von Grignan wird alle ihre Briefe mit Sorgfalt sammeln, und ich wette, es sind deren schon genug, einen Verleger reich zu machen. (Halblaut.) Gnädige Frau! — Sie hört nicht. (Ein wenig lauter.) Frau Marquisin! — Wie mach' ich's doch, daß sie mich höre; sie ist in der Provence; — halt, da kommt mir ein Einfall; ich will diese Briefe leise auf den Tisch legen, (legt sie hin) und mich davon schleichen. (Geht ab.)

Achter Auftritt.

Frau von Sevigné allein, nachdem sie noch einige Augenblicke geschrieben.

Nun bin ich zu Ende; ich will's doch noch einmal durchlesen. — (Liest.) „Erst gestern hab' ich deinen Brief erhalten; er ist so schön, so brillant geschrieben, daß ich einen Augenblick willens war, dir ihn zurück zu schicken, damit du das Vergnügen haben möchtest, ihn noch einmal zu lesen. Aber ich kann mich nicht von ihm trennen, denn ich will es dir nur gestehen, liebe Tochter, wenn ich deine Briefe zum ersten Male lese, bin ich so bewegt, daß ich nicht die Hälfte von ihrem Inhalte gewahr werde; ich wag' es nicht, sie zu lesen, weil ich mich davor fürchte, sie gelesen zu haben, und ich entschließe mich blos dazu, weil ich mich damit tröste, daß ich sie wieder von vorn anfangen kann."

»Du hast Unrecht, um meine Gesundheit in Sorgen zu sein. Ich habe weder Kopfweh, noch Schwindel mehr; sie kamen mir blos, weil ich Acht auf sie hatte; nun sie wissen, daß ich mir nichts aus ihnen mache, sind sie hingegangen, einige arme Schwächlinge zu besuchen.«

»Letzten Dinstag bin ich auf der Hochzeit des Herrn von Louvois gewesen. Was soll ich dir davon erzählen? Da war viel Pracht, viel Erleuchtung; der ganze Hof, das ganze Land. Goldgewirkte und gestickte Kleider, Ströme von Feuer, ein ganzer Frühling voll Blumen, viel Verwirrung unter den Equipagen, viel Lärm in den Straßen, tausend Fackeln, Flüche, Freudengeschrei, alles untereinander, mit einem Wort: Ueberfluß, Bewunderung und Taumel. Sollt' ich dir sagen, wieviel man mir von dir gesprochen, wieviel Fragen man an mich gethan hat, ohne die Antwort abzuwarten, wie wenig man sich darum bekümmerte und wie noch viel weniger mir daran gelegen war — so würdest du in dem Gemälde den ganzen Schlendrian des Hofverkehrs erkennen.«

»Ich bin immer noch um meinen Alguten, den ich zuweilen durch mein Geplauder zerstreue.«

»Die Schönheit von Livry geht über alles, was man in der Provence sehen kann. Ueberall Blüte, Schattirung und Wohlgeruch; — besonders bietet die Allee meiner Tochter — (mit steigender Bewegung) einen köstlichen Schatten, durchdüftet von tausend Geißblattblüten, die sich auf das Zarteste durchflechten. — Welche Erinnerungen! Welche Veränderung! Die Tage haben nichts angenehmes für mich; wie anders durchlebte ich sie, da wir noch zusammen waren! — Ich kostete, ich sparte die Stunden; aber seit ich dich verloren habe, *sind sie mir nichts mehr* werth; ich treibe sie vor mir weg,

gebe jedem davon hin, der nur haben mag, und suche sie mit tausend Armseligkeiten zu verbrauchen. — (Mit verändertem Tone.) Apropos, von Armseligkeiten!» —

»Ich muß dir doch sagen, daß die Witwe des Gärtners Paul sich plötzlich bis über die Ohren und unheilbar in Pilois verliebt hat, der an seiner Seite zum Sterben in Marien verliebt ist. — Nie hat man solche Leidenschaft gesehen, solchen Kampf, solch' linkisches Benehmen! Wie beklagenswerth und wie lächerlich sind doch die Mütter, die sich zu Nebenbuhlerinnen ihrer Töchter aufwerfen, und ihnen das Recht zu Gefallen, streitig machen wollen! — Hätte ich gewollt, daß man sich in mich verliebte, so hätte ich damit angefangen, dich, meine Tochter, zu verstecken.»

»Ich schließe diesen Brief, aber ich muß mir große Gewalt anthun, mich von dir zu trennen. Die Zärtlichkeit, die ich für dich empfinde, ist so innig mit meinem Blute vermischt, daß sie zu meinem Selbst geworden ist. Lebe wohl, liebe, theure Tochter! Lebe wohl! Ich umarme alles, was dich umgibt; aber blos, um zu dir hinzukommen, denn du bist der Mittelpunkt von Allem!»

(Sie legt den Brief zusammen und siegelt ihn zu; dann legt sie ihn in die Brieftasche, verschließt diese und steckt den Schlüssel zu sich.)

Neunter Auftritt.

Frau von Sevigné. Marie, kurz hernach **Pilois.**

Marie (kommt aus dem Hintergrund gelaufen und hat einen Arm voll Blumen). Da ist meine Pathe! geschwind muß ich diese Blumen verbergen. (Geht durch die Thüre rechts hinaus.)

Pilois (tritt nach ihr ein und schreit aus allen Kräften). Marie! he, *kleine Marie!* (*Erblickt die* Frau von Sevigné, nimmt den Hut

in Unordnung, daß es eben kein besonderes Geschenk für sie sein kann. (Mit tiefem Seufzer.) Ach, ich bin ein verlorner Mensch!

Fr. v. Sevigné (lacht laut auf).

Pilois. Nicht wahr, ich bin ein verlorner Mensch?

Fr. v. Sevigné (immer fort lachend). Aber es gibt ja ein Mittel, diesen grausamen Unfällen auszuweichen. Du mußt Marien heirathen.

Pilois (im Taumel). Sie heirathen? Ich bitte Sie, bringen Sie mich nicht vollends um das bischen Verstand, das ich noch habe!

Fr. v. Sevigné (noch absichtlicher). Ich beschäftige mich eben recht ernstlich damit, Marien eine Unterkunft zu verschaffen; — ich will sie vor der Verführung sicher stellen, deren sie früher oder später ausgesetzt sein könnte. — Du, Pilois, bist brav, ein trefflicher Gärtner, zwar allerdings ein bischen wunderlich, wie alle deine Landsleute, aber ehrlich und offen. — Du sollst ihr Mann werden!

Pilois (ganz außer sich). Ihr Mann! — Ich, Pilois! — Sie sollte mein werden, ganz mein! — Da kommt sie eben! Gott, wie wär' es möglich, meine Freude zurückzuhalten!

Zehnter Auftritt.

Marie. Vorige.

Marie (macht eine Verbeugung). Unterthänigen guten Tag, gnädige Frau Pathe! —

Fr. v. Sevigné. Guten Tag, Kleine! (Für sich, während ihr Marie ehrerbietig die Hand küßt.) Ich will sie zum Plaudern bringen. — (Laut.) Wo kommst du her? Du bist ja ganz in Schweiß!

Marie (trocknet sich das Gesicht mit ihrer Schürze). Ich war bei dem großen Blumenbeete; (hält sich zurück) bei der Hitze kann man die Blumen nicht oft genug begießen. Ich bin recht darüber bekümmert; ja wahrhaftig —

Fr. v. Sevigné. Wie so denn?

Marie. Die schönen, immer blühenden Veilchen, die Sie so sehr lieben, von denen letzthin der Herr Marquis einen Kranz flocht und Ihnen aufsetzte, und die Ihnen so schön ließen —

Fr. v. Sevigné. Nun und diese immerblühenden Veilchen?

Marie (mit naivem Verdruß). — Sind verwelkt und werden nicht wieder aufstehen.

Fr. v. Sevigné (mit Lachen). Welch ein Unglück! Blumen mit so passendem Namen —

Pilois. Sie hat sie so übermäßig begossen, daß sie sie endlich ganz und gar ersäuft hat.

Marie. Ha, ha, bist du da, verdammter Herumläufer, den ich den ganzen Morgen gesucht habe! —

Pilois (blickt mit Entzücken auf sie und faßt sie bei der Hand). Seh'n Sie sie doch an, gnädige Frau Marquise, sehen Sie sie doch an! — (Zu Marien.) Halte dich ein wenig gerade, Marie, ich bitte dich! — O, beschleunigen Sie unsere Heirath, gnädige Frau, beschleunigen Sie sie!

Marie (mit dem lebhaftesten Ausbruche der Freude). Wie, sollte meine gnädige Frau Pathe gütig genug sein?

Fr. v. Sevigné. Ja, ich wünsche euch bei mir fest zu halten. — Ihr sollt euch heirathen.

Marie. Wär's möglich! Alles wäre schon richtig! — (Sich gegen Pilois kehrend.) Ich sollte deine Frau werden! —

(Kehrt sich nach der Marquise um.) Wann soll das geschehen, liebe Frau Pathe?

Fr. v. Sevigné. Nun, vielleicht früher als du es hoffs- test. (Marien beobachtend.) Vorausgesetzt, daß du Pilois Neigung theilest.

Marie (hastig). O, was das anbetrifft, so kann meine Frau Pathe gewiß sein, daß, wenn es mir geglückt ist, Pilois den Kopf zu verdrehen, er mir es nicht besser macht. — Zwar thun mir alle jungen Bursche im Dorfe eben so schön, aber keiner hat, wie Pilois, die Fröhlichkeit, die so viel Vergnügen macht; die Offenheit, die so an sich zieht, und das ehrliche Gesicht, das zu sagen scheint: vertraue dich mir, du sollst glücklich werden!

Pilois (entzückt). Ja, ja, du sollst glücklich werden! Bist du nur erst meine kleine Frau, so soll in ganz Frankreich, in ganz Livry keine Frau sein, die nicht dein Schicksal beneidete. Gute, liebe Marie! — (Zu Frau von Sevigné, indem er plötzlich ehrerbietig inne hält.) Verzeihen Sie gnädigst, mein Herz reißt mich fort. — Wenn ich so bei ihr bin, so — beschleunigen Sie unsere Heirath, gnädige Frau, beschleunigen Sie sie!

Fr. v. Sevigné (zu Marien). Vor allen Dingen muß deine Mutter ihre Einwilligung dazu geben; ich weiß, daß sie selbst die Absicht hat, Pilois zu heirathen.

Marie. Sie behauptet, ich sei zu jung für ihn, er werde eifersüchtig werden, wir würden eine unglückliche Ehe führen; und dann macht sie um die geringste Kleinigkeit gleich immer Lärm. — Noch neulich Abends hatte mir der Herr Marquis unter den Linden, als ich eben nach Hause ging, einen Kuß gegeben —

Fr. v. Sevigné (fährt zusammen).

Marie. Und das mit so gutem Herzen, daß ich noch ganz betäubt davon war. — »Was hast du da, Marie?« schrie sie. — Was denn, liebe Mutter? antwortete ich ihr. — »Was bedeutet der rothe Fleck da an deinem Halse?« — Ach, der da! der kommt von einem Kuß, den mir der Herr Marquis nur eben gegeben hat! — »Der Herr Marquis sollte sich herablassen, ein kleines Gänschen, wie du bist, zu küssen!« — O, allerdings, liebe Mutter, und zwar nicht zum ersten Mal. — Und in Wahrheit, gnädige Frau Pathe, es vergeht kein Tag, wo mich der Herr Marquis nicht zehnmal für einmal küßt.

Fr. v. Sevigné (fährt von neuem zusammen).

Pilois (mit der zutraulichsten Einfalt). **Das macht, weil er** gar nicht stolz ist, der Herr Marquis!

Marie. Vergebens schwur ich ihr bei allen Heiligen, daß es Pilois nicht gewesen sei; sie wollte gar nicht davon absteh'n. — Und doch war es die reine Wahrheit, daß der Kuß von dem Herrn Marquis war.

Fr. v. Sevigné (mit bedeutendem Tone). Nun, um all diesem Streite ein Ende zu machen, ist es deine Pflicht, Marie, sorgfältig zu vermeiden — daß dich künftig der Marquis nicht mehr umarme.

Marie (mit dem unbefangendsten Lächeln). Meine gnädige Frau Pathe spaßt wohl mit mir?

Fr. v. Sevigné (ernsthaft). Nein, ich rede ganz im Ernste.

Marie (im vorigen Tone). Glauben Sie sicherlich, der Herr Marquis könnte mich hundertmal nach einander küssen wollen, ich würde mich nicht mehr rühren, als ich jetzt thue. — O, man kennt wohl den Respekt, den man seiner Herrschaft schuldig ist! —

Fr. v. Sevigné. Gleichwohl gibt es Grenzen, wo der Respekt aufhören muß.

Pilois. Für jeden Andern wohl; aber der Herr Marquis!

Marie. Es vergeht kein Tag, ohne daß er mir irgend ein Geschenk machte. Das schöne Spitzenhalstuch, das bei dem letzten Feste so sehr in die Augen stach, war auch von ihm. Wollt' er mich doch neulich gar in seinem Wagen mitnehmen, um mir Paris zu zeigen.

Fr. v. Sevigné (fährt hoch auf). So ganz gutmüthig! —

Marie. Komm, kleine Marie! rief er mir zu; komm mit! — Ich wußte nicht, was ich ihm antworten sollte, und ohne meine Mutter, die mich in dem nämlichen Augenblicke zu sich rief — Der gute Herr Marquis — aber ich will auch gewiß das Versprechen nicht vergessen, das er mir abverlangt hat.

Fr. v. Sevigné. Welches Versprechen? —

Marie. Ihm jeden Morgen frische Blumen auf sein Zimmer zu bringen.

Pilois. O, das ist wohl auch noch das wenigste! Der liebe Herr Marquis — durch's Feuer lief ich für ihn — ja, wahrhaftig! —

Fr. v. Sevigné (mit unwillkürlichem Lächeln). Du bist so gut, ehrlicher Pilois! — (Zu Marien mit großem Ernst.) Gleichwohl rathe ich dir nicht, Blumen in des Marquis Zimmer zu tragen — ohne vorher deine Mutter um Erlaubniß zu fragen; verstehst du mich?

Marie. Nein, gnädige Frau Pathe, ich werde mich darnach richten.

Pilois (nähert sich der Frau von Sevigné). Die Frau Marquise wird so gnädig sein und wegen unserer Heirath mit ihr reden. —

Marie. Und wenn sie es Ihnen abschlagen sollte, so sagen Sie ihr nur: »Aber hört doch nur, Witwe Paul.« —

Fr. v. Sevigné. Ich werd' ihr sagen, was nöthig ist. — Geht nur und verlaßt euch auf mich.

Pilois (leise zu Marien). Sobald die Frau Marquise sich der Sache annimmt, so können wir uns schon als eins dem andern gehörend ansehen.

Marie (leise zu Pilois). O ja, jetzt, glaub' ich, können wir uns schon als eins dem andern angehörig betrachten.

(Sie verbeugen sich und gehen mit verschlungenen Armen nach der Thür im Hintergrunde. Dort begegnen sie Pommenars, der ihnen nachsieht.)

Eilfter Auftritt.

Frau von Sevigné. Pommenars.

Pommenars. Endlich hab' ich mich losmachen können — die Marschallin ist zu Ihrem Oheim hinaufgegangen. — Nun, haben Sie Marien zum Plaudern gebracht?

Fr. v. Sevigné. Ich darf nicht mehr zweifeln, daß mein Sohn nicht ernstlich zur Absicht habe, die arme Kleine zu verführen.

Pommenars. Dem werden wir wohl vorzubeugen wissen.

Fr. v. Sevigné. Was meine Besorgniß auf's Höchste treibt, ist, daß sie ein Zutrauen zu dem Marquis hat und einen Respekt für ihn! — Und der unglückliche Pilois — er ist von einer Arglosigkeit — Chevalier, nie hab' ich Ihrer so nöthig gehabt.

Pommenars (bewegt und unbesonnen). Desto besser für mich! — Sie können sich nicht vorstellen, wie viel Vergnügen es mir macht, wenn ich Ihnen dienen kann. — (Tritt näher zu ihr.) *Je genauer man Andere gekannt hat, je mehr liebt man sie.* —

Fr. v. Sevigné (lächelt).

Pommenars. Bilden Sie sich nicht ein, daß das Liebe sei, ich wenigstens glaub' es nicht. — Wenn ich gleichwohl einmal in Sie dringen sollte, daß Sie mir Ihre Hand geben möchten, so thun Sie es nicht; das würde der ausschweifendste Streich sein.

Fr. v. Sevigné (lacht laut auf).

Zwölfter Auftritt.

Beaulieu. Vorige.

Beaulieu (im Hintergrunde). Eben kommt der Herr Marquis angefahren. Sein Wagen hält auf dem vorderen Hofe.

Fr. v. Sevigné (zu Beaulieu). Gut!

Pommenars. Ich will suchen, auf eine geschickte Weise seinen Anschlag auf Marien kennen zu lernen.

Fr. v. Sevigné. Still, da kommt er schon!

Dreizehnter Auftritt.

Marquis von Sevigné in der Uniform der Gensd'armes des Kronprinzen. **Vorige.**

Marq. v. Sevigné (zu Beaulieu im Hintergrunde). Man muß meinen Wagen ausbessern, vor allem aber meine Pferde ganze drei Tage lang ausruhen lassen; sie haben es sehr nöthig.

Beaulieu (geht ab).

Marq. v. Sevigné. Ich bezeuge der liebenswürdigsten und besten aller Mütter meine Ehrerbietung. (Umarmt sie. — Zu Pommenars, indem er ihm die Hand drückt.) Wie geht's Ihnen?

Pommenars. Sehr gut; und Ihnen?

Fr. v. Sevigné (ihn betrachtend). Allezeit glänzend, allezeit fröhlich!

Marq. v. Sevigné. Komm' ich nicht zu Ihnen zurück? Ich habe eine köstliche Reise gemacht! Sie kennen meinen Streit mit Dacier über die Auslegung jener Stelle im Horaz, die so viele Schönheiten in sich faßt. Er glaubte, daß meine Jugend, meine Unerfahrenheit — Aber die Akademie hat gestern über unsere beiden Uebersetzungen den Ausspruch gethan und mich zum Sieger erklärt.

Fr. v. Sevigné (mit Aufwallung). Du konntest mir keine angenehmere Neuigkeit mitbringen.

Marq. v. Sevigné. Vorgestern speiste ich bei der Herzogin von Chaulner. Welche Freundin haben Sie an ihr! — Von Ihnen, Pommenars, hat man gar nicht aufgehört zu reden. Man hat herzlich über Ihren neuen Verhaftsbefehl gelacht.

Pommenars. Man ist zu gütig, sich mit mir zu beschäftigen.

Marq. v. Sevigné (zu seiner Mutter). Der Generaleinnehmer Darmanpierre war auch da.

Fr. v. Sevigné. Er ist einer meiner ältesten Freunde.

Marq. v. Sevigné. Er wird Sie nächstens besuchen. — Und die Prinzessin von Harcourt, die eigensinnig dabei bleibt, kein Roth auflegen zu wollen.

Pommenars. Und die denn auch so blaß ist, wie der Kommandeur im steinernen Gastmahl.

Marq. v. Sevigné. Die Frau von Crussal, die viel zu viel auflegt.

Fr. v. Sevigné. Sie ist nicht schön, aber sie sieht gut aus.

Pommenars (boshaft). Sie sagen uns nicht, wie sich Ninon befindet.

Marq. v. Sevigné (verlegen). Sie ist immer schön, immer liebenswürdig!

Fr. v. Sevigné (ihn ernsthaft betrachtend). Ohne Zweifel hast du bei ihr zu Nacht gegessen?

Pommenars (boshaft). Und zwar in kleiner Gesellschaft. Nicht wahr?

Marq. v. Sevigné. Im Gegentheil. Nie hat man einen zahlreicheren und glänzenderen Zirkel gesehen. Um alles mit einem Worte zu sagen: Moliere ist hingekommen, uns ein neues Meisterstück vorzulesen, mit dem er das théâtre français bereichern will.

Pommenars. Und das betitelt ist?

Marq. v. Sevigné. Tartüffe oder der Heuchler.

Fr. v. Sevigné. Die Idee ist neu und kühn.

Marq. v. Sevigné. Welche Bestimmtheit in dem Plan, welche Wahrheit in den Gemälden, welcher Reichthum in der Ausführung, welch unerschrockner Muth in den Grundsätzen! Nie ist Moliere größer gewesen. Nie schöpferischer. Ich sehe ihn noch ganz mit Schweiß bedeckt an Ninon's Lehnstuhl stehen, die bald mit den reizendsten Munde lächelt, bald ihre schönen Augen mit Thränen füllt, bald eine Hand des großen Mannes an ihr Herz drückt, bald ihm das unsterbliche Werk entreißt, um es mit Küssen zu bedecken. — Ich sehe den großen Corneille ganz in Entzücken über seinen Stab hingebeugt; la Fontaine, bei dem der Enthusiasmus durch sein einfaches Wesen durchscheint; Boileau, der endlich einmal ein Lob auf seinen ewigen Tadel folgen läßt; la Bruyere, der gierig jeden Charakter auffaßt; Saint Loremont, Quinault, Baron, Chapelle, Lulli, Mignard und Girardon. — Man hätte sagen mögen, alles, was Frankreich Ehre mache, sei zusam-

men gekommen, sich um das Genie her zu vereinigen. (Zu seiner Mutter.) Nur Sie haben gefehlt.

Fr. v. Sevigné (in großer Bewegung). Mit welchem Feuer, mein Sohn, malst du uns diesen schönen Zirkel!

Pommenars. Nie hab' ich ihn mit so viel Wärme reden hören.

Marq. v. Sevigné. Auch wird das Andenken an diese Vorlesung nie, nein nie bei mir verlöschen. — Apropos, ich vergaß Ihnen zu sagen, daß mir der große Corneille aufgetragen hat, den ehrerbietigsten Kuß auf die schönste Hand zu drücken. (Küßt seiner Mutter die Hand.)

Pommenars (immer boshaft). Er vergißt nicht, daß Sie ihm allezeit vor Racine den Vorzug geben. —

Fr. v. Sevigné. Ich kann meinen alten Bewunderungen nicht untreu werden. Meine Jugend war durch die Meisterwerke dieses großen Mannes wie bezaubert. — Die ersten Eindrücke verwischen sich nie!

Vierzehnter Auftritt.

Beaulieu. Vorige.

Beaulieu. Herr von Saint Amant schickt her und läßt fragen, ob sein Sohn sich hier im Schlosse befindet.

Fr. v. Sevigné (zu ihrem Sohn). Ich hab' ihn seit den fünf Tagen nicht gesehen, da er mit dir nach Paris gegangen ist.

Marq. v. Sevigné (in größter Verwirrung). Wie — ist Saint Amant nicht gestern hier durch gekommen?

Pommenars. Ganz und gar nicht.

Marq. v. Sevigné. Und sein Vater schickt nach ihm hieher?

Beaulieu. Er scheint lebhaft um ihn besorgt zu sein.

Marq. v. Sevigné. Ohne Zweifel ist er zu Paris geblieben. (Für sich.) Sollte er unvorsichtig genug gewesen sein?

Fr. v. Sevigné (ihn aufmerksam betrachtend). Was hast du denn?

Marq. v. Sevigné. Ich? — Nichts. (Für sich.) Wenn ich gleichwohl Ursache wäre, daß dieser junge Mensch — (Zu Beaulieu.) Laß nur den Reitknecht sich ausruhen. Ich werde sogleich mit ihm reden.

Beaulieu (geht durch die Thür im Hintergrunde ab).

Fr. v. Sevigné (leise zu Pommenars). Dahinter steckt was!

Pommenars (mit halber Stimme, indem er der Frau von Sevigné die Hand gibt). Das will ich bald erfahren.

Fr. v. Sevigné (immer den Marquis beobachtend, der unbeweglich und nachsinnend da steht). Nun, Marquis, willst du nicht deinem Großoncle guten Tag sagen?

Marq. v. Sevigné (in der nämlichen Verwirrung). Allerdings! — Es verlangt mich recht, ihn zu sehen und mit Ihnen zugleich zu versuchen, ob wir ihn zerstreuen können. (Nimmt Frau von Sevigné bei der andern Hand und alle drei gehen durch die Seitenthür links ab).

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Marquis von Sevigné. Pommenars.

Marq. v. Sevigné. Die Marschallin von Villars wär' wohl im Stande, ihr ganzes Leben am Spieltische zuzubringen.

Pommenars (mit beobachtendem Blick, die Aufwallung der Freundschaft unter dem Außenschein der Unbesonnenheit verbergend). Sie läßt dabei eine so schöne Hand sehen, so viel Grazie glänzen, eine so reizende Hingebung — Nichts kann, meiner Meinung nach, verführerischer sein, als dieser grüne Teppich mit tausend und tausend Goldstücken besäet, diese Ebbe und Flut des Glücks, von den schönsten Frauen geleitet, die den Abgrund mit einem stechenden Witze bedecken, oder mit einem Blicke, der das Leben kostet. — Auch habe ich — à fond perdu — sieben Achttheile meines Vermögens dabei angelegt. Sie selbst, Marquis, (sieht ihn scharf an) sind auch schon mit einem Theile des Ihrigen dabei interessirt. (Der Marquis geräth sichtbar in Bewegung.) Die Jugend muß allerdings ihre Freiheit haben, jeder Sterbliche soll billig ab und an zeigen, daß er kein Gott ist.

Marq. v. Sevigné. Es ist mir unmöglich, Chevalier, vor Ihnen ein Geheimniß zu haben. Nun ja, ich gestehe es Ihnen, ich habe gestern bei Blondel neben dem Hôtel Soubise —

Pommenars. Das ist gerade das allergefährlichste Spielhaus! — Ich war ganz versessen darauf. — Nun, und Sie verloren daselbst?

Marq. v. Sevigné. Zweihundert Pistolen, die ich bei mir hatte, und vier hundert auf mein Ehrenwort.

Pommenars (fährt erst zusammen, dann sagt er): Das ist eine Kleinigkeit! — Indessen erinnere ich mich, daß ich bei all meiner Unbedachtsamkeit doch immer den Grundsatz fest hielt, nie mehr Geld zu wagen, als ich bei mir hatte. — So ein Ehrenwort ist eine Münze, die man gar zu leicht haben kann! — Und wem sind Sie die vierhundert Pistolen schuldig?

Marq. v. Sevigné. Einem, der sich vielleicht um mich kompromittirt hat. Darüber würde ich untröstlich sein. — Aber lassen wir das! — Sagen Sie mir doch, Chevalier, was meinte meine Mutter damit, als sie anfing von Pilois Heirath zu sprechen?

Pommenars (ihn beobachtend). Die ist ganz entschieden. Er heirathet ehester Tage Marien. —

Marq. v. Sevigné (herausfahrend). Marien, sagen Sie! (Mit Verstellung.) Sie ist noch so jung! — Ueberdies, als Pathe meiner Mutter, sollte sie anständig ausgestattet werden. — Die Heirath kann nicht Statt haben!

Pommenars (mit boshaftem Lächeln). Ich hatte es wohl vorausgesehen, daß sie nicht nach Ihrem Geschmack sein würde.

Marq. v. Sevigné. Es ist aber auch unerhört, daß man auf diese Art ein Mädchen aufopfern will, das die Unschuld selbst ist!

Pommenars (noch boshafter und mit heimlichem Wesen). Nicht wahr, Sie hatten ihr ein glänzenderes Los vorbehalten? Ich kenne das. — Gestehen Sie, Marquis, daß Sie auf die Kleine Absichten hatten, so ganz eigene.

Marq. v. Sevigné. Ihnen entgeht auch gar nichts. Ich läugne es nicht, dieses reizende Naturkind hat mir ein unwiderstehliches Gefühl beigebracht; eine wahre Leidenschaft. — Sie werden mich auslachen.

Pommenars. Auf Ehre nicht! — Die Kleine ist wirklich hinreißend.

Marq. v. Sevigné (mit Feuer und Zutrauen). Ist es nicht wahr?

Pommenars. In Ihrer Nähe erzogen, beinahe von

gleichem Alter mit Ihnen, mag sie wohl mit jedem Tage Ihren Augen neue Reize entfaltet haben; vielleicht ist sie die erste, die Sie das Glück gelehrt hat, zu fühlen und zu lieben. Wer auch der Gegenstand sein mag, der diesen ersten Aufflug der Seele bei uns veranlaßt, allemal reißt man sich nur sehr schwer davon los. — Ich bin durch all das durchgegangen. — Aber lassen Sie sehen, was Sie für einen Plan haben?

Marq. v. Sevigné. Noch weiß ich es selbst nicht. — (Mit Nachdruck.) Aber der Gedanke, daß Marie einem Andern angehören sollte — könnte mich zu allem vermögen.

Pommenars (seine Bewegung noch zurückhaltend). Es ist wahr, daß, wenn ich noch in Ihrem Alter wäre, und an Ihrer Stelle — (Mit bedeutendem Tone.) Gleichwohl würde ich fürchten, daß mir die Marquisin es niemals vergeben könnte, ihre Pathe verführt, das mütterliche Zutrauen verrathen, die heiligste von allen Pflichten, die Ehre und Zartgefühl auflegen, verletzt zu haben. — (Mit verstelltem Leichtsinn.) Aber, wie dem auch ist, Marie ist so schön! — Noch würde mich freilich auch Pilois Charakter zurückhalten. — Trotzig und überschäumend, wie er ist, würde er in Mariens Räuber nur noch den Gegenstand seiner Rache sehen; (mit Wärme) würde die Gegend mit seinen nur zu gegründeten Klagen erfüllen; würde die Ehrerbietung und Anhänglichkeit der guten Einwohner dieses Orts in offenbaren Haß verwandeln; dann müßten Sie dieses Schloß verlassen, müßten sich von einer angebeteten Mutter trennen, würden die letzten Tage eines wohlthuenden Oheims mit Kummer erfüllen — (Mit verändertem Tone.) Aber, noch einmal, Marie ist so schön!

Marq. v. Sevigné. Mein lieber Freund! alle diese Betrachtungen habe ich selbst schon tausendmal angestellt. —

Sie halten mich zurück und stellen sich meinem Vorhaben entgegen; aber sobald Marie sich zeigt, so macht ein einziger Blick von ihr, ein Wort aus ihrem Munde, mit ihrer liebenswürdigen Unbefangenheit ausgesprochen — —

Zweiter Auftritt.

Vorige. Marie.

Marie (in der Kouliſſe). Pilois! — Pilois!

Marq. v. Sevigné. Da ist sie! — Man sollte glauben, sie suche recht mit Fleiß die Unruhe, die mich treibt, noch unablässig zu vermehren.

Pommenars. Ich darf sie nicht aus den Augen lassen.

Marie (kommt durch die Thür im Hintergrunde). Pilois! — Wahrhaftig, ich muß auch den ganzen Tag nach ihm laufen. — Unterthänigen guten Tag, Herr Ritter! — (Zu Sevigné.) Nun, Herr Marquis, diesen Abend also —

Marq. v. Sevigné. Was willst du damit sagen?

Marie. Wie, denken Sie nicht an den Namenstag Ihrer Frau Mutter! — Ich werde kommen, meinen Glückwunsch abzuholen.

Pommenars. Wahrhaftig, ja, morgen ist Ihrer Frau Mutter Namenstag.

Marie (zu Sevigné.) Nicht wahr, Sie haben mir einen recht schönen gemacht!

Marq. v. Sevigné (betroffen). Ich habe noch nicht die Zeit gehabt.

Marie. Doch mein' ich, hätte das mehr Eile, als alles übrige!

Marq. v. Sevigné. Je nun! Sage meiner Mutter alles, was dir in den Sinn kommt; das wird ihr gerade eben so wohl gefallen. Glaub' es mir!

Marie. Der Herr Marquis wollen also, daß ich mich bei allen Menschen zum Gelächter machen soll?

Pommenars. Der Marquis hat Recht. Laß deinen schönen Mund ausdrücken, was dein Herz empfindet, und dein Glückwunsch wird darum nur so viel besser aufgenommen werden.

Marie. Wenn ich nun etwas Albernes vorbringe, so werden Sie es am ersten zu verantworten haben.

Marq. v. Sevigné (mit Bedeutung). Apropos! — Man sagt, daß du dich verheirathen wirst — und zwar recht bald?

Marie. Ich wollte, es geschähe schon morgen.

Marq. v. Sevigné (fährt zusammen).

Pommenars (den Marquis beobachtend). Wie es scheint, magst du nicht gerne warten?

Marie. Ei der tausend! — Wenn auch eine Sache einmal sein soll!

Marq. v. Sevigné (mit steigender Verwirrung). Und Pilois ist's, dem du den Vorzug gibst?

Marie. Er liebt mich am meisten. Darum verdient er den Vorzug.

Marq. v. Sevigné. Gleichwohl dünkt es mich, du hättest wohl eine vortheilhaftere Heirath treffen können.

Marie. Das ist unmöglich, Herr Marquis!

Marq. v. Sevigné. Warum denn?

Marie. Ich bin ganz in ihn vernarrt.

Marq. v. Sevigné (fährt von neuem zusammen).

Pommenars (für sich). Ich will mich stellen, als wollt' ich ihm zu Hilfe kommen! — (Zu Marien, ihren naiven Ton nachahmend.) Ich bin ganz in ihn vernarrt! Das ist bald gesagt. — Aber es *pflegt in der Ehe eine* Zeit zu kommen, wo dieses

Vernarrtsein, dieser Taumel der Liebe einer ganz kalten Gleichgiltigkeit Platz macht.

Marq. v. Sevigné (mit Feuer). Und zuweilen der bittersten Reue.

Marie (mit der rührendsten Unbefangenheit). Das mag wohl bei so vornehmen Herren, als Sie sind, der Fall sein; aber wir übrigen können nur einmal lieben und das durch das ganze Leben hindurch! — (Fröhlich und mit heimlichem Gesichte). Wirklich ist auch meine Frau Pathe eben jetzt mit meiner Mutter zusammen und verlangt ihre Einwilligung zu unserer Heirath.

Pommenars (absichtlich und nach den Marquis hinsehend). Aber fürchtest du nicht, daß Pilois dich hintergehen werde?

Marie. O, was das betrifft! — — Wird er mich in dem Garten gewahr, so hat er allezeit da, wo ich bin, am dringendsten zu thun. — Begegnen sich, wenn meine Mutter dabei ist, unsere Augen, so wird er fast eben so roth als ich. — Spricht er mit mir, so wird seine Stimme weich, wie die Stimme eines Kindes, und oft plötzlich von den possirlichsten Seufzern unterbrochen. — (Macht einen von Pilois tiefen Seufzern nach.) — Nun berufe ich mich auf Sie, Herr Marquis! Sagen Sie, heißt das nicht lieben? — Und Sie, Herr Ritter, der Sie sich so gut darauf verstehen müssen — ist das nicht die treueste, die aufrichtigste Liebe?

Pommenars (laut auflachend). Sie ist ganz einzig! —

Marq. v. Sevigné (absichtlich). Nun gut! Weil denn deine Heirath fest beschlossen ist — so will ich dir deinen Hochzeitsstaat schenken.

Marie. Der Herr Marquis sind zu gnädig!

Marq. v. Sevigné. Und da will ich, daß er im besten Geschmack sein und vorzüglich deiner niedlichen Taille gut anpassen soll —

Pommenars (für sich). Wo mag er wohl damit hinaus wollen?

Marq. v. Sevigné (zieht sie bei Seite). So sollst du mit mir nach Paris geh'n, ihn selbst auszusuchen.

Pommenars (geräth sichtbar in Bewegung).

Marie. Ach, das ist mir eben recht!

Marq. v. Sevigné. Ich will, daß man noch niemals zu Livry eine so schöne Braut gesehen haben soll!

Marie. Mein Gott, was muß das für ein Vergnügen sein, die schönsten Mädchen hier auszustechen und vor einem ganzen Dorfe voraus zu glänzen!

Marq. v. Sevigné (noch leiser und indem er sie noch mehr bei Seite zieht). Morgen, wenn du willst; ehe noch jemand aufgestanden sein wird.

Pommenars (für sich und aufhorchend). Morgen!

Marq. v. Sevigné. Ich werde dich ganz am Ende des Parks in meiner Kalesche erwarten.

Marie. Sie müssen mich aber so geschwind als möglich wieder zurückbringen. Ich werde meiner Mutter glauben machen, daß ich meiner Tante Marie Louise, die zu Bondy wohnt, ein Bouquet gebracht habe; so kann's ihr nicht einfallen, daß ich zu Paris gewesen bin. Also dabei soll's bleiben, morgen wie der Tag graut! (Sevigné macht ihr ein Zeichen, daß sie schweigen soll.) Aber ich bin recht begierig, ob meine Frau Pathe meine Mutter zum Einwilligen gebracht hat. — (Zu Pommenars.) Also Sie rathen mir, ihr zu ihrem Namenstage zu sagen, was mir gerade einfallen wird? — Liebe gnädige Frau Pathe — (Sie geht und scheint auf einige Phrasen zu studiren.) Liebe, gnädige Frau Pathe — gewiß — Nein, niemals werd'

ich mich da herausziehen können, das ist ausgemacht! niemals! (Sie geht durch die Thür im Hintergrunde hinaus.)

Dritter Auftritt.

Herr von Pommenars. Marquis von Sevigné.

Pommenars. Ich muß mich stellen, als wenn ich nichts gehört hätte. — (Nimmt seinen unbefangenen Ton wieder an.) Wie geschickt haben Sie ihrer Eigenliebe geschmeichelt, ihrer kleinen Eitelkeit schön gethan! Marquis, Sie versprechen viel; aber ich muß Sie verlassen. Ich habe noch etwas zum Namenstag der Marquise zurecht zu machen.

Marq. v. Sevigné (immer etwas verwirrt). Ich meinerseits will versuchen, einige Verse für sie zu machen. — (Für sich.) Die Kleine bringt mich so sehr in Verwirrung —

Pommenars (ebenfalls für sich). Ich will ihn seinem Nachdenken überlassen und unterdessen eilen, für sein Bestes zu sorgen. — (Geht durch die Seitenthür ab.)

Vierter Auftritt.

Marquis von Sevigné allein, in heftiger Bewegung auf und ab gehend.

Wie könnt' ich so viel Reizen widerstehen? So viel natürlicher Grazie? — Und doch, wenn ich an die Betrachtungen zurück denke, die mich Pommenars hat anstellen lassen — — (Er bleibt einen Augenblick nachdenkend und unbeweglich stehen.) Und Saint Amand, der noch nicht kommt — die Unruhe seiner Familie, das Geld, das ihm anvertraut war! — Und ich hab' ihn dahin bringen können! — Wie leichtsinnig, wie un-[illegible]tsam! — Aber ich will die Unruhe, die mich bewegt, [illegible]*hren lassen*, und mich nur mit dem Namenstage mei-

ner Mutter beschäftigen. — Keine Leidenschaft ist doch so mächtig, sie je aus meinem Herzen zu verdrängen. — (Er setzt sich auf einen Lehnstuhl vorn am Theater und zieht eine Schreibtafel und einen Bleistift hervor.) Laß sehen, was ich ihr sagen kann, das unser Beider würdig wäre!

Fünfter Auftritt.

Marquis von Sevigné, dichtend. **Frau von Sevigné** tritt aus dem Hintergrunde herein.

Fr. v. Sevigné (für sich, indem sie näher tritt). Er ist in dem Feuer der Dichtung.

Marq. v. Sevigné. Wie soll ich diese unnachahmliche Grazie malen, dieses Lächeln, den Vorläufer des lebhaftesten Witzes, der glänzendsten Einfälle? (Schreibt.)

Fr. v. Sevigné. Er zeichnet das Bild irgend einer schönen Unbesonnenen.

Marq. v. Sevigné. Wie soll ich den Reiz ausdrücken, den sie allem, was sie umgibt, mittheilt — das Glück, mit dem sie mein Dasein verschönert? (Schreibt.)

Fr. v. Sevigné. Ha, ich hab's errathen! — Es ist Ninon Enclos, die immerfort seine Fantasie befeuert. — Das beruhigt mich für Marien.

Marq. v. Sevigné (hält mit Schreiben inne und sagt im bewegtesten Tone). Ich kann nicht an sie denken, ohne daß mein Herz hoch auffahre.

Fr. v. Sevigné. Es ist ausgemacht, er liebt sie mit Leidenschaft. Diese Frau ist so verführerisch —

Marq. v. Sevigné (steht auf). Ah, vergeben Sie! Ich glaubte nicht, Ihnen so nahe zu sein. (Für sich.) Sollte sie mich wohl *gehört haben?*

Fr. v. Sevigné. Bleibe da, mein Sohn, bleibe nur! — Deine Leier scheint eben die zärtlichsten, wohlklingendsten Töne angeben zu wollen. — Ich würde untröstlich sein, wenn ich dich davon abbrächte.

Marq. v. Sevigné. Wirklich beschäftigte ich mich damit, einige Ideen in Reime zu bringen.

Fr. v. Sevigné. Ich errathe es schon. Du hast irgend eine berühmte Schönheit zur Muse gewählt. —

Marq. v. Sevigné (mit seelenvollem Ausdruck). Ihr Name wird immer unsterblich bleiben.

Fr. v. Sevigné. Und diese Frau, die du so hoch stellst, ist dir ohne Zweifel sehr werth?

Marq. v. Sevigné (mit dem nämlichen Tone). Ich werde sie lieben, so lang' ich nur athmen kann!

Fr. v. Sevigné (für sich). Armer Betrogener! — (Laut.) Es würde unbescheiden sein, wenn ich verlangen wollte, deine Verse zu lesen.

Marq. v. Sevigné (nach kurzem Nachdenken). Recht gern! Sie wissen wohl, daß es mir allezeit angenehm war, meine Versuche Ihrem Urtheil zu unterwerfen. — Was ich da gemacht habe, ist nur erst noch eine schwache Skizze.

Fr. v. Sevigné (neugierig). Was liegt daran? — Laß sehen!

Marq. v. Sevigné (liest aus seiner Schreibtafel, und richtet mit dem zärtlichsten Ausdrucke die Verse an sie).

»Geliebteste von allen Frauen, sage,
Wer war's, der dir die göttliche Magie,
Der Herzen Lenkerin zu sein verlieh?
Was fesselt uns an dich? Das ist die schwere Frage.
Ist es dein Geist, den hohe Weisheit schmückt?«

Fr. v. Sevigné (lacht laut auf).

Marq. v. Sevigné. Kommt Ihnen dieser Anfang lächerlich vor?

Fr. v. Sevigné (immer noch lachend). Ich gestehe dir, Marquis, ich erwartete nicht, die hohe Weisheit hier zu finden.

Marq. v. Sevigné (für sich). Welch Mißverständniß mag sie wohl irre leiten?

Fr. v. Sevigné. Laß uns fortfahren!

Marq. v. Sevigné (mit dem vorigen Ausdruck).

»Dein edles Herz voll Mild' und Engelgüte,
Die sanfte Grazie, des Lebens ew'ge Blüte,
Die nicht die Hand der rauhen Zeit zerknickt,
Die selt'ne Kunst, dem Auge, das kaum trocken,
Wehmüthig noch empor nach Tröstung blickt,
Ein Lächeln unter Thränen zu entlocken?« —

Fr. v. Sevigné (für sich). Das paßt allerdings genau zu Ninon. —

Marq. v. Sevigné (fortfahrend).

»O Angebetete, dir selber unbewußt,
Machst du dir alle, alle Herzen eigen!
Auch mein's ist dein, könnt' ich's entschleiert zeigen,
Es schlägt nur dir in dieser treuen Brust!« —

Bis dahin war ich gekommen, als Sie mich anredeten.

Fr. v. Sevigné. Mir däucht, die Lobrede ist vollständig genug.

Marq. v. Sevigné. Die, der ich sie bestimme, ist noch darüber erhoben. Ich wünschte ihr nun auszudrücken, was ich ihr alles schuldig bin. — Wenn Sie mir helfen wollten.

Fr. v. Sevigné. Ich?

Marq. v. Sevigné. Meine Verse würden dadurch an Reiz und Ausdruck gewinnen.

Fr. v. Sevigné (für sich). Er will sich auf meine Kosten lustig machen. — Dafür will ich mich rächen.

Marq. v. Sevigné (ebenfalls für sich). Es wäre doch allerliebst, wenn sie mir selbst an ihrem Glückwunsch helfen müßte! — (Laut.) Lassen Sie uns fortfahren!

Fr. v. Sevigné. Setz' dich nur erst!

Marq. v. Sevigné (setzt sich wieder in den Lehnstuhl am Tische und wiederholt folgende Verse).

Fr. v. Sevigné (einen Arm auf ihres Sohnes Schulter stützend, folgt allem, was er schreibt, mit den Augen).

Marq. v. Sevigné.

»O Angebetete, dir selber unbewußt,
Machst du dir alle, alle Herzen eigen!
Auch mein's ist dein, könnt' ich's entschleiert zeigen,
Es schlägt nur dir in dieser treuen Brust!
Ja, Alles dank' ich dir; mein Wissen —

Fr. v. Sevigné (lächelnd). Mein Entzücken!

Marq. v. Sevigné (schreibt).

»Das reinste Glück —»

Fr. v. Sevigné.

»Gibt es ein solches Glück.»

Marq. v. Sevigné (sich ihr nähernd).

»Es steht bei dir, in jedem Augenblick
Durch Liebe mich wohlthätig zu beglücken.
Sei meine Führerin durch dieses Labirinth,
Beschütze mich, steh' hilfreich mir zur Seite,
Und weiche nicht von mir!»

Fr. v. Sevigné (lacht immerfort und faßt ihm beim Kinne).

»Denn ich bin noch ein Kind,
Dem's nöthig thut, daß man's am Gängelbande leite!»

Marq. v. Sevigné. Sie scherzen! — Nun wohl, ich will mit diesem Gedanken schließen. — Leider kann ich seine Richtigkeit nicht bestreiten. — (Küßt mit voller Hingebung seiner Mutter die Hände und schreibt.)

»Ja, ich bin noch ein Kind,
Dem's nöthig thut, daß man's am Gängelbande leite!«

Sechster Auftritt.

Vorige. Beaulieu durch die Seitenthür links herein.

Beaulieu (im Hintergrunde). Wie soll ich, ohne daß es seine Mutter gewahr wird, ihn benachrichtigen, daß der junge Mann —

Fr. v. Sevigné. Du kommst gerade zurecht, Beaulieu! (Sie öffnet die große Brieftasche, die noch auf dem Tische liegt.)

Beaulieu (leise zu dem Marquis). Der junge Saint Amand ist eben angekommen. Er ist draußen in der Gallerie, ganz verwirrt und niedergeschlagen, und will mit Niemand reden, als mit Ihnen.

Marq. v. Sevigné. Genug!

Fr. v. Sevigné (nimmt den Brief an ihre Tochter aus der Brieftasche und schließt diese wieder zu). Der Briefkourier muß eben jetzt durch Livry durchkommen. Geh', ihn abzuwarten, und gib ihm diesen Brief. — Aber selbst, verstehst du mich? — (Sie gibt ihm den Brief.) Trage auch die Brieftasche wieder auf mein Zimmer!

Beaulieu (nimmt die Brieftasche und geht ab).

Marq. v. Sevigné (in Verwirrung). Entschuldigen Sie mich! Ich muß noch einige Anordnungen für die morgende große Jagd besorgen. — Im Augenblick bin ich wieder bei Ihnen. Die Unterhaltungen mit Ihnen sind so anziehend, und

ich bedarf so sehr guten Raths und vieler Nachsicht! — O, Sie haben wohl recht:

»Ich bin noch ein Kind,
Dem's nöthig thut, daß man's am Gängelbande leite!«

(Geht durch die Seitenthür links ab.)

Siebenter Auftritt.

Frau von Sevigné allein.

So viel Hingebung und Zutrauen entschädigen mich wenigstens für seine Unbesonnenheiten, und ich hoffe, daß er mit der Zeit — Aber, sieh da, Briefe, die ich nicht bemerkt hatte! — (Sie nimmt die Briefe, die auf dem Tische liegen, erbricht einen und liest ihn.) Er ist von der Prinzessin Harcourt. — Sie malt solche Hühnerfüße, daß ich ganz unmöglich herausbringen kann, was sie schreibt. — Oft antworte ich ihr, ohne ihre Briefe gelesen zu haben. Sie versteht dann nichts davon, und ich eben so wenig, und gleichwohl dauert das schon zwei Jahre. Wirklich, es ist zum Bewundern!

Achter Auftritt.

Frau von Sevigné. Pommenars.

Pommenars (kommt zur Hinterthür herein). Haben Sie den Marquis nicht gesehen?

Fr. v. Sevigné. Diesen Augenblick ist er von mir gegangen.

Pommenars. Und Marie? Wo ist sie? Was macht sie?

Fr. v. Sevigné. Ich weiß es nicht. — Aber sagen Sie mir, Ritter, sollten wir uns nicht mit dem Marquis geirrt haben? Ich kann mich gar an die Idee nicht gewöhnen, daß er ernstliche Anschläge auf meine Pathe haben sollte.

Pommenars (lebhaft). Die er gleichwohl diese Nacht zu entführen gedenkt.

Fr. v. Sevigné. Wissen Sie das ganz gewiß?

Pommenars. Es mag genug sein, wenn ich Ihnen sage, daß er unter einem listigen Vorwande, der der Eitelkeit dieser Kleinen schmeichelt, sie diese Nacht in seiner Kalesche nach Paris führen will — (Lustig.) Aber sein Sie ruhig; ich habe schon ein Mittel gefunden, es zu verhindern. Da er vorhin befohlen hat, daß man seinen Wagen ausbessere, hab' ich diesen dergestalt auseinander nehmen lassen, daß er wenigstens in acht Tagen nicht gefahren werden kann. Jetzt ist es an Ihnen, dafür zu sorgen, daß er nicht zu einem von den Ihrigen seine Zuflucht nehme.

Fr. v. Sevigné. Sie bringen mich in eine Unruhe, von der ich mich nicht erholen kann. — Wer um's Himmels willen, hat doch diese Leidenschaft anfachen können!

Pommenars. Es ist keine Leidenschaft. — Verheirathen Sie Ihre Pathe und der Marquis wird nicht weiter an sie denken.

Fr. v. Sevigné. Sie haben Recht. Man muß, ohne einen Augenblick zu verlieren, den Heirathskontrakt für Pilois und Marien aufsetzen lassen.

Pommenars. Ich übernehme das zu besorgen. — Man muß nur machen, daß der Marquis nichts davon erfahre. — Die Namen und den Betrag der Aussteuer läßt man zum ausfüllen offen, die übrigen Punkte werden wie gewöhnlich abgefaßt. — Im Augenblick bin ich wieder bei Ihnen. — (Er geht durch die Hinterthür und stößt mit der Nase auf Pilois und Marien, die eben eintreten. — Indem er die letzte mit Theilnahme be-

trachtet, faßt er sie beim Kinn, küßt sie verstohlen auf die Stirne und läuft eilends hinaus.)

Neunter Auftritt.

Frau von Sevigné. Marie. Pilois.

Pilois (hinten auf dem Theater). Er genirt sich nicht im Geringsten.

Fr. v. Sevigné (unbeweglich und nachdenkend vorn an der Scene). Wie, noch in dieser Nacht!

Marie (leise der Frau von Sevigné sich nahend). Nun, gnädige Frau Pathe, ist alles richtig?

Fr. v. Sevigné (mit der lebhaftesten Theilnahme). Ha, bist du da, liebe Kleine!

Pilois (von der andern Seite, seinen Hut zwischen den Händen drehend). Hat die Witwe Paul sich endlich gefügt?

Fr. v. Sevigné. Ja, sie hat meinen Gründen nachgegeben, und willigt in eure Heirath.

Marie (außer sich vor Freude). Sie willigt in unsere Heirath! (Indem sie sich Gewalt anthut, nicht aufzufahren.) Verzeihen Sie, gnädige Frau Pathe, wahrhaftig, bald wär' ich Ihnen um den Hals gefallen.

Fr. v. Sevigné (sie in ihre Arme schließend). Wer hindert dich daran! (Sie betrachtet sie in höchster Bewegung.) Liebenswürdiges, interessantes Geschöpf! — Warte! — (Sie geht an den Tisch und zieht eine Schublade heraus.)

Pilois. Also können wir uns nunmehr ohne Scheu sehen und zusammen sprechen, so viel wir wollen?

Fr. v. Sevigné (kommt mit einem Beutel voll Geld in der Hand zurück). Hier, Marie, nimm, meine liebe Pathe, dies zur Aussteuer!

Marie (den Beutel öffnend). Meine Frau Pathe ist zu gnädig! — Ach, du lieber Gott, wie viele Goldstücke!

Fr. v. Sevigné. Es sind meine Sparpfennige, die ich schon lange für dich bestimmt habe.

Marie. Ach, wenn ich es Ihnen ausdrücken könnte, wie ich das empfinde! —

Pilois. Niemals, gnädige Frau Marquise, nein, niemals können wir all' das Ihnen wieder vergelten.

Marie. Höre, Pilois — (Gibt ihm den Geldbeutel.) Weißt du, was wir damit machen?

Pilois. Vor allen Dingen kaufen wir dir die schönsten Hochzeitkleider.

Marie (lächelt mit Bedeutung). O nein, das ist nicht nöthig! — Mir fällt etwas ein. — (Zu Frau von Sevigné.) Sie kennen wohl das niedliche kleine weiße Haus dem Brunnen gegenüber, das sammt dem Garten zu verkaufen ist? — (Zu Pilois.) Sieh, das wollen wir kaufen! Dann lasse ich deine gute alte Mutter, die du so lieb hast, aus Bretagne hieher kommen, die können wir auf diese Art bei uns haben und ihre alten Tage pflegen.

Fr. v. Sevigné (Mariens Hand drückend). Wohl, Marie, recht wohl! — (Für sich.) Und ich sollte zugeben, daß man sie aufopfere! —

Marie. Nun, Pilois, du sagst gar nichts?

Pilois (mit abgebrochener Stimme.) Was soll ich sagen? Ich bin so entzückt, so bewegt —

Fr. v. Sevigné (tritt zwischen Beide). Jetzt kommt es nur noch darauf an, den Tag zur Hochzeit zu bestimmen. Es wird mir nicht schwer werden, die erforderliche Dispensation zu erhalten. Wenn ihr mit mir einstimmig seid, so lassen

wir heute den Ehekontrakt aufsetzen, morgen ist die Verlobung und übermorgen die Hochzeit.

Marie. Ich verlang' es nicht besser.

Pilois. Nein, nein, so geschwind kann es nicht gehen.

Marie. Du schlägst es aus, Pilois? Das hätt' ich niemals von dir geglaubt.

Pilois. Aber höre doch nur! Erstlich müssen wir meiner Mutter Zeit lassen, aus der fernsten Bretagne hieher zu kommen. Ich will und verlange, daß sie unserer Hochzeit beiwohne. Es ist der letzte schöne Tag, den die gute arme Frau noch vor sich hat. — Nächstdem muß man auch auf die Anstalten zur Hochzeit denken. —

Fr. v. Sevigné. Die werd' ich hier im Schlosse halten lassen. Ich übernehme alles.

Marie. Da hast du's, verwünschter Starrkopf!

Pilois. Und unsere Brautkleider? Wie steht es damit?

Marie (lächelt wie vorhin). Oho, die meinigen werden bald gemacht sein.

Pilois (mit steigendem Starrsinn). Das mag gut für dich sein, der die geringste Kleinigkeit schön läßt; aber wie soll es mit mir werden? Nein, nein, übermorgen kann's nicht geschehen!

Fr. v. Sevigné (mit Bedeutung). Ich sehe ein Mittel, wie wir alle Eins werden können. Während ich mit Pilois davon rede, geh' du, Marie, hin zu deiner Mutter. Du kannst es nicht länger anstehen lassen, ihr dafür zu danken, daß sie in eure Heirath eingewilligt hat.

Marie. Ich laufe schon hin zu ihr. — Aber vor allen Dingen, gnädige Frau Pathe, (auf Pilois zeigend) geben Sie *ihm nicht nach*. Ich bitte Sie.

Fr. v. Sevigné. Sei ganz ruhig!

Marie. Was er auch sagen oder thun mag, machen Sie nur, daß es sobald als möglich geschehe. — Hören Sie wohl, gnädige Frau Pathe! Sobald als möglich! (Geht durch die Thür im Hintergrunde ab.)

Zehnter Auftritt.

Frau von Sevigné. Pilois.

Pilois. Ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung, gnädige Frau Marquise; aber übermorgen kann es nicht sein.

Fr. v. Sevigné. Jetzt, wo wir allein sind —

Pilois. Unbeschadet dem Respekt, den ich Ihnen schuldig bin, werd' ich davon nicht abgehen.

Fr. v. Sevigné. Aber so höre mich doch nur an!

Pilois. Wenn ich einmal etwas bei mir beschlossen habe, so gibt es keine Macht auf Erden —

Fr. v. Sevigné (ungeduldig). Wirst du mich endlich einmal anhören, vermaledeiter Hitzkopf!

Pilois. Ja, gnädige Frau, ich höre schon! — Aber es wird doch nichts daraus, das sage ich Ihnen vorher.

Fr. v. Sevigné (mit halber Stimme). Nicht wahr, du liebst Marie recht herzlich?

Pilois. Ach, nur zu herzlich, gnädige Frau!

Fr. v. Sevigné. Du könntest sie nicht verlieren, ohne einen Schmerz zu empfinden?

Pilois. Sterben würd' ich davon, gnädige Frau!

Fr. v. Sevigné (geheimnißvoll). Nun wohl, wer steht dir dafür, daß nicht in diesem Dorfe, in diesem Schlosse vielleicht, einer ist, der sich, gerade wie du, in Marien verliebt hat, und eifersüchtig über den Vorzug, den sie dir gibt,

den Plan hat, sie zu verführen, und im ersten günstigen Augenblick mit ihr davon zu gehen!

Pilois (ganz erstaunt). Sollt' es möglich sein!

Fr. v. Sevigné. Ich denke mir nur so den Fall. Aber Marie ist so zutraulich, so leicht zu hintergehen! Ihre Jugend, ihre Unbefangenheit könnten einem Verführrr leicht Muth machen. — Ist sie erst deine Frau, so ist sie gerettet. — Sieh, darum wünsche ich deine Heirath zu beschleunigen, und das muß dich bestimmen, keinen Augenblick zu verlieren.

Pilois (in der höchsten Bewegung). Hier ist nicht zu zaudern, das ist gewiß! — Sie verführen, mir sie rauben, mir Pilois! — Nein, so schwer es mir ankommt, ich werde meine gute Mutter nicht abwarten. Heute den Heirathskontrakt, und übermorgen — Dabei bleibt's, gnädige Frau! — Wenn es wirklich wahr wäre, daß einer sich unterstehen sollte — ach, und ich könnt' ihn unter meine Fäuste kriegen!

Eilfter Auftritt.

Vorige. Pommenars.

Pommenars (kommt durch die Thür im Hintergrunde athemlos und sich das Gesicht abtrocknend). Der Notar setzt den Kontrakt auf. — Diesen Abend wird alles fertig sein —

Pilois (für sich). Wenn's dieser leichtsinnige Springer wäre! —

Pommenars. Ich bin, wie Sie sehen, nicht lange geblieben.

Pilois (für sich). Oder vielleicht der dicke Tagedieb von Haushofmeister!

Pommenars. Und gleichwohl hat der Herr Kontrakten-Schmied eine wunderschöne Frau.

Fr. v. Sevigné. Aber so bleich, so kalt. — Es ist Galathee, der der Hauch der Liebesgöttin fehlt.

Pommenars (unbesonnen). Ach, warum hat man es mir nicht aufgetragen, für ihre Belebung zu sorgen! Sie sollen sehen, daß dem alten Notar noch ein Unglück begegnet. — Eines schönen Morgens wird sie ihm entführt werden.

Pilois (der Pommenars aufmerksam ansieht, fährt zusammen).

Pommenars. Ja, ich sag's Ihnen, man wird sie ihm entführen! Sie ist, auf Ehre, zu schön, um hier im Dorfe zu bleiben. (Er dreht sich auf dem Absatze um.) Nun, Pilois, du bist also auf dem Gipfel deiner Wünsche, und wirst Marien heirathen.

Pilois (in der lebhaftesten Bewegung). Sicher werd' ich sie heirathen, und unglücklich würde der sein, der sie mir entführen wollte!

Pommenars (sieht ihn mit Erstaunen an).

Pilois. Wär' er auch ein großer Herr, ein Prinz, (mißt Pommenars mit den Augen) ein Ritter — ich stehe nicht für das, was geschehen könnte! — Nein, beim Henker, ich stehe für nichts! (Geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Frau von Sevigné. Pommenars.

Pommenars. Was ist denn das? Was mag er wohl haben?

Fr. v. Sevigné (lacht). Ich errathe es. Um ihn zu bewegen, sich unverzüglich zu verheirathen, bin ich genöthigt gewesen, ihn auf eine geschickte Weise auf die Gefahr aufmerksam zu machen, die Marien bedrohen könnte. Gleich sucht seine *entzündliche Einbildungskraft* schon nach dem Ver-

führer. — Unterdessen kommen Sie mit Ihrem gewohnten Muthwillen, Sie sprechen von Entführen —

Pommenars. Mich nimmt er in Verdacht? — Nein, das ist allerliebst! Wirklich rollte er seine großen Augen gegen mich. — (Trocknet sich das Gesicht ab.) Mich also, der sich außer Athem läuft, der sich für ihn hingibt, mich nimmt er in Verdacht? — (Beide lachen laut auf.)

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Marquis von Sevigné. Saint Amand.

Marq. v. Sevigné (an der Hinterthür, Saint Amand mit Gewalt hereinziehend). Ich sag's Ihnen, meine Mutter muß alles wissen.

Pommenars. Das ist der junge Saint Amand!

Marq. v. Sevigné. Sie allein kann uns von dem Unglücke retten, das nichts wieder gut machen kann.

Fr. v. Sevigné. Was soll das heißen?

Saint Amand (ganz in Verwirrung). Ach, gnädige Frau, Sie sehen hier den allerunglücklichsten —

Marq. v. Sevigné. Ich bin in Verzweiflung!

Pommenars. Erklären Sie sich!

Marq. v. Sevigné. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich letzthin vier hundert Louisd'or auf mein Ehrenwort verloren und dieses Geld von einem Freund geliehen habe, den ich, wie ich befürchtete, dadurch kompromittirt hätte. — Hier sehen Sie diesen allzuvertrauensvollen Freund!

Fr. v. Sevigné. Weiter!

Marq. v. Sevigné. Sein Vater hatte ihm aufgetragen, zweiundzwanzig tausend Livres, als den Betrag der monatlichen Steuer seines Kreises, in die Generalkasse abzu-

liefern. — Von diesem Gelde bot er mir die vier hundert Louisd'or an, die ich verloren hatte, in der festen Zuversicht, sie noch denselben Abend bei einem Freunde wiederzufinden, zu dem er hineilte, der aber seit drei Tagen abwesend war. Es war schon spät, und er sollte am folgenden Morgen das Geld abliefern, das ihm anvertraut war.

Fr. v. Sevigné. Nun?

Marq. v. Sevigné. In dieser fürchterlichen Unruhe fällt ihm ein, daß ihm der Zufall wohl wiedergeben werde, was ich verloren hatte; so kehrt er nach dem Hause zurück, in das ich ihn einführte, und dort — verliert er Alles. Aber ich bin allein Schuld daran; ohne mich würde er das verwünschte Haus nie kennen gelernt haben! — Ach, wie heftig auch der Schmerz sein mag, den er empfindet, so kann er doch dem nicht gleichen, der mich zu Boden drückt.

Fr. v. Sevigné (mit bedeutendem Tone). Wie, Marquis, so weit hast du dich vergessen können!

Marq. v. Sevigné. Was meine Verzweiflung auf die letzte Grenze treibt, ist, daß man bereits auf der Generalkasse von der verzögerten Ablieferung dieser Einnahme spricht. Sie kennen die außerordentliche Strenge des Herrn von Darmanpierre.

Pommenars. Sie ist ganz unerbittlich. Mehr als zweihundert Einnehmer hat er schon abgesetzt.

Saint Amand. Und mein Vater, wenn er entdeckte — —

Fr. v. Sevigné (lebhaft). Binnen drei Stunden müssen Sie die zweiundzwanzigtausend Livres an die Generalkasse abliefern.

Pommenars. Ich habe sehr zufällig dreitausend. Sie stehen Ihnen zu Diensten.

Marq. v. Sevigné. Würdiger Freund! (Er stürzt sich gegen die Marquise.) Wenn meine Mutter —

Fr. v. Sevigné (tritt zurück, wirft einen strengen Blick auf ihn und geht nach einem minutenlangen Stillschweigen in ihren Büchersaal, rechts von den Zuschauern).

Marq. v. Sevigné (folgt ihr mit den Augen). Welcher Blick, welches bedeutende Schweigen! Wie aufgebracht sie scheint!

Pommenars. Nicht ohne Ursache. Sie haben einen sehr großen Fehler begangen. Wie Sie wissen, bin ich nicht skrupulös, ich hab' ihrer in meinem Leben sehr viele gemacht, aber ich glaube nicht, jemals so weit gegangen zu sein.

Fr. v. Sevigné (kommt mit einem Juwelenkästchen in der Hand zurück). Hier, Marquis! (Bewegt und mit Würde.) Diesen Schmuck gab mir dein Vater am Tage, da du geboren wurdest. — (Sie öffnet das Kästchen.) Er ist so viel und mehr werth, als die erforderliche Summe. — »Möchten — so sagte dein Vater zu mir — möchten diese Steine eine Vorbedeutung der glänzenden Tage sein, durch die Ihr Sohn einst Ihre Laufbahn verschönern wird!« — Marquis, ich zweifle, daß man den heutigen unter ihre Zahl werde rechnen können. — (Sie gibt ihm das Kästchen.)

Marq. v. Sevigné (nimmt es mit Zittern und bedeckt die Hände seiner Mutter mit Küssen, indem er sie mit gerührtem Blick ansieht).

Fr. v. Sevigné. Aber der Augenblick ist dringend. Der geringste Verzug könnte unwiderbringlichen Nachtheil verursachen.

Pommenars. Nehmen Sie Postpferde! In zwei Stunden können Sie zu Paris sein.

Fr. v. Sevigné. Wende dich nur an meinem Juwelier. Er wird dir zu dem Verkauf dieser Steine Anleitung geben. Sie, Herr von Saint Amand, melden sich auf der Generalkasse und wenden irgend eine Nachlässigkeit vor, irgend eine jugendliche Unbesonnenheit. — Sie werden dann von dem Herrn Darmanpierre einen heftigen Verweis auszuhalten haben — und den haben Sie wohl verdient.

Saint Amand. Ach, gnädige Frau — wie soll ich meine Erkenntlichkeit —

Pommenars. Fort, fort, reisen Sie! —

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Beaulieu.

Beaulieu (in der Thür, im Hintergrunde, meldet). Herr Darmanpierre!

Saint Amand. O mein Gott!

Marq. v. Sevigné. Welcher Donnerschlag!

Fr. v. Sevigné (Herrn Saint Amand die Seitenthür links zeigend). Retten Sie sich hier in dieses Zimmer!

Saint Amand (geht hinein).

Pommenars. Wie können wir uns da herausziehen?

Fr. v. Sevigné. Dir, Marquis, empfehle ich Vorsicht und Muth! — (Zu Darmanpierre, welcher eintritt.) Herzlich guten Tag, Herr General-Einnehmer!

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige außer **Saint Amand. Darmanpierre.**

Darmanpierre (mit ungestümen Ton und sehr eilig thuend). Ich habe nicht durch Livry reisen wollen, ohne meiner alten Freundin *meine Ehrfurcht zu* bezeigen. (Küßt der Marquise die

Hand. Zu Pommenars.) Herr Ritter, ich grüße Sie höflichst! (Reicht dem Marquis, der in der höchsten Verwirrung da steht, die Hand.) Ich sagte es Ihnen doch wohl, daß Sie mich unverzüglich hier sehen würden.

Pommenars (ganz fröhlich). Ohne Zweifel wollen der Herr General-Einnehmer Ihre schönen Meierhöfe hier in der Nachbarschaft besuchen?

Darmanpierre (mit ungestümen Tone). Ganz und gar nicht! Eine ausgebliebene Geldablieferung, die mich wundert und beunruhigt, verlanlaßt mich, nach Meaux zu gehen.

Fr. v. Sevigné (blickt ihren Sohn an).

Darmanpierre. Sie kennen wohl die Familie Saint Amand, deren Chef, ein Verwandter von mir, und ein sehr guter, aber ganz armer Edelmann, im vorigen Jahre zum Steuer-Einnehmer dieses Kreises ernannt ward.

Fr. v. Sevigné. Es ist eine durchaus achtbare Familie.

Marq. v. Sevigné. Der Sohn ist mein Freund. — Ich werde ihm bis in mein Grab zugethan bleiben.

Darmanpierre. Seitdem dieser mein Vetter die Stelle bekleidet, für die ich die Kaution bestellt habe, hat er niemals unterlassen, die Monats-Einnahme, wie es so hergebracht ist, jedesmal am zehnten abzuliefern; heute haben wir bereits den vierzehnten und ich habe noch nichts erhalten. — Ist das aus Nachlässigkeit geschehen, so werde ich ihm einen derben Verweis dafür geben; sollte aber gar eine Veruntreuung dabei zum Vorschein kommen, so setz' ich ihn ab, und bekümmere mich mein Lebenlang nicht weiter um ihn.

Fr. v. Sevigné (blickt von neuem ihren Sohn an).

Marq. v. Sevigné (für sich). Alles ist verloren!

Fr. v. Sevigné (mit anscheinender Ruhe). Herr von Dar-

manpierre hat, wie ich sehe, noch nichts von seiner gewöhnlichen Unbiegsamkeit verloren.

Darmanpierre. Sie ist zu den wichtigen Verrichtungen, die mir anvertraut sind, durchaus erforderlich. — Ich wiederhole es Ihnen: hat Saint Amand sich einer Veruntreuung schuldig gemacht, so werde ich seine Familie beklagen, aber an ihm ein Exempel statuiren.

Fr. v. Sevigné. Setzen Sie sich doch! (Sie zeigt auf einen Stuhl, den Beaulieu hinter ihn gesetzt hat.)

Darmanpierre (sich auf seinen Stock lehnend). Nein, nein, ich kann mich nicht aufhalten. — Ich wollte mich blos nach Ihrer theuren Gesundheit erkundigen.

Fr. v. Sevigné. Sie ist, wie Sie sehen, vortrefflich. — Aber, ich bitte Sie, schenken Sie mir doch nur einen Augenblick! Seit einigen Monaten habe ich so selten das Vergnügen, Sie zu sehen.

Darmanpierre. Der Krieg in Flandern macht mir so viele Arbeit!

Fr. v. Sevigné (für sich). Wo soll man auf der Stelle die zweiundzwanzig tausend Livres finden?

Darmanpierre. Der Saint Amand will mir gar nicht aus dem Sinn.

Fr. v. Sevigné. Vielleicht hat der Rendant der Abtei —

Darmanpierre (zu Beaulieu, der einen zweiten Lehnstuhl bringt). Sobald die frischen Pferde vorgespannt sind, bitte ich, es mir zu sagen.

Beaulieu. Frische Pferde von der Post?

Darmanpierre. Allerdings! Versteht er mich denn nicht?

Fr. v. Sevigné (leise zum Marquis). Lauf und laß sie abbestellen; dann besorge, daß man das Mittags-Essen auftrage. (Der Marquis geht ab.)

Beaulieu (geht lächelnd ab und murmelt zwischen den Zähnen). Der Alte belustigt mich immer mit seinem ungestümen Wesen.

Pommenars (leise zu Frau von Sevigné). Wir müssen suchen, ihn aufzuhalten.

Fr. v. Sevigné (leise zu Pommenars). Helfen Sie mir nur dabei!

Sechzehnter Auftritt.

Frau von Sevigné. Pommenars. Darmanpierre.

Fr. v. Sevigné (ganz heiter). Nun, Herr General-Einnehmer, was haben Sie Neues zu Paris?

Pommenars. Sind die kleinen Souper noch immer beliebt?

Darmanpierre (sich ein wenig entrunzelnd). Mehr, als jemals, und man muß gestehen, daß es nichts angenehmeres gibt. Man lacht dabei ohne Gezier, man vergißt das Lästern und man erwirbt sich wahre Freunde. — Nein, ich sag' Ihnen, nur nach diesen Abenden kann man die schönen Tage im Leben berechnen. (Sieht nach der Thür im Hintergrunde.)

Pommenars. Neulich hab' ich einen solchen bei der Herzogin von Longueville zugebracht. Sie wissen, daß sie regelmäßig jeden Donnerstag Kopfweh hat — (lacht) das heißt, sie befiehlt ihrem Portier, die Zudringlichen abzuweisen, und nur Personen, die zu ihrem engeren Zirkel gehören, einzulassen.

Darmanpierre (lacht). Ich verstehe, ich verstehe!

Fr. v. Sevigné (zieht ihm beim Rocke). Aber so setzen Sie sich!

Darmanpierre (setzt sich unwillkürlich neben der Marquise nieder).

Pommenars (setzt sich an die andere Seite, neben Darmanpierre). Die Herzogin befand sich auf ihrem Sopha, schön, blühend und in einem sorgfältigst gewählten Negligee. — Sie hätten sehen sollen, wie geschickt sie sich zu beklagen verstand, mit welchem fein studirten Schmachten sie unser Mitleid zu erregen wußte! — Auch überhäufte man sie mit Sorgfalt und Gefälligkeiten. — Ich für mein Theil betrachtete sie mit einer Neugierde, die sie für die zärtlichste Theilnahme hielt und auf das Dankbarste anerkannte.

Darmanpierre (hebt sich halb in die Höhe und sieht immerfort nach der Thür im Hintergrunde).

Fr. v. Sevigné (zieht ihn wieder auf seinen Stuhl). Letzthin war ich zu einem Souper bei Hofe, bei welchem der Ernst der Etikette durch eine höchst spaßhafte Scene unterbrochen ward. — Das Souper war in großem Ceremoniel; als man der Prinzessin zu trinken brachte, war die Herzogin von Gevres die erste, die sich anschickte, ihr die Serviette zu reichen. Sie fing an, ihre Handschuhe auszuziehen; aber da sie eine dunkle Haut und einen knöchernen Arm hat, gerieth sie in Stocken und konnte nicht fertig werden. — Darüber stoße ich die Frau von Arpajon, die sich neben mir befand, an, und diese zog sogleich ihren Handschuh ab, trat der Herzogin vor und reichte mit ihrer gewohnten Grazie und mit dem schönsten Arme von der Welt der Prinzessin die Serviette. Unterdessen bleibt die Herzogin von Gevres immer noch auf der Erhöhung stehen, betäubt, verwirrt und vorzüglich ärgerlich darüber, daß sie ihren Arm entblößt hat. — Die Königin konnte sich *des Lachens nicht* enthalten, der König war auf

dem Punkt, seine Majestät zu vergessen, die Prinzessin wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen, und ich machte ein Gesicht, das gar nicht viel taugte.

Darmanpierre. Ich mein', ich seh' es von hier. — Uebrigens müssen meine Pferde nun angespannt sein.

Fr. v. Sevigné (noch lustiger, als vorher, indem sie Darmanpierre immer näher rückt). Glücklicher, ja, recht glücklicher Weise befreite mich die Ankunft einer alten Witwe aus der Provinz von dem Zwange, den ich mir anthun mußte, um nicht zu lachen. — Sie sah wahrhaft wie ein Gespenst aus. Der Graf von Artois erschrack über ihren Anblick und fragte sie, was sie wollte. — »Ich wollte — antwortete sie mit herber Stimme und mit der Schüchternheit des sechzigjährigen Alters — den König bitten, mir eine Unterredung mit dem Minister Louvois zu verschaffen!» — Darauf antwortete ihr der König mit dem ehrerbiebtigsten Tone: »Sehen Sie, gnädige Frau, hier ist der Erzbischof von Rheims, der kann es weit besser, als ich!» — Alle Welt brach in ein lautes Gelächter aus, am meisten ich, die schier daran erstickt wäre.

Darmanpierre. Die vornehmen Damen aus der Provinz sind so possirlich, wenn sie die Hofleute nachahmen wollen.

Pommenars. Dies erinnert mich an eine gravitätische Baronesse von Utrecht, die noch ziemlich frisch und reizend aussieht, und der der Herzog von Orleans neulich einige etwas freie Galanterien sagte. — »Ach, mein Gott! — sagte die Baronesse, mit der Miene des tiefsten Respekts — Euer königliche Hoheit sind so gnädig, gar zu unverschämt zu sein.»

Darmanpierre (lacht überlaut). Das will ich mir behalten.

Pommenars (für sich). Nun haben wir ihn fest.

Fr. v. Sevigné (ebenfalls für sich und nach der Thür im Hintergrunde blickend). Ich sitze wie auf Kohlen.

Darmanpierre. Ob es gleich seit Ihrer Trennung Ihren alten Freunden nicht mehr vergönnt sein soll, in Ihrer Gegenwart den Namen der Frau von Grignan auszusprechen, so kann ich doch dem Drang nicht widerstehen, Sie um Nachrichten von dieser schönen und geliebten Gräfin zu bitten.

Fr. v. Sevigné (bewegt). Ihre Briefe versichern mich, daß sie so glücklich lebt, als sie es zu sein verdient. — Ach, lieber Herr von Darmanpierre, es vergeht kein Tag, der mich nicht die Erfahrung machen läßt, (mit sehr bedeutendem Tone) daß das Herz einer Mutter ein Altar sei, der zu mannigfachen Opfern bestimmt ist.

Pommenars (lebhaft). Nun, und Frau von Carman hat ihr Tambouret bei der Königin verloren?

Darmanpierre. Sie ist völlig in Ungnade gefallen.

Pommenars. Das wundert mich nicht; sie ist eine unerträglich gelehrte Närrin, die im Stande wäre, selbst ihre Häßlichkeit noch zur philosophischen Aufgabe zu machen.

Darmanpierre (steht ungeduldig auf). Ich sollte nun schon weg sein!

Fr. v. Sevigné (ebenfalls aufstehend). Werden Sie dieses Jahr zu der Ständeversammlung nach Bretagne gehen?

Darmanpierre. Nein, das schwör' ich Ihnen! — Ich kann noch die tödtliche Langeweile nicht vergessen, die ich bei der vorigen habe aushalten müssen.

Pommenars (ebenfalls aufstehend). Es ist wahr, es gibt da so viel Ceremoniel, so ein Durcheinander —

Fr. v. Sevigné. *Und was* kommt am Ende daraus? —

Man fragt blos, was der König verlangt, ohne einige Bemerkungen dazu zu machen. — Vierzigtausend Thaler für den Gouverneur — doppelt so viel für die Ausbesserung der Landstraßen, die bei alle dem täglich schlechter werden — Fünfzehn bis zwanzig große Tafeln, ewiges Spiel, tödtende Bälle, verkrüppelte Schauspiele, ein halbes Hundert über und über gestickter Edelleute aus der Provinz, etwa dreißig steif geputzte Frauen, die sich um den Tanz streiten, neu gekleidete Lackeien voll Todesangst, daß sie ihre Livreen beflecken möchten, lachen, brummen, klatschen, Bocksprünge — hier haben Sie ein Bild von den Ständeversammlungen.

Darmanpierre. Gerade so sind sie! — Auf Ehre, ich glaube mich noch dabei zu befinden. — Aber Sie malen auch mit einer Wahrheit — Doch, nun erlauben Sie, daß ich mich Ihnen zum letzten Male empfehle. (Er küßt der Marquise die Hand.)

Fr. v. Sevigné (mit erschrockener Stimme). Auf Wiedersehen also, Herr General-Einnehmer!

Siebzehnter Auftritt.

Vorige. Beaulieu.

Beaulieu (mit einer Serviette in der Hand). Gnädige Frau, es ist angerichtet.

Fr. v. Sevigné (für sich). Ich komme wieder zu Athem.

Darmanpierre (zu Beaulieu). Es ist doch wohl angespannt?

Beaulieu. Ihr Wagen steht auf dem innern Hofe, aber Pferde sind noch nicht davor.

Darmanpierre. Wie, in der ganzen Zeit — — ?

Fr. v. Sevigné (lächelnd). An den Tagen, wo der Ar-

mee-Kourier durchkommt, muß man zuweilen warten. — Sie müssen mit uns zu Mittag speisen.

Darmanpierre. Unmöglich! Ich müßte jetzt schon zu Meaux sein.

Pommenars. Sie brauchen keine zwei Stunden bis dahin.

Fr. v. Sevigné. Und es ist jetzt eine Hitze draußen —

Pommenars. Sie werden den Abend Zeit genug haben.

Darmanpierre. Bei Geschäften ist der geringste Verzug oft von dem größten Nachtheil.

Fr. v. Sevigné. Die Marschallin von Villars, die Sie so sehr verehren, ist bei mir. Sie können doch nicht weggehen, ohne sie begrüßt zu haben.

Beaulieu. Eben ist sie in den Saal getreten.

Pommenars (leise zu Darmanpierre). Und dann, so ist Morgen der Marquise Namenstag. Beim Dessert wird man Sie anbinden. Sie können nicht davon los kommen, ihr auch ein Bouquet anzubieten.

Fr. v. Sevigné (spricht leise zu Beaulieu, und zeigt mit dem Finger nach der Seitenthür links).

Beaulieu (geht durch diese Thür ab).

Darmanpierre (leise und unentschlossen zu Pommenars). Wirklich, heute ist der Vierzehnte! (Laut zu Frau von Sevigné.) Ich hatte mir doch so fest vorgenommen, schon vor zwei Uhr in Meaux zu sein! (Mit rauhem Tone.) Aber das sage ich Ihnen voraus, gleich nach dem Essen fahr' ich davon.

Fr. v. Sevigné (mit heimlicher Freude). Ganz nach Ihrem Gefallen. Aber das muß ich Ihnen gestehen: wären Sie weggegangen, so wären wir zu Unfrieden gekommen.

Darmanpierre (gibt der Marquise die Hand). Wie sollte man Ihnen widerstehen können!

Pommenars (nimmt die Marquise an der andern Hand). Man muß gestehen, bei all' seinem strengen Ernst weiß der Herr General-Einnehmer (lacht) so viel Galanterie zu zeigen. (Sie gehen durch die Thür im Hintergrunde ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Marie. Pilois kommen durch die Seitenthür rechts herein.

Pilois (zu Marien, die zuerst langsam hereintritt und einige Thränen von ihren Augen zu trocknen scheint). Komm, Marie, komm! Du mußt dich nicht darüber betrüben.

Marie. Hab' ich doch so sicher geglaubt, meine Mutter hätte in unsere Heirath gewilligt, so ganz gutmüthig. — (Sie ahmt eine ernsthafte Stimme nach.) Ich habe, hat sie ganz zornig zu mir gesagt, es der Frau Marquise nicht abschlagen können; heirathe denn meinetwegen den Pilois, weil du dir's einmal in den Kopf gesetzt hast; aber ich komme nicht auf die Hochzeit, das sage ich dir zum voraus! (Mit natürlicher Stimme.) Meine Mutter sollte nicht zu meiner Hochzeit kommen!

Pilois. Possen! Possen! Wir wollen schon machen, daß sie kommt. Das ist noch so ein kleines Ueberbleibsel von der Idee, die sie hatte, mich heirathen zu wollen.

Marie. Sie hat Recht, daß sie fest daran hält! — Du wirst ein so guter Ehemann sein — gerade darum hängt auch mir das Herz so daran. — Ich habe alles versucht, um dich meiner Mutter zu überlassen.

Pilois. Was nennst du: mich überlassen!

Marie. Aber je mehr ich mir Mühe gab, mich von dir

los zu machen, desto lebhafter hab' ich gefühlt, daß ich dich liebe. So steht es mit mir. Meine Mutter mag sagen, was sie will, ich werde ihr antworten, daß ich mein Möglichstes gethan habe, dich im Stich zu lassen; aber daß es mir durchaus nicht hat gelingen wollen. Ich werde noch hinzufügen, daß du für Gram sterben wirst, wenn du mich nicht heirathen kannst, und daß ich auch sterben werde, wenn du stirbst, und daß es diesemnach, wiewohl es mir leid thut, doch besser ist, daß sie ein klein wenig dabei leide, uns vereinigt zu sehen, als daß wir beide sterben sollten, wenn wir es nicht würden.

Pilois. Also ist es doch wahr, daß du mich immer noch liebst und mich jedem Andern vorziehst? (Absichtlich.) Ich hatte gleichwohl gefürchtet, daß der Blitzritter von Pommenars —

Marie (mit dem natürlichsten Tone). Was willst du damit sagen?

Pilois. Ich hatte zu bemerken geglaubt, daß er dich zärtlich anblickte; (noch absichtlicher) gewiß hat er dir schöne Sachen angeboten, Geschenke?

Marie (mit der nämlichen Unbefangenheit). Geht mir denn etwa was ab? — Besonders da der Herr Marquis —

Pilois. Ach, der Herr Marquis, der macht mir keine Sorgen, der hat lauter redliche Absichten. — Aber der vertrakte Ritter von Pommenars! — (Mit verändertem Tone.) Siehst du, Marie, es würde mich nur gar zu sehr betrüben, wenn man unsere Eintracht stören könnte!

Marie. Sei doch stille davon! Wir werden eine allerliebste Ehe führen! — Nicht gerade, daß ich sicher wäre, daß nicht von Zeit zu Zeit ein kleiner Zwist vorkommen sollte — denn einmal schon wirst du starrköpfig sein — Aber das ist mir gleichviel, *man sagt, das ist den* Bretagnern angeboren, und

daß das bei ihnen ein gutes Herz verbürgt; und das ist alles, was ich brauche. — Dann denk' ich auch wohl, daß du argwöhnisch und eifersüchtig sein wirst — auch das ist mir gleichgiltig, weil ich, so oft dir das ankommt, dich schamroth machen werde, und das wird mir gewaltig viel Spaß machen. — Endlich, so wirst du auch wohl um nichts und wieder nichts in Hitze gerathen und Lärm machen; aber auch sogar das soll mir nichts verschlagen, weil ich bei meiner Mutter schon an das Getöse gewöhnt worden bin, und mir vielleicht mit der Zeit der Himmel die Gnade thun wird, daß ich eben so laut schreien kann, als du.

Pilois. Geh', geh', ich sehe wohl, daß wir für einander geschaffen sind. — Aber es — (indem er auf die Thür im Hintergrunde hinweist) — es däucht mir, daß die da drinnen bald von der Tafel aufstehen werden. — Hast du die Blumensträuße bei der Hand?

Marie. Ach mein Gott, da erinnerst du mich, daß ich noch den zurecht machen muß, den mir der Herr Ritter von Pommenars so ernstlich anempfohlen hat.

Pilois (mit einer Bewegung, die er sich zu unterdrücken bemüht). So, er hat einen Blumenstrauß bei dir bestellt?

Marie. Der blos aus zwei Blumen bestehen soll.

Pilois (wie zuvor). Und hat dir ihn anempfohlen?

Marie. Als ob das der Mühe verlohnte! — Aber, ich habe keine Zeit zu verlieren. — Du, Pilois, bleib' hier und rufe mich, sobald die Gesellschaft in den Saal tritt. (Geht durch die Seitenthür rechts ab.)

Zweiter Auftritt.

Pilois allein, in unruhiger Bewegung.

So, er bestellt Blumensträuße bei ihr? Das ist wieder ein neuer Fallstrick! — Er ist so geschickt im Verführen, und ich sollte noch zweifeln, daß er mir Marien wegschnappen will! — Ha, ha, ich habe meine Augen so gut, wie ein Anderer — ich will wohl genau genug Acht geben!

—— ——

Dritter Auftritt.

Pilois. Marquis von Sevigné kommt schnaufend und sich das Gesicht abtrocknend, ohne daß er Pilois gewahr wird.

Marq. v. Sevigné. Vergebens habe ich das ganze Dorf ausgelaufen und die Gegend umher. Es scheint, daß alles sich vereinige, mich niederzuschlagen. (Setzt sich und stützt sich auf den Tisch.)

Pilois (für sich, indem er ihn beobachtet). Was mag er wohl haben!

Marq. v. Sevigné (wie zuvor). Ich habe nicht zum Essen kommen können. — Wie peinlich muß sich meine Mutter fühlen! — Und Saint Amand, wie muß der leiden! Ich schließe es nach allem, was ich empfinde.

Pilois (wie zuvor). Er scheint ganz außer sich!

Marq. v. Sevigné (nach einem Augenblick stillschweigenden Nachsinnens). Ich sehe Niemand, der uns aus dieser Lage ziehen könnte, als den Commandeur Destournelly. — Er ist ein zuverlässiger Freund, auf den ich rechnen kann. (Zu Pilois, der ungewiß auf ihn zukommt.) Ha, bist du da, Pilois? (In heftiger Bewegung aufstehend.) Geh, laß meine Jagdstute satteln!

Pilois (lebhaft). Ganz wohl, Herr Marquis!

Marq. v. Sevigné. Laß sie an's Ende vom Park brin-

gen; doch nein, in den großen Hof. Dort will ich selbst hinkommen. Lauf und verliere keinen Augenblick!

Wilois. Sein Sie ganz ruhig! (Für sich.) Ich will aber doch erst sehen, ob der Ritter von Pommenars —

Marq. v. Sevigné. Aber so lauf doch!

Wilois. Ich renne schon! — (Läuft durch die Seitenthür rechts hinaus.)

Vierter Auftritt.

Marquis von Sevigné allein.

Aber von hier bis zu des Kommandeurs Gute ist weiter, als eine Stunde. Wie schnell ich auch reiten mag, so fürchte ich doch, daß Darmanpierre schon fort sein werde. — Was soll ich thun und was anfangen?

Fünfter Auftritt.

Marquis von Sevigné. Pommenars.

Pommenars (kommt aus der Thür im Hintergrunde, mit einer Serviette im Knopfloch). Nun, Marquis, man hat schon den Nachtisch aufgetragen! Woran sind wir?

Marq. v. Sevigné. Ich habe bei dem Rentmeister von der Abtei nur einige Rollen gefunden, die mit Ihren drei tausend Livres und dem, was mir meine Mutter hat verschaffen können, noch lange die Summe nicht ausmachen, die ich durchaus haben muß.

Pommenars. Suchen wir das Fehlende so schnell als möglich zusammen zu bringen!

Marq. v. Sevigné. Aber woher? Durch welche Mittel? Ich habe meinen Bereiter zu dem Baron geschickt. — Er ist auf der Jagd —

Pommenars. Da kommt er nimmer von weg!

Marq. v. Sevigné. Meinen Kammerdiener zu dem Vicomte. Der ist auf mehrere Tage nach Versailles. Man sollte glauben, daß alle, die mir in diesem Augenblicke ihre Börsen öffnen könnten, sich das Wort gegeben hätten, nicht zu Hause zu sein. Wenn ich nur — drei Stunden Zeit gehabt hätte, so wäre ich selbst nach Paris gegangen. — Aber der Darmanpierre ist so ungestüm, so eilig — Ich weiß nicht mehr, an wen ich mich wenden soll. — Ah — die Frau von Villars —

Pommenars. Sie hat so viel Würde, so viel Zurückhaltung! Höchstens gibt sie zwanzig Louisd'or.

Marq. v. Sevigné. Wie soll ich aus dieser peinlichen Verlegenheit kommen?

Pommenars. Wir haben gleichwohl keine Minute zu verlieren. Darmanpierre hat nochmals bestellt, daß man seinen Wagen anspannen soll.

Marq. v. Sevigné. Sie machen mich schaudern.

Pommenars. Er ist noch nicht weg! Ich kehre zur Tafel zurück, und fange damit an, die Marquise zu benachrichtigen, daß der Rentmeister die Summe nicht hat voll machen können; dann suche ich die Unterhaltung zu beleben, greife die neuen Finanzoperationen an, der Herr Generaleinnehmer vertheidigt sie mit Ernst und mit Witz; ich antworte ihm darauf, er ereifert sich —

Marq. v. Sevigné. Läßt Sie sitzen, steigt in seinen Wagen und fährt nach Meaux.

Pommenars. Er ist noch nicht dort! Ich gewinne einen von seinen Postillons — laß ihm ein Rad zerbrechen — Nein, nein! (*leise dem Marquis in's Ohr*) ich lasse ihn, beim Heraus-

fahren aus Livry, sachte umwerfen, das ist noch besser. — Mit einem Worte, es gibt kein Mittel, das ich nicht versuche, um zu verhindern, daß er nicht nach Meaux komme. — Er soll nicht wegreisen, sag' ich Ihnen, ganz gewiß soll er nicht wegreisen! (Geht durch die Thür im Hintergrunde ab.)

Sechster Auftritt.

Marquis von Sevigné allein.

In welchen Abgrund habe ich mich gestürzt! Was kann ich thun, um mich daraus zu retten?

Siebenter Auftritt.

Marquis von Sevigné. Saint Amand.

Saint Amand (zeigt sich mit großer Vorsicht an der Seitenthür links). Marquis! — Marquis!

Marq. v. Sevigné (auf ihn zugehend). Nehmen Sie sich in Acht, daß man Sie nicht sieht; alles würde verloren sein! (Gibt ihm eine Börse und einige Rollen.) Hier ist schon, was wir haben zusammen bringen können. Das Mittagsessen ist noch nicht zu Ende — ich hoffe, daß der Generaleinnehmer nicht eher abreist — sein Sie ruhig — kehren sie in mein Zimmer zurück und gehen Sie ja nicht wieder heraus, bis ich selbst komme, Sie zu holen. —

(Saint Amand tritt in die Kouliſſe zurück.)

Ich habe mir alle Mühe gegeben, ihm meine Verzweiflung zu verbergen. Verwünschtes Spiel! — Unselige Leidenschaft! — Wie theuer lässest du uns deine Augenblicks lange Begünstigungen bezahlen!

Achter Auftritt.

Marquis von Sevigné. Frau von Sevigné.

Fr. v. Sevigné (tritt eilig zur Hinterthür herein). Ist es wahr, was Pommenars mir gesagt hat? Hat der Rentmeister in der Abtei die zweiundzwanzig tausend Livres nicht voll machen können?

Marq. v. Sevigné. Ob er mir gleich, Ihrem Befehle gemäß, alles gegeben hat, was in seiner Kasse vorräthig war, so fehlt uns doch noch mehr als ein Viertheil von der Summe.

Fr. v. Sevigné. Sonach werden wir, trotz all unserer Maßregeln, unserer Anstrengungen und trotz aller Aufopferungen, die wir gemacht haben, einen Ausbruch, ein Unglück nicht verhindern können, dem ich selbst auf Kosten meines Lebens hätte vorbeugen mögen. —

Marq. v. Sevigné. O mein Gott! — Wenn man nur den General-Einnehmer zurückhalten könnte!

Fr. v. Sevigné. Kennst du nicht seinen Charakter? Ohne einen Streit, den Pommenars geschickt herbeizuführen gewußt hat, und den ich benutzt habe, einen Augenblick davon zu schleichen, würd' er schon weg sein. Nein, nein, nichts kann diesen ungeduldigen und argwöhnischen Menschen aufhalten, und bald wird er die ganze Familie Saint Amand zur Verzweiflung bringen. — Dieser Gedanke wirft mich nieder und erfüllt mich mit Höllenpein!

Marq. v. Sevigné. Wie wenig hätt' ich geglaubt, daß ein augenblickliches Vergessen — eine bloße Verirrung —

Fr. v. Sevigné (kräftig und in großer Bewegung). Verirrung! — Kannst du dein Benehmen so nennen? — Du weißt es, ich liebe *die Verstellungen* nicht, und nimmer hab' ich es

vorgezogen, das Anseh'n einer Mutter hinter der Sprache und den Erziehungen einer Fremdin zu verbergen. — Aber dein Ehrenwort in einem Spielhause zu verpfänden, dich unter verächtliche Gauner zu mischen! Einen jungen Menschen voll Zutrauen und Edelmuth mit in den Abgrund hinab zu ziehen, ihn in die Nothwendigkeit zu setzen, anzugreifen, was ihm sein Vater anvertraut hatte, mich in Gefahr zu bringen, daß ich hören muß, wie dieser ehrwürdige Greis sagt: — „Nach großen Unfällen hatte ich endlich ein ehrenvolles Amt erhalten, die einzige Stütze meiner zahlreichen Familie; ich lebte glücklich und geachtet; ich endigte mit Stolz eine Laufbahn — ohne Vorwurf, der Marquis von Sevigné hat alles zerstört — Er hat meinen Sohn verführt, mein Zutrauen verrathen, meine Ehre kompromittirt." — (Sie fährt mit Schreck zusammen.) Ich fühle, daß ich dir wehe thue, daß ich unwillkührlich den Schmerz bringenden Ton eines strengen Tadlers annehme; aber ich kann dir unmöglich verbergen, was ich fühle, was ich ahne. — O, mein Sohn, mein Sohn, wie viel machst du mich leiden!

Marq. v. Sevigné. Ha, der Gedanke, Sie so schmerzhaften Gefühlen hingegeben zu sehen, läßt mich meinen Fehler auf das Genaueste büßen. Wohl denn! Wenigstens werd' ich ihn wieder gut zu machen wissen. — (Für sich.) Ja, das ist das einzige Mittel: ich will hinlaufen und Saint Amant holen. Darmanpierre wird meiner Reue und meinen Bitten nicht widerstehen können. (Zu seiner Mutter.) Aber, um alles in der Welt, verlassen Sie mich nicht. Vielleicht ist Ihr Sohn des schönen Namens noch nicht unwerth, den Sie tragen. Vielleicht kann er Sie noch zwingen, ihm Ihre ganze Zärtlichkeit wieder zu schenken. (Läuft eiligst durch die Seitenthür ab.)

Neunter Auftritt.

Frau von Sevigné allein.

Was mag er vorhaben, was will er thun! — Ich fürchte, ich habe den Stachel zu tief in sein Herz gestoßen. Aber ich sehe wohl, nur durch starke Eindrücke kann man die heftigen Aufwallungen seiner Jugend niederkämpfen. — Doch wie! — Sollt' es mir nicht möglich sein, die Familie Saint Amant von dem schrecklichen Schlag zu retten, der ihr droht; nicht möglich, den unglücklichen jungen Mann vor den Vorwürfen, vor dem Zorn eines mit Recht aufgebrachten Vaters zu schützen? — Mir fällt etwas bei! — (Lebhaft.) Ja, damit werde ich mit einem Male allem Unheil, das mein Sohn angerichtet hat, zuvorkommen, werde ihn sich selbst wiedergeben, seine Leidenschaften durch die Dankbarkeit fesseln. — Ich eile, keinen Augenblick zu verlieren.

Zehnter Auftritt.

Frau von Sevigné. Beaulieu.

Beaulieu (an der Thür im Hintergrunde). Man erwartet Ihro Gnaden zum Kaffee!

Fr. v. Sevigné. Ich komme schon. — Hast du Pilois nicht gesehen? Wo mag er sein?

Beaulieu. Er ist im Saal und setzt Blumen zurecht. (Lebhaft und mit dienstfertigem Tone.) Der Herr General-Einnehmer soll sich nun hoffentlich nicht mehr über meine Nachlässigkeit beklagen können.

Fr. v. Sevigné. Wie das?

Beaulieu. Sein Wagen ist fertig; ich selbst habe geholfen, die Pferde daran zu spannen.

Fr. v. Sevigné (lebhaft). Wer hat Euch das befohlen? — Ihr seid heute besonders ungeschickt.

Beaulieu (ganz erstaunt). Wie so, gnädige Frau, wie so?

Fr. v. Sevigné. Lauft und laßt ausspannen, gebt den Postillons einen Louisd'or und schickt sie weg! Besonders aber nehmt Euch in Acht, etwas zu thun oder zu sagen, ehe Ihr mich gefragt habt. — (Geht durch die Thür im Hintergrunde ab.)

Eilfter Auftritt.

Beaulieu allein.

Ich kann mich von meinem Erstaunen nicht erholen. — In den sieben und zwanzig Jahren, die ich bei ihr diene, hat sie mich noch niemals so behandelt. — Ungeschickt soll ich sein! — Zum ersten Mal in meinem Leben hör' ich sie mir das sagen. — Man lernt immer etwas Neues, wenn man alt wird! (Verdrießlich.) Ungeschickt soll ich sein, ungeschickt! — (Geht durch die Thür im Hintergrunde ab.)

Zwölfter Auftritt.

Marquis von Sevigné und **Saint Amand** kommen durch die Seitenthür herein.

Marq. v. Sevigné. Hier ist nicht mehr zu wählen. Wir müssen dem Herrn Darmanpierre alles entdecken. — Ich will und muß mich als den einzig Schuldigen darstellen.

Saint Amand. Niemals — nein, niemals wird er mir's vergeben, daß ich die Einnahme, die mir anvertraut war, angegriffen habe! Aber wenigstens wird doch mein Vater gerettet.

Marq. v. Sevigné. Wenn ich nur Zeit gehabt hätte! — Aber es bleibt uns kein Mittel mehr und keine Hoffnung. Wir müssen dem Schicksal weichen, das uns verfolgt.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Pilois.

Pilois (kommt mit einem Beutel in der Hand athemlos gelaufen). Find' ich Sie endlich, Herr Marquis! — Man hatte mir gesagt, Sie seien in der Gallerie. Ach, mein Gott, mein Gott, wie haben Sie mich laufen machen!

Marq. v. Sevigné. Was willst du denn von mir?

Pilois (reicht ihm den Beutel hin). Nehmen Sie, nehmen Sie! — Sie haben kaum noch eine Viertelstunde Zeit. Das weiß ich.

Marq. v. Sevigné. Wer hat dir das gesagt?

Pilois. Nehmen Sie doch nur! Nehmen Sie diese sechs tausend Livres!

Marq. v. Sevigné. Sechs tausend Livres!

Saint Amand (zu Sevigné). Das ist mehr, als wir brauchen.

Marq. v. Sevigné. Wer hat dir denn dieses Geld gegeben?

Pilois. Es ist nicht mein. Es gehört Marien.

Marq. v. Sevigné. Wie das?

Pilois. Es ist die Aussteuer, die ihr nur eben die Frau Marquise gegeben hat. Sie steht zu Ihren Diensten, ganz zu Ihren Diensten! Gott, es thut so wohl, einem guten Herrn gefällig sein zu können! Schlagen Sie mir es nicht ab. Gönnen Sie mir das Glück, diesen Tag unter die schönsten meines Lebens rechnen zu dürfen.

Marq. v. Sevigné (für sich in der höchsten Verwirrung). Und ich habe sie ihm rauben wollen! — Gott, welche Lehre! —

Pilois (im Uebermaß des Gefühls). Sie müssen viel Geld haben; so viel habe ich wohl aus den wenigen Worten verstanden, die mir die Frau Marquise gesagt hat; ja, Sie

müssen Geld haben, Sie suchen überall darnach. — Gönnen Sie mir den Vorzug. — Es wird mich so glücklich machen; es wird machen, daß ich die kleine Stelle, die ich auf dieser Erde einnehme, mit doppeltem Vergnügen betrachte!

Marq. v. Sevigné (will reden, aber die Bewegung erstickt ihm die Stimme. Er fällt Pilois um den Hals und schließt ihn in seine Arme.)

Pilois. Herr Marquis, thun Sie mir die Gnade und nehmen Sie es an. —

Marq. v. Sevigné (mit halb erstickter Stimme, indem er den Beutel nimmt). Ja, Pilois, ja, ich nehme es an.

Saint Amand. Welch ein glücklicher Zufall!

Pilois (im Taumel der Freude). Ach, wir waren weit entfernt, Marie und ich, zu hoffen, daß wir dieses Geld so gut würden anlegen können. Das wird uns Glück bringen, ja, Herr Marquis, es wird uns Glück in unserm Haushalt bringen! — (Mit veränderter Stimme.) — Wenn wir noch dazu kommen, daß wir uns heirathen.

Marq. v. Sevigné (lebhaft). Und wer könnte das hindern?

Pilois. Ach, Herr Marquis, wenn Sie wüßten! — (Geheimnißvoll und ihn vorne an die Scene führend.) Man will Marien verführen, man will sie mir rauben! — (Sevigné fährt schrecklich zusammen.) Ich wußte es wohl, daß das so auf Sie wirken würde! — Ich habe den Verführer entdeckt. — (Sevigné fährt noch mehr zusammen.) Es ist der verwünschte Ritter von Pommenars.

Marq. v. Sevigné. Pommenars!

Pilois. Weil er ein vornehmer Herr ist, so bildet er sich ein — Er denkt nicht daran, daß man auch ein Herz hat. — ber, man kommt! — (Er horcht gegen die Thür im Hintergrunde.)

Fr. v. Sevigné (für sich). Rechtschaffener Pilois.

Darmanpierre (mit einem Rest von Unwillen). Nun wohl; ich will Sie überheben nach Paris zu gehen und Ihnen den Ablieferungsschein hier ausstellen. Aber nur unter der Bedingung, daß Sie nicht vor zwei Jahren die Anwartschaft auf Ihres Herrn Vaters Stelle erhalten, um die Sie mich schon so lange bitten. Sie zwingen mich, Sie auf die Probe zu setzen.

Fr. v. Villars. O, Verzeihung — vollständige Verzeihung!

Pommenars (blickt mit boshaftem Lächeln auf Sevigné). Man muß hoffen, daß er unterweges nicht mehr auf den Unbesonnenen treffen wird, der ihn — auf die Hochzeit — zu den guten Leuten geführt hat.

Fr. v. Sevigné. Ich wette, daß dieser Unbesonnene selbst das Zutrauen seines Freundes nicht mehr so weit mißbrauchen wird. (Zu Darmanpierre.) Ich vereinige mich mit der Frau Marschallin und bitte zu verzeihen, ganz vollständig zu verzeihen.

Darmanpierre (zu Frau von Sevigné). Sie machen aus mir alles was Sie wollen.

Sechzehnter Auftritt.

Vorige. Marie, Pilois kommen aus der Thür im Hintergrunde. Marie trägt in jeder Hand mehrere Blumensträuße und geht hinter Pilois, der geputzt und den Hut unter dem Arme seine Rocktaschen auseinander schlägt, um so zu verhindern, daß die Frau von Sevigné Marien nicht erblicke.

Marie (halblaut). So geh' doch zu, Pilois!

Pilois (geht mit der verlegensten Haltung vorwärts).

Marie. Er geht ganz in die Quere.

Pilois (schlägt seine Rocktaschen noch weiter auseinander und getraut sich nicht vorzugehen). Alle tausend, ich kann dich nicht besser verstecken.

Fr. v. Sevigné. Nun, warum kommt ihr nicht näher?

Pilois. Der Respekt für Sie, gnädige Frau — (Zu Sevigné.) Soll sie jetzt die Bouquets hingeben?

Marq. v. Sevigné. Ja doch, ja! Tretet nur vorwärts.

Pilois (läßt seine Taschen fallen).

Marie (gibt jedem ein Bouquet, indem sie bei dem Marquis von Sevigné anfängt).

Fr. v. Sevigné. Wozu sollen alle diese Blumen?

Pommenars. Um die berühmteste, die liebenswürdigste von allen Marien zu feiern. —

Fr. v. Sevigné. Wirklich — morgen ist der fünfzehnte! (Mit einem Blick auf ihren Sohn.) Ich gesteh' es, ich war weit entfernt, an meinen Namenstag zu denken. —

Darmanpierre. Zum Henker auch! — Ohne den wär' ich schon längst fort.

Marie (gibt Pommenars einen Strauß. — Pilois folgt ihr mit den Augen.) Hier haben Sie den Ihrigen, Herr Ritter!

Marq. v. Sevigné (tritt schüchtern und bewegt herzu).

»Wer war's, der dir die göttliche Magie,
Der Herzen Lenkerin zu sein, verlieh?
Was fesselt uns an dich? Dies ist die schwere Frage!
Ist es dein Geist, den hohe Weisheit schmückt?«

(Lächelnd.) Nun werden Sie mir doch zugeben, daß sie am rechten Platz steht?

Fr. v. Sevigné. Wie, für mich waren die Verse?

Marq. v. Sevigné (stürzt sich in ihre Arme). Und welche Andere könnte diese Huldigung verdienen? (Umarmt sie mehrmals.)

Fr. v. Sevigné (lächelt bewegt). Und ich konnte glauben — Ach mein Sohn, wie hast du mich zum Besten gehabt!

Marie (die neben Pilois hertrippelt, zeigt durch die Bewegung ihrer Lippen, daß sie ihren Glückwunsch bei sich selbst hersagt).

Pommenars. Mein Strauß ist der einfachste, aber er wird doch, hoff' ich, auch gütig aufgenommen. Es ist eine Rose mit einem Vergißmeinnicht. —

Fr. v. Sevigné. Sie haben Recht. Er soll mir vorzüglich werth sein.

Pilois. Wenn die gnädige Frau Marquise erlauben wollten —

Fr. v. Sevigné. Komm näher, guter Pilois; komm! — (Mit bedeutendem Tone und einem Blick auf ihren Sohn.) Du hast nicht am wenigsten dazu beigetragen diesen Tag zu verschönern.

Marq. v. Sevigné (für sich). Sie hat alles gewußt — alles geleitet. —

Fr. v. Sevigné. Braver, vortrefflicher Mann! — (Nimmt ihn bei der Hand.) Nun, drücke mich nur nicht so heftig!

Marie (einen einfachen Strauß von Jasmin in der Hand haltend). Meine gnädige Frau Pathe — Ehrfurcht und Dankbarkeit — Nein, Dankbarkeit und Ehrfurcht — Wollten Sie wohl erlauben, daß ich Sie umarme? (Sie umarmt die Marquise, dann kehrt sie sich zu dem Marquis und Pommenars.) Ich sagt' es Ihnen wohl, daß ich mich niemals würde herausziehen können.

Marie. Er geht ganz in die Quere.

Pilois (schlägt seine Rocktaschen noch weiter auseinander und getraut sich nicht vorzugehen). Alle tausend, ich kann dich nicht besser verstecken.

Fr. v. Sevigné. Nun, warum kommt ihr nicht näher?

Pilois. Der Respekt für Sie, gnädige Frau — (Zu Sevigne.) Soll sie jetzt die Bouquets hingeben?

Marq. v. Sevigné. Ja doch, ja! Tretet nur vorwärts.

Pilois (läßt seine Taschen fallen).

Marie (gibt jedem ein Bouquet, indem sie bei dem Marquis von Sevigne anfängt).

Fr. v. Sevigné. Wozu sollen alle diese Blumen?

Pommenars. Um die berühmteste, die liebenswürdigste von allen Marien zu feiern. —

Fr. v. Sevigné. Wirklich — morgen ist der fünfzehnte! (Mit einem Blick auf ihren Sohn.) Ich gesteh' es, ich war weit entfernt, an meinen Namenstag zu denken. —

Darmanpierre. Zum Henker auch! — Ohne den wär' ich schon längst fort.

Marie (gibt Pommenars einen Strauß. — Pilois folgt ihr mit den Augen.) Hier haben Sie den Ihrigen, Herr Ritter!

Marq. v. Sevigné (tritt schüchtern und bewegt herzu).

»Wer war's, der dir die göttliche Magie,
Der Herzen Lenkerin zu sein, verlieh?
Was fesselt uns an dich? Dies ist die schwere Frage!
Ist es dein Geist, den hohe Weisheit schmückt?«

(Lächelnd.) Nun werden Sie mir doch zugeben, daß sie am rechten Platz steht?

Fr. v. Sevigné. Wie, für mich waren die Verse?

Marq. v. Sevigné (stürzt sich in ihre Arme). Und welche Andere könnte diese Huldigung verdienen? (Umarmt sie mehrmals.)

Fr. v. Sevigné (lächelt bewegt). Und ich konnte glauben — Ach mein Sohn, wie hast du mich zum Besten gehabt!

Marie (die neben Pilois hertrippelt, zeigt durch die Bewegung ihrer Lippen, daß sie ihren Glückwunsch bei sich selbst hersagt).

Pommenars. Mein Strauß ist der einfachste, aber er wird doch, hoff' ich, auch gütig aufgenommen. Es ist eine Rose mit einem Vergißmeinnicht. —

Fr. v. Sevigné. Sie haben Recht. Er soll mir vorzüglich werth sein.

Pilois. Wenn die gnädige Frau Marquise erlauben wollten —

Fr. v. Sevigné. Komm näher, guter Pilois; komm! — (Mit bedeutendem Tone und einem Blick auf ihren Sohn.) Du hast nicht am wenigsten dazu beigetragen diesen Tag zu verschönern.

Marq. v. Sevigné (für sich). Sie hat alles gewußt — alles geleitet. —

Fr. v. Sevigné. Braver, vortrefflicher Mann! — (Nimmt ihn bei der Hand.) Nun, drücke mich nur nicht so heftig!

Marie (einen einfachen Strauß von Jasmin in der Hand haltend). Meine gnädige Frau Pathe — Ehrfurcht und Dankbarkeit — Nein, Dankbarkeit und Ehrfurcht — Wollten Sie wohl erlauben, daß ich Sie umarme? (Sie umarmt die Marquise, dann kehrt sie sich zu dem Marquis und Pommenars.) Ich sagt' es Ihnen wohl, daß ich mich niemals würde herausziehen können.

Siebzehnter Auftritt.

Vorige. Beaulieu mit einem Papier in der Hand.

Beaulieu. Ich weiß nicht, ob ich — (mit Beziehung) vielleicht wieder eine Ungeschicklichkeit begehe. Aber man hat mir aufgetragen, diese Papiere unverzüglich Euer Gnaden einzuhändigen.

Pommenars. Ohne Zweifel ist es Mariens Heiraths-Kontrakt!

Marq. v. Sevigné (unwillkürlich auffahrend). Mariens —

Fr. v. Sevigné. Allerdings. Sie lieben sich, sie schicken sich vollkommen für einander; und mit einem Worte, übermorgen werde ich sie Hochzeit halten lassen. — Komm, Marquis, und unterzeichne den Kontrakt mit mir! (Zu Pilois und Marien.) Ich hoffe, daß nunmehr euer Glück durch nichts mehr wird aufgehalten, (mit einem Blick auf den Marquis) durch nichts gestört werden können.

Marq. v. Sevigné (mit Wärme und Hingebung). Und wer könnte grausam und undankbar genug sein? — Komm, Pilois! In meinen Armen und unter den Augen einer angebeteten Mutter, die mich mir selbst wieder gibt, verspreche ich dir die glücklichste Zukunft. (Schließt ihn in seine Arme.)

Fr. v. Sevigné (leise zu Pommenars). Ich habe meinen Sohn wieder gefunden! — Alles scheint sich zu vereinigen, mein Herz mit Wonne zu erfüllen und mein Fest zu verschönern. — Nur eins fehlt noch, meine Freude vollständig zu machen! —

Pommenars. Und das wäre?

Fr. v. Sevigné. Die Gegenwart meiner Tochter.

Der gutherzige Polterer.

Lustspiel in drei Aufzügen

von

Goldoni,

übersetzt und bearbeitet von

August Wilhelm Iffland.

Personen.

Herr Morhof.

Albigheim, sein Neffe.

Dessen Frau.

Adelaide, Albigheim's Schwester.

Windal, Morhof's Freund.

Waldau, Adelaidens Liebhaber.

Konrad, Morhof's Diener.

Mariane, Morhof's Haushälterin.

(Die Handlung geht in einem gemeinschaftlichen Saale Morhof's und Albigheim's vor. Man sieht drei Thüren. Die eine führt in Morhof's, die andere gegenüber in Albigheim's Zimmer; die dritte ist der allgemeine Aus- und Eingang. Das Zimmer ist gut möblirt. Auf einem Tische steht ein Schachbret.)

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Adelaide. Waldau. Mariane.

Adelaide. Nur diese einzige Bitte, Waldau — verlassen Sie mich jetzt; ich fürchte für Sie, ich fürchte für mich. (Sehr unruhig.) Wenn man uns hier überraschte! —

Waldau. Aber liebe — liebe Adelaide! —

Mariane (bestimmt). Ja, mein Herr — Sie müssen gehen.

Waldau (zu Marianen). Nur einen Augenblick, werthe Freundin! — Ja, wenn ich wissen könnte —

Mariane (dringend). Was wollen Sie wissen? Was?

Waldau. Daß sie mich liebt, daß sie beständig sein wird —

Mariane. Gehen Sie, gehen Sie, mein Herr! Sie liebt Sie nur zu sehr.

Waldau. So ist das Glück meines Lebens ausgesprochen.

Mariane (besorgt). Ja denn, ja! Es ist ausgesprochen. Aber nun gehen Sie — gehen Sie! — (Aengstlich.) Gott! wenn der Herr uns hier fände — —

Waldau. Nicht doch! Er geht ja nicht so früh aus —

Mariane. Schon gut! — Aber er kommt oft unvermuthet hier in diesen Saal. (Zu Adelaiden.) Sie wissen es recht gut — er geht darin auf und ab — er nimmt ein Buch — er sieht aus dem Fenster. Und — (indem sie schnell darauf deutet) steht da nicht sein Schachbret? Wie? — Ja, da spielt er sehr oft seine Partie und studirt sein Spiel! — Ei, ei! Sie kennen ihn *noch nicht recht*, unsern Herrn Morhof!

Waldau. Um Vergebung — ich kenne und ehre ihn als Adelaidens Onkel. — Mein Vater war sein Freund — zwar habe ich ihn niemals gesprochen, das ist wahr. Allein ich denke — —

Mariane (lebhaft). Er ist ein Mann — — ein Mann, der — — nein, es gibt keinen solchen mehr. Gut ist er — o wahrlich, recht seelengut. Er ist wohlthätig — er ist freigebig; aber dabei so empfindlich, so ungestüm, so wunderlich —

Adelaide. Das ist wahr. Er sagt mir, daß er mich liebe, und ich glaube es ihm auch; aber — so oft er mich anredet — so macht er mich doch zittern.

Waldau. Was haben Sie aber zu fürchten? — Sie haben weder Vater, noch Mutter; Ihr Bruder hat Ihr Los zu bestimmen; er ist mein Freund — ich will sogleich mich an ihn wenden.

Mariane. Ei! Ja doch! Allerliebst, fürwahr! Wenden Sie sich nur an den Herrn Bruder. Da werden wir weit kommen.

Waldau (zu Marianen). Wie! Glauben Sie, er könnte seine Schwester mir verweigern?

Mariane. So wahr ich lebe, ja, das glaube ich. Ja, o ja!

Waldau. Ist verstehe Sie nicht.

Mariane. Mit vier Worten: — (Zu Adelaiden.) Mein Vetter ist Schreiber bei dem Advokaten des Herrn Albigheim geworden, und der hat mir vertraut, was ich Ihnen wieder vertrauen will. Er ist nur seit vierzehn Tagen erst da, und darum hat er mir's nicht eher als diesen Morgen vertrauen können, aber als das wichtigste Geheimniß; und es muß *ganz unter uns bleiben.*

Waldau. Ganz unter uns.

Adelaide. Meine liebe Mariane kennt mich ja.

Mariane (ganz leise und geheimnißvoll zu Waldau, indem sie sich von Zeit zu Zeit umsieht.) Mit Herrn Albigheim ist es aus, ganz und gar aus; er ist zu Grunde gerichtet, sein Vermögen ist in alle Lüfte, wohl gar auch das Vermögen seiner Schwester. Er steckt in Schulden bis über die Ohren und Ihre Adelaide wird ihm nun zur Last, und um ihrer los zu werden, möchte er es wenden, daß sie in ein Kloster ginge.

Adelaide (erschrocken). Gott! was sagst du mir da?

Waldau (betroffen). Was! Ist es möglich? — Nein, ich kenne ihn ziemlich lange; er schien mir stets ein wackerer, rechtlicher Mann. — Lebhaft, sehr lebhaft — das ist wahr; sogar heftig kann er manchmal werden. Aber mit alle dem — —

Mariane. Lebhaft? O ja wohl! Außerordentlich lebhaft — fast so viel und so arg, wie sein Herr Oheim; aber seines Oheims Gutmüthigkeit hat er nicht. Nein, nein — daran fehlt gewaltig viel.

Waldau. Wie soll ich das begreifen? Jedermann hat ihn bisher geachtet, geliebt; sein Vater war stets ausnehmend zufrieden mit ihm.

Mariane. Ei, mein Herr, seitdem der Mann sich verheirathet hat, ist er nicht mehr zu kennen. Nicht mehr zu kennen, sage ich Ihnen.

Waldau. Wie? Wäre es möglich, daß Madame Albigheim —? Sie sollte — —

Mariane. Ja, ja! Sie ist es, wie man sagt, die diese allerliebste Veränderung hervorgebracht hat. Herr Morhof hat sich mit seinem *Neffen aus keiner* andern Ursache entzweit,

als wegen der — einfältigen Nachgiebigkeit, welche dieser seiner Gemahlin beweiset. Ja, ja! — Und — ich kann's nicht mit Gewißheit behaupten; aber ich hätte Lust, eine Wette einzugehen, daß sie es ist, die das Projekt mit dem Kloster ausgesonnen hat.

Adelaide. Wäre es möglich? — (Zu Marianen.) Meine Schwägerin? — Sie, die ich für so gut hielt — die so freundlich mit mir war — so innig! — Das hätte ich nicht für möglich gehalten.

Waldau. In der That, sie hat den sanftesten Charakter —

Mariane (hastig). Ei ja doch! Sanft und lieblich — so hat sie den Mann eben an sich gezogen.

Waldau (ernst). Ich kenne sie und halte sie dessen unfähig. Durchaus unfähig.

Mariane. Sie scherzen, muß ich denken. Gibt es eine Frau, die mehr für den Putz lebt, als sie? Uebertreibt sie es nicht auf eine ärgerliche Weise darin? Sie, einzig sie, hat und verschafft sich alles Neue zuerst. Wird ein Ball, oder ein Schauspiel, oder irgend eine Partie gegeben, wo sie nicht am ersten Platze glänzte?

Waldau (lebhaft). Aber niemals erscheint sie ohne ihren Mann.

Adelaide. Ja, mein Bruder muß stets mit ihr sein.

Mariane. Nun — meinetwegen! Beide sind thöricht, und sie werden sich Beide zu Grunde richten.

Waldau. Sie haben mich stutzen machen — und ich weiß das alles nicht zu reimen.

Mariane. Nun genug! Gehen Sie! Sie sind nun unterrichtet von Allem, was Sie haben wissen wollen. Jetzt fort, und zwar sogleich! Sie werden nicht Mademoiselle der Gefahr

aussetzen, in der Meinung Ihres Herrn Onkels alles zu verlieren? Wahrlich nicht; denn er allein ist es, der ihr noch Gutes erweisen kann. Er allein!

Waldau. Fassen Sie Muth, theure Adelaide! Sie sind mir über alles lieb, und nie, nie soll der Eigennutz ein Hinderniß aufwerfen —

Mariane. Ich höre kommen — fort auf der Stelle!

Waldau (geht ab).

Zweiter Auftritt.

Adelaide. Mariane.

Adelaide. Ich bin doch recht unglücklich!

Mariane. Sicher kömmt der Oheim! — Habe ich es nicht gesagt?

Adelaide (erschrocken). So will ich gehen. (Geht.)

Mariane. Gar nicht, bleiben Sie, öffnen Sie ihm Ihr Herz!

Adelaide (die Hände ringend). Ich fürchte ihn, wie das Feuer.

Mariane. Wozu das? — Fassen Sie ein Herz! Nun — freilich — manchmal allerdings — geht er in seiner Heftigkeit sehr, sehr weit; — aber bös ist er nicht. Er schilt — ja; — aber er grollt doch nicht.

Adelaide (trocknet die Augen). Du führst sein Haus — er achtet dich — sprich du für mich bei ihm.

Mariane. Keineswegs! Sie müssen selbst zu ihm reden. Allenfalls will ich ihn etwas darauf vorbereiten und es einleiten, daß er sie ruhig hören will.

Adelaide. Ja, ach ja! — Thue es, und hernach werde ich zu ihm reden. (Will gehen.)

Mariane. So bleiben Sie doch!

Adelaide. Nein, nein! Geht es gut, so rufe mich; ich gehe gar nicht weit. (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Mariane allein.

Hm! lieber Himmel! Wie sie so gut, wie sie so liebenswürdig ist! — Ja, ja! ich habe sie als Kind gekannt, ich! Ich liebe sie, sie thut mir leid, und ich möchte, daß sie recht glücklich würde! — (Sie erblickt Morhof.) Da haben wir's! — Da ist er!

Vierter Auftritt.

Morhof. Mariane.

Morhof (zu Marianen). Konrad!

Mariane. Mein Herr —

Morhof. Ich will, daß Konrad zu mir komme.

Mariane. Sehr wohl, mein Herr! Aber — könnte man indeß wohl ein Wort mit Ihnen reden?

Morhof (laut und hastig). Konrad! Konrad!

Mariane (ebenfalls laut und hastig). Konrad! Konrad! (Nach außen hin.)

Fünfter Auftritt.

Vorige. Konrad.

Konrad (eilig zu Marianen). Da bin ich, da bin ich!

Mariane (verdrießlich). Dort — der Herr — —

Konrad (zu Morhof). Was befehlen Sie?

Morhof. Geh zu meinem Freunde Windal — — sage ihm, daß ich ihn zu einer Partie Schach erwarte.

Konrad. Sehr wohl, mein Herr! (Geht, kommt zurück und sagt ziemlich bedenklich.) Aber — —

Morhof. Was gibt's?

Konrad (verlegen). Ich habe einen Auftrag — —

Morhof. Was ist das?

Konrad (ängstlich). Ihr Herr Vetter — —

Morhof (aufgebracht). Geh zu Windal — fort!

Konrad (geht und bleibt dann stehen). Es ist nur — er — er wünscht Sie zu sprechen.

Morhof. Ob du gehst — Bärenhäuter!

Konrad (im Gehen). Gott sei bei uns — welch ein Mann! — (Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Morhof. Mariane.

Morhof (sich dem Tische nähernd). Der Pinsel! — Elender Bursche, der! — Nein, ich will ihn nicht sehen — ich will nicht, daß er komme, meine ruhige Fassung zu untergraben.

Mariane (für sich). Da ist er wieder im bösen Muthe — das hat uns noch gefehlt!

Morhof (setzt sich an den Tisch). Das war ein Zug — der — gestern! — Ja, ja — der Zug von gestern! — Wie ist es in aller Welt möglich, daß ich habe matt werden können, mit einem Spiele, das so vortrefflich stand! — (Er untersucht das Spiel.) Wie war's denn doch eigentlich? — Die ganze Nacht habe ich deshalb kein Auge geschlossen.

Mariane (nach und nach näher tretend). Mein Herr — dürfte ich jetzt wohl reden? — —

Morhof (kurz). Nein!

Mariane. Nicht? — Hm! — Schade! Ich habe etwas *Wichtiges zu sagen.*

Morhof. Nun denn — meinetwegen! Was hast du mir zu sagen? — Hurtig!

Mariane. Ihre Nichte wünscht mit Ihnen zu sprechen.

Morhof. Ich habe nicht Zeit.

Mariane. So? — Ei ja, was Sie dort treiben, das geht vor. Das ist der Mühe werth.

Morhof. Ja, das ist auch der Mühe werth. Es kommt selten an mich, mir ein Vergnügen zu machen; wenn ich es aber einmal so weit gebracht habe, — so soll man mich in Ruhe lassen. Verstanden?

Mariane (seufzt und geht bei Seite). Du armes Mädchen!

Morhof. Was ist ihr begegnet?

Mariane. Man will sie in's Kloster stecken.

Morhof (steht auf). In's Kloster? Meine Nichte in's Kloster? Ueber meine Nichte schalten, ohne daß ich es weiß, ohne meine Einwilligung? Was?

Mariane (mit Achselzucken). Sie wissen — die Umstände Ihres Neffen sind sehr zerrüttet.

Morhof. Ich bekümmere mich nicht um die Unordnungen meines Neffen, noch frage ich nach den heillosen Thorheiten seiner Frau. Sein Vermögen ist ihm ausgehändigt. Wenn er es durchbringt, wenn er sich zu Grunde richtet — desto schlimmer für ihn! Ist aber die Rede von meiner Nichte, so erkläre ich bestimmt, — ich bin der Aelteste der Familie, dies Kind ist an mich gewiesen, und ich bin es, der sie versorgen wird. Das ist meine Sache!

Mariane (gerührt). Desto besser für sie! Gottlob, lieber Herr! Ach, wie bin ich so froh, daß sie solchen warmen Antheil an dem Schicksale des lieben — lieben Kindes nehmen!

Morhof. Wo ist sie jetzt?

Mariane. Ei, sie ist ganz in der Nähe, lieber Herr! Ja, sie wartet nur auf den Augenblick, wo Sie erlauben —

Morhof. Sie soll kommen. Den Augenblick!

Mariane. Ja, das wünscht sie nur zur sehr! — Aber —

Morhof. Was gibt's noch?

Mariane. Sie ist so furchtsam — so schüchtern —

Morhof. Was noch?

Mariane. Wenn Sie mit ihr reden — —

Morhof. So muß ich doch reden! —

Mariane. Ja freilich! Aber — es ist nur — so dieser Ton der Stimme —

Morhof. Hm! Meine Stimme hat noch Niemand etwas zu Leide gethan. Sie komme, sie halte sich an mein Herz; mit meiner Stimme hat sie nichts zu schaffen.

Mariane. Das ist wahr, mein Herr! Ich — ei, ich kenne Sie, Sie sind gutmüthig, herzvoll, recht innig sind Sie. Ich weiß das alles, ich. Aber — dies arme Kind — es kennt Sie minder. Schonen Sie Adelaiden, reden Sie etwas sanft mit ihr.

Morhof. Ja — ich will sanft mit ihr reden.

Mariane. Haben Sie die Güte — versprechen Sie es mir! — Wie?

Morhof. Ich verspreche es.

Mariane. Wenn Sie es nur nicht vergessen!

Morhof. Ich vergesse es nicht. (Er wird ungeduldig.)

Mariane. Vor allen Dingen — werden Sie ja nicht ungeduldig.

Morhof (lebhaft). Nein, sage ich dir!

Mariane (bei Seite). Ich zittre für die arme Adelaide! (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Morhof allein.

Sie hat nicht unrecht. — Manchmal geschieht es mir, daß ich mich von meiner Lebhaftigkeit hinreißen lasse. Meine kleine Nichte ist gut, und — sie verdient es, daß ich Rücksicht für sie nehme.

Achter Auftritt.

Adelaide. Morhof.

Adelaide (bleibt in einiger Entfernung stehen).

Morhof. Komm näher!

Adelaide. Herr Oheim — — (Sie tritt schüchtern einen Schritt näher.)

Morhof (etwas rasch). Wie willst du, daß ich dich verstehen soll, wenn du dich eine Meile von mir entfernt hältst?

Adelaide (kommt furchtsam näher). Verzeihen Sie, lieber Herr Onkel! — —

Morhof (sanft). Was hast du mir zu sagen?

Adelaide. Hat Mariane Ihnen noch nichts gesagt?

Morhof (fängt ruhig an, wird aber nach und nach heftiger). Ja, sie hat von dir gesprochen, sie hat auch von deinem Bruder mit mir gesprochen, von diesem Thoren, diesem Ausschweifenden, der von einer albernen Frau sich blindlings führen läßt, der sich zu Grunde gerichtet hat, ohne Rettung verloren ist, und — der alle Achtung gegen mich aus den Augen setzt.

Adelaide (will gehen).

Morhof. Wohin? Wie?

Adelaide (zitternd). Herr Oheim, ich sehe Sie so aufgebracht — —

Morhof. Was geht das dich an? Wenn ich auf einen Thoren aufgebracht bin, so bin ich es nicht auf dich. Komm zu mir, rede, und bekümmere dich nicht um meinen Zorn!

Adelaide. Lieber, guter Onkel, ich kann nicht zu Ihnen reden — ich kann es nicht, wenn ich Sie nicht ruhiger sehe.

Morhof (bei Seite). Welche Marter! — (Zu Adelaiden, indem er sich bemeistert.) Nun — ich bin ruhig. Sprich nun!

Adelaide. Herr Onkel — Mariane wird Ihnen gesagt haben —

Morhof. Ich will nichts davon wissen, was Mariane gesagt hat. Von dir will ich hören, was ich wissen soll.

Adelaide (schüchtern). Mein Bruder — —

Morhof (ihr nachredend). Der liebe Bruder — he?

Adelaide. Man glaubt, er wolle mich in's Kloster bringen.

Morhof. Ei! Hm! Liebst du das Kloster?

Adelaide. Ach, Herr Onkel — ich —

Morhof (heftig). So rede denn!

Adelaide. Soll ich mich einer Entscheidung anmaßen, wenn —

Morhof. Ich sage nicht, daß du entscheiden sollst. — Was deine Neigung ist, will ich wissen. (Letzteres sehr heftig.)

Adelaide (halb zu ihm, halb für sich). Herr Onkel, mich befällt eine solche Angst, daß ich — —

Morhof. Ich werde rasend! (Thut sich Gewalt an.) So komm denn näher — ich verstehe dich — du liebst also das Kloster nicht?

Adelaide. Ach nein, Herr Oheim!

Morhof. *Welchen Stand* oder welches Verhältniß *würdest du vorziehen?* — Wie?

Adelaide. Herr Oheim — —

Morhof. Fürchte dich nicht, ich bin ruhig. (Etwas schnell.) Frisch — sprich gerade heraus.

Adelaide (bei Seite). Ach! warum kann ich nicht den Muth dazu fassen!

Morhof. Sage mir — komm her! — wünschest du dich zu verheirathen?

Adelaide. Wenn — —

Morhof (heftig). Ja, oder Nein?

Adelaide (erschrocken). Wenn Sie befehlen — —

Morhof. Ja, oder Nein?

Adelaide. Nun —

Morhof (noch heftiger). Ja? — So! — Du willst dich verheirathen, deine Freiheit aufgeben, deine Ruhe verlieren? — Nun — meinetwegen! Desto schlimmer für dich! Wohl — ja! Ich werde dich verheirathen.

Adelaide (bei Seite). Wie ist er so lieblich, mitten im Zorn!

Morhof (rauh). Hast du eine Zuneigung? Hast du?

Adelaide (sieht ihn an, wendet sich ab). Ich darf Waldau nicht nennen.

Morhof. Was? Du hast einen Liebhaber?

Adelaide (beklommen). Nein, dies ist nicht der Augenblick! — Mariane soll zu ihm reden.

Morhof (immer lebhaft). Genug! Hier muß ein Ende werden. Das Haus, wo du bist, die Personen, mit welchen du umgehst, hätten sie dir Gelegenheit gegeben, dich für Jemand zu erklären? Ich will die Wahrheit wissen. Ja, ich werde für dich sorgen, aber unter der Bedingung, daß du es *verdienst*. — Verstehst du mich?

Adelaide. Ach Gott, ja!

Morhof (im vorigen Tone). Rede frei, offen und zutraulich! — Hast du dein Herz verschenkt?

Adelaide (zurückhaltend und zitternd). Wie — nein, Herr Onkel — nein, ich habe mein Herz nicht —

Morhof. Desto besser! Ich werde darauf bedacht sein, einen Mann für dich zu finden.

Adelaide (bei Seite). Gott! ich möchte nicht — Erlauben Sie mir ein Wort, Herr Oheim!

Morhof. Was ist's?

Adelaide. Sie kennen meine Schüchternheit —

Morhof. Ja, o ja! Eure Schüchternheit — o ja! Ich kenne die Weiber. Jetzt bist du ein zartes Täubchen — wenn du verheirathet sein wirst, wirst du ein Drache!

Adelaide. Ach, theurer Oheim — da Sie so gut sind — —

Morhof. Nun, nun — das läßt sich halten.

Adelaide. So verstatten Sie mir, Ihnen zu sagen —

Morhof (nähert sich dem Schachbrete). Wo nur Windal bleibt!

Adelaide. Hören Sie mich an, lieber Onkel —

Morhof (mit dem Schachbrete beschäftigt). Genug nun!

Adelaide. Ein Wort noch — —

Morhof (sehr lebhaft). Wir haben die Sache abgethan.

Adelaide (bei Seite). Himmel! nun bin ich unglücklicher, als ich jemals war. Was soll aus mir werden? — Mariane — sie wird mich nicht aufgeben — sie ist meine einzige Hoffnung! (Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Morhof (allein).

Ein gutes Mädchen! Es macht mir Vergnügen, ihr Gutes zu erweisen. Ja — hätte sie schon einen Freund gefunden,

ich würde mir Mühe gegeben haben, sie zufrieden zu stellen. Da sie nun noch frei ist — so muß ich denn sehen — ich muß mich umthun, suchen. — Was zum Kuckuck macht aber der Windal, daß er nicht kommt? — Es läßt mir nicht Ruhe noch Rast, den verdammten Zug noch einmal zu versuchen, zu verbessern — durch den ich gestern mein Spiel verloren habe! — Gestern muß ich ganz und gar den Kopf verloren haben. — So — ja — so standen meine Figuren — so die des Windal. — Ich rochire. — Windal stellt seinen Laufer in's zweite Feld vor seinen König — Ich — biete Schach; ja, ja! und schlage den Bauer — Windal — was? meinen Laufer? — Ja, ja, meinen Laufer! — Ich — — doppelt Schach mit dem Springer! Element! Windal verliert seine Königin! seine Königin verliert er! — Er muß mit dem Könige aus dem Schach — und weg ist sie! — Willkommen, Madame, willkommen! — Aber seh' mir Einer den Schäker mit seinem Könige! Da hat er meinen Springer beim Leibe! — Desto schlimmer für ihn, mein guter Herr! desto schlimmer! Er ist mir in's Garn gelaufen. Da sitzt er mit seinem Könige! Meine Königin hieher! — ja, ja, hieher! — Schach und matt! — Wie gesagt — Schachmatt und gewonnen! — — O, wär' er nur da! — Auf der Stelle da! Ich wollt's ihm zeigen. (Ruft.) Konrad!

Zehnter Auftritt.

Albigheim. Morhof.

Albigheim (in der größten Verlegenheit; bei Seite). Mein Onkel ist ganz allein. — Wenn er mich anhören wollte — —

Morhof (ohne ihn zu sehen). Ich muß das Spiel setzen, wie es stand. (Ruft stärker.) Konrad!

Albigheim. Mein Herr —

Morhof (ohne sich umzudrehen, meint, es sei Konrad). Was wird's? hast du ihn getroffen? wird er kommen?

Eilfter Auftritt.

Windal. Vorige.

Windal (zur Mittelthür herein). Da bin ich, Freund!

Albigheim (entschlossen). Auch ich, liebster Onkel!

Morhof (sieht sich um, wird Albigheim gewahr, steht ungestüm auf, wirft den Stuhl um und geht ohne ein Wort zur Mittelthür hinaus).

Zwölfter Auftritt.

Windal. Albigheim.

Windal (lächelnd). Was sollte das bedeuten?

Albigheim (heftig). Das ist zu arg! Mit mir hat er es zu thun.

Windal (wie vorher). Da erkenne ich nun völlig meinen Freund Morhof.

Albigheim. Es ist mir um Ihretwillen sehr leid.

Windal. In der That, ich bin in einem schlimmen Augenblicke gekommen.

Albigheim. Haben Sie Nachsicht mit seiner Heftigkeit.

Windal (lächelnd). Ich werde ihm die Meinung sagen.

Albigheim. O, mein verehrter Freund! Sie — Sie allein könnten mir bei ihm wahrhaft behilflich sein.

Windal. Nun, das wollte ich wohl, wahrlich recht von Herzen wollte ich das; aber — es — es ist denn doch — —

Albigheim. Ich gebe zu, nach dem Anschein zu urtheilen hat mein Oheim mir Vorwürfe zu machen. Aber wenn er

in meinem Herzen lesen könnte, glauben Sie mir, er würde seine vorige Zärtlichkeit mir wieder schenken; und so wahr ich lebe, es sollte ihn nicht gereuen!

Windal. Ja — o ja, ich kenne Sie! Ich glaube, daß man von Ihnen alles hoffen könnte. — Von Ihnen. — Aber — — nehmen Sie mir's nicht übel, Madame Albigheim —

Albigheim (etwas empfindlich). Meine Frau? — — Ach, mein Herr — Sie kennen sie nicht! Die ganze Welt thut ihr zu nahe und mein Oheim am mehrsten. — Es gilt, ihr Gerechtigkeit zu geben — und ich bin verpflichtet, Ihnen Wahrheit zu entdecken. Ach — sie weiß nichts von dem Unglück, dem ich erliege! Sie hat mich für reicher gehalten als ich bin. Die eigentliche Lage meiner Verhältnisse habe ich ihr stets verborgen. Ich liebe sie über alles — wir haben uns sehr jung verheirathet — niemals habe ich ihr nur die Zeit gelassen, etwas zu verlangen, nur zu wünschen; mit allem, was ihr nur Vergnügen machen konnte, bin ihr zuvorgekommen. — Auf diesem Wege habe ich mich zu Grunde gerichtet.

Windal. Den Fantasien einer Frau zu begegnen, ihrem Verlangen zuvorzukommen! — Ei, ei, das ist keine leichte Aufgabe!

Albigheim. Indeß bin ich fest überzeugt, hätte sie meine Umstände übersehen können, sie wäre die Erste gewesen, welche meinen Ausgaben für sie Einhalt gethan haben würde. —

Windal. Ja — das hat sie inzwischen nicht gethan.

Albigheim. Nein, weil sie gar nicht auf die Vermuthung kommen konnte, wie es mit mir steht.

Windal (mit einem gewissen Lächeln). Mein armer Freund!

Albigheim (gekränkt). Was bedeutet das?

Windal (wie vorher). Ich beklage Sie.

Albigheim (hitzig). Sollten Sie **meiner** spotten?

Windal (wie zuvor). Gar nicht. Aber — — Sie müssen denn doch auch die Frau Gemahlin ganz unglaublich lieben.

Albigheim (mit Feuer). Ja, ich liebe sie, ich habe sie stets geliebt und werde sie innigst lieben, so lange ich athme. Ich kenne sie, kenne den Umfang ihrer Verdienste ganz; und nie werde ich zugeben, daß man ihr ein Unrecht aufbürde, das sie nicht begangen hat.

Windal (ernst). Gemach, mein Freund, gemach! — Mäßigen Sie diese Familienhitze.

Albigheim (sehr lebhaft). Ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung. Ich würde in Verzweiflung gerathen, hätte ich Sie unwillig gemacht. Aber wenn die Rede von meiner Frau ist, dann — —

Windal. Lassen wir's gut sein! — — Wir wollen lieber gar nicht mehr davon reden.

Albigheim. Doch liegt mir alles daran, Ihnen vollständige Ueberzeugung zu geben.

Windal (ohne Theilnahme). Ja, die habe ich.

Albigheim (empfindlich). Nein, die haben Sie nicht.

Windal (etwas genähert). Um Vergebung — ich habe sie doch.

Albigheim. Gut, ich glaube Ihnen. Ich will Ihnen das so gern glauben! Ach, mein verehrter Freund — reden Sie mit meinem Onkel für mich!

Windal. Ich werde mit ihm reden.

Albigheim. Welche Verbindlichkeit werde ich Ihnen haben!

Windal. *Aber mit alle dem* — — ich werde ihm doch

etliche Gründe angeben müssen. Denn — sagen Sie mir nur, wie Sie es angefangen haben, sich in so kurzer Zeit zu Grunde zu richten? Vier Jahre ist es erst her, daß Ihr Herr Vater gestorben ist; er hat Ihnen ein beträchtliches Vermögen hinterlassen — und — man sagt, daß Sie es ganz und gar verthan haben.

Albigheim (nach kurzer Pause). Wenn Sie alle Unglücksfälle kennen sollten, die mich betroffen haben! — Ich sah, daß meine Angelegenheiten in Verwirrung geriethen, ich wollte vorbauen, abhelfen — und es traf sich, daß die Hilfsmittel schlimmer waren als das Uebel. Ich habe mich auf Projekte eingelassen — Unternehmungen gewagt; ich habe den Rest meines Vermögens auf das Spiel gesetzt — und — so bin ich um alles gekommen! —

Windal. Daher alles Uebel. — Die neuen Projekte — ei ja doch — dergleichen hat manchen ehrlichen Mann zu Falle gebracht.

Albigheim. Mich ohne Rettung.

Windal. Sie haben sehr unbedachtsam gehandelt, guter Freund! Um so mehr, da Sie eine Schwester haben.

Albigheim (seufzt). Ja wohl — es ist Zeit, an ihre Versorgung zu denken. — Wie sehr fühle ich das!

Windal. Mit jedem Tage entwickeln sich ihre Reize. Madame Albigheim sieht viele Leute bei sich — — die Jugend — man belebt manchmal, daß — — Sie verstehen mich gewiß!

Albigheim (verlegen). Ja — allerdings! Eben deshalb habe ich gedacht — bis sich eine bessere Auskunft gefunden — sie derweile in ein Kloster zu thun.

Windal. In ein Kloster? — Hm! — Vorerst mag das

gut sein — aber doch — haben Sie auch mit Ihrem Oheim davon geredet?

Albigheim. Noch nicht! Will er mich denn hören? — Darum bitte ich, daß Sie für mich reden, Sie werden für Adelaiden das Wort nehmen. Er achtet Sie, er liebt Sie! — Sie wird er ruhig anhören, denn er hat Vertrauen in Sie.

Windal. Wahrlich — dann wissen Sie mehr als ich.

Albigheim (lebhaft). Ja! Ich bin meiner Sache gewiß. Ich bitte Sie, gehen Sie diesen Augenblick zu ihm.

Windal. Ich will wohl. — Aber wo mag er jetzt sein?

Albigheim. Das will ich gleich erfahren. — He! Ist Niemand da?

Dreizehnter Auftritt.

Konrad. Vorige.

Konrad (zu Albigheim). Was befehlen Sie?

Albigheim. Mein Oheim — ist er ausgegangen?

Konrad. Nein, mein Herr, er ist hinunter in den Garten.

Albigheim. In den Garten! Um diese Zeit?

Konrad. Das ist ihm alles eins, mein Herr! — Steht ihm der Kopf nicht recht, so trabt er im Garten auf und ab, zieht frische Luft ein, und —

Windal. Ich will zu ihm gehen.

Albigheim. Ja nicht. Ich kenne meinen Onkel — man muß ihm Zeit lassen, sich zu fassen. Sie thun besser, ihn hier zu erwarten.

Windal. Wenn er aber ausginge, wenn er vorher nicht wieder herauf käme? He!

Konrad (zu Windal). Mit Erlaubniß, mein Herr! — Es wird *nicht lange dauern*, so kommt er wieder herauf. Hm

— ich muß wissen, wie er ist. Eine halbe Viertelstunde — mehr braucht's bei ihm nicht. Außerdem wird es ihm besonders lieb sein, Herrn Windal hier zu finden.

Albigheim. Wohlan, geliebter Freund! Gehen Sie zu ihm, erweisen Sie mir die Liebe, ihn zu erwarten.

Windal. Ja, ich will's thun. Ich übersehe das Schmerzhafte Ihrer Lage; man muß ihr abzuhelfen suchen. Ich werde mit dem Onkel reden. Doch nur auf die Bedingung, daß Sie künftig —

Albigheim (ernst). Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort!

Windal. Ich nehme es an und baue darauf. (Ab in Morhof's Zimmer.)

Vierzehnter Auftritt.

Albigheim. Konrad.

Albigheim. Du hast wohl meinem Onkel nichts von dem gesagt, warum ich dich gebeten, mit ihm zu sprechen?

Konrad. Vergebung, lieber Herr! — Ich habe wohl davon geredet — aber er — er hat mich heim geschickt, wie er's denn so macht!

Albigheim (seufzt). Das ist mir sehr leid! — Nenne mir nur die guten Augenblicke, wo ich mit ihm reden könnte. — Es wird eine Zeit kommen, wo ich dich dafür werde belohnen können.

Konrad. Ich danke Ihnen herzlich, guter Herr! — Aber — ich kann dem Himmel nicht genug danken — ich bedarf nichts!

Albigheim. Du bist also reich?

Konrad. Reich? Ach nein! — Aber ich habe einen Herrn, *der es mir an nichts* fehlen läßt. Ich habe eine Frau — vier

Kinder dazu — das kostet denn viel und sollte mich manchmal bange machen, wo es herkommen wird; aber mein Herr ist so gut — da bringe ich sie denn ohne alle Aengstlichkeit durch die Welt — die Frau, mich und die Kinder. Gott sei Dank! — Bei uns ist noch keine Dürftigkeit eingetreten. (Ab in Morhof's Zimmer.)

Fünfzehnter Auftritt.

Albigheim allein.

Welch ein herrlicher Mann ist mein Onkel! — Wenn Windal doch etwas über ihn gewinnen könnte! — Wenn ich doch auf eine Unterstützung hoffen dürfte — (seufzt) die meiner Verlegenheit angemessen wäre! — (Heftig.) Wenn ich es nur vor meiner Frau verbergen könnte, daß ich — — Ach! warum habe ich sie hintergangen, warum habe ich mich selbst betrogen? — Mein Onkel kommt nicht. — Jeder Augenblick ist kostbar für mich! — Ich eile indeß zu meinem Advokaten! — Wie sauer wird mir der Gang! — Zwar schmeichelt er mir, daß, ungeachtet des Urtheils gegen mich, er doch noch Mittel finden würde, um Zeit zu gewinnen; — aber alles, was auf Verzug deutet, ist mir verhaßt. Herz, Freund und Ehre sind damit blos gestellt und aufgeopfert. O wahrlich, die sind sehr unglücklich, welche die Verzweiflung treibt, solche beschämende Ausflüchte zu ergreifen! (Er will gehen.)

Sechzehnter Auftritt.

Albigheim. Madame Albigheim.

Albigheim (erblickt seine Frau und bleibt). Ach! — Meine Frau! —

Mad. Albigheim. Ach! Sieh da, lieber Freund! — Ich habe dich überall aufgesucht.

Albigheim. Ich habe nothwendig auszugehen — —

Mad. Albigheim. Eben bin ich dem verdrießlichen Mann begegnet. Hat er nicht gebrummt — hat er nicht gebrummt! —

Albigheim. Soll hier von meinem Oheim die Rede sein?

Mad. Albigheim. Eben von ihm. — Ein Sonnenstrahl blickt in mein Zimmer — ich mache einen Gang durch den Garten und da begegnet er mir. Er tobte, sprach mit sich selbst — (lächelt) sprach ganz laut — aber überlaut! — Sage mir doch eins: — gibt es nicht bei ihm irgend einen verheiratheten Domestiken?

Albigheim. Ja.

Mad. Albigheim. Das muß sein; denn er sprach übel vom Manne und von der Frau — aber wie übel! — Es war arg! —

Albigheim (bei Seite). Mir ist es nicht dunkel, von wem der Onkel gesprochen hat.

Mad. Albigheim. Du mußt gestehen, der Mann ist unerträglich.

Albigheim. Indeß muß man doch Rücksichten für ihn haben, ihm die Achtung erweisen, die —

Mad. Albigheim. Kann er sich über mich beklagen? Habe ich es an schicklichem Betragen gegen ihn fehlen lassen? Ich ehre sein Alter, seine Eigenschaft als Oheim — und — wenn ich mich zuweilen ein wenig über ihn lustig mache — so geschieht es nur zu dir — und so verzeihest du mir das — nicht wahr? — Uebrigens habe ich alle Achtung für ihn; aber gesteh' es nur, hat auch er nur die geringste für dich? nur die *geringste für mich*? — Er begegnet uns mit Härte, er kann

uns nicht ausstehen — mich — o — mich nun vollends gar nicht! — Er behandelt mich sogar verächtlich. Muß ich ihm nach alle dem noch schmeicheln, ihm den Hof in aller Form machen?

Albigheim (in großer Verlegenheit). Aber — wenn wir ihm dann nachgegeben — ihm sogar — wie du es nennest — den Hof machen sollten — er bleibt doch allemal unser Oheim — und — wer kann es denn voraus wissen — ob wir nicht Seiner noch bedürfen könnten? —

Mad. Albigheim. Seiner bedürfen? Wir? — Wie denn? Haben wir nicht Vermögen genug, um auf sehr anständigem Fuß leben zu können? Deine Angelegenheiten stehen gut, ich weiß mich zu schicken; ich fordere nichts mehr, als was du bisher für mich gethan hast. Laß uns mit derselben Mäßigung fortleben, und es ist gewiß, das wir Niemandes bedürfen werden.

Albigheim (sehr ergriffen). Mit derselben Mäßigung!

Mad. Albigheim. Fürwahr! Ich kenne nicht jene kindische Eitelkeit mancher Frauen, und ich fordere nichts mehr für mich, als bisher geschehen ist.

Albigheim (bei Seite). Ich unglückseliger Mann!

Mad. Albigheim. Aber — du scheinst mir beunruhigt — nachdenkend —? Was hast du, mein Freund? — Du bist nicht ruhig.

Albigheim. Nichts, nichts! — In der That, ich habe gar nichts auf dem Herzen.

Mad. Albigheim. Vergib mir, lieber, guter Freund, ich kenne dich zu genau! Wenn dir etwas Besorgnisse gibt — ist es wohl billig, daß du es mir verbergen willst?

Albigheim (in zunehmender Unruhe). Die Angelegenheiten meiner Schwester liegen mir im Sinne; das ist alles.

Mad. Albigheim. Deiner Schwester? — Weshalb denn? — Sie ist das beste Mädchen von der Welt. Ich liebe sie von ganzem Herzen. Sieh, mein Freund, willst du mir glauben, so kannst du dich von diesen Sorgen befreien und sie zugleich recht glücklich machen.

Albigheim. Wie denn?

Mad. Albigheim. Du willst sie vor der Hand in's Kloster bringen —?

Albigheim. Vor der Hand —— (seufzt) ja — wenn —

Mad. Albigheim. Ich bin aber von guter Hand versichert, daß ihr das sehr unangenehm sein würde —

Albigheim (übellaunig). In ihrem Alter wird sie doch nicht über sich zu bestimmen haben?

Mad. Albigheim. Sie ist sanft und billig genug, sich in den Willen zärtlicher Verwandten zu fügen. — Aber, weshalb willst du sie nicht verheirathen?

Albigheim. Sie ist noch zu jung.

Mad. Albigheim. Ei! war ich denn älter, als wir uns heiratheten?

Albigheim (hitzig). Gut denn! Ich will von Thür zu Thür gehen, einen Mann für sie zu suchen.

Mad. Albigheim. Halt, mein Freund, zürne nicht! — Ich wollte dir nur sagen, daß ich eine Bemerkung gemacht habe. Irre ich nicht, so liebt Herr Waldau Adelaiden und — er wird von ihr wieder geliebt.

Albigheim (bei Seite). Gott! wie leide ich!

Mad. Albigheim. Du kennst Waldau; man könnte für Adelaiden keine passendere Partie aussuchen.

Albigheim (mehr und mehr verlegen). Wir wollen sehen — ja — o ja, es läßt sich davon reden.

Mad. Albigheim. Thu' mir den Gefallen, und dann erbitte ich mir es als eine ganz besondere Gefälligkeit, daß ich diese Sache führe, sie zu der meinigen machen darf. Ich setze einen eigenen Ehrgeiz darin, sie zu Stande zu bringen.

Albigheim. Madame —

Mad. Albigheim. Nun?

Albigheim. Das geht nicht an.

Mad. Albigheim. Das geht nicht an? — Weshalb nicht?

Albigheim. Würde mein Onkel dazu seine Einwilligung geben?

Mad. Albigheim. Höre — man soll ihm alle Form beweisen, die man ihm schuldig ist; dann aber bist du der Bruder, und das ist mehr, als Oheim. Die Aussteuer ist ja in deinen Händen; so hängt das Mehr oder Weniger doch von dir allein ab. Erlaube mir, daß ich mich von ihren wechselseitigen Neigungen überzeuge; daß ich die Sache des Kalkuls halb und halb in Ordnung bringe.

Albigheim (hastig). Nein — ja nicht! Nimm dich wohl dafür in Acht, wenn ich bitten darf.

Mad. Albigheim. Du willst also deine Schwester nicht verheirathen?

Albigheim. Nein!

Mad. Albigheim. Willst du —

Albigheim. Ich muß jetzt nothwendig ausgehen. — Wenn ich zurück komme, reden wir mehr davon. (Will gehen.)

Mad. Albigheim. Findest du es nicht gut, daß ich mich der Sache annehme?

Albigheim (im Gehen). Ganz und gar nicht.

Mad. Albigheim. Höre mich an! — Solltest du wegen der Aussteuer — —

Albigheim. Ich weiß nicht — ich weiß gar nichts — (Geht ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Madame Albigheim allein.

Was bedeutet das alles? — Ich verstehe ihn gar nicht. — Wäre es möglich — sollte mein Mann — ? — Nein, nimmermehr! Er ist zu vernünftig, zu rechtlich, als daß er sich das Mindeste vorzuwerfen haben könnte. —

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Adelaide.

Adelaide (ohne Madame Albigheim zu sehen). Könnte ich nur Marianen sprechen!

Mad. Albigheim. Liebe Schwester —!

Adelaide. Was beliebt?

Mad. Albigheim (mit Freundschaft). Wo gehen Sie hin, liebe Schwester?

Adelaide (aufgebracht). Ich weiß es nicht.

Mad. Albigheim. Ei, ei! Sie sind also übler Laune?

Adelaide. Ich habe wohl Ursach genug dazu.

Mad. Albigheim. Sind Sie böse mit mir, Adelaide?

Adelaide. Aber, Madame —

Mad. Albigheim. Hören Sie, Kind! Ist es das Projekt mit dem Kloster, weshalb Sie zürnen, so wissen Sie, daß ich nicht nur keinen Theil daran habe, sondern daß ich ganz dagegen bin. Ich liebe Sie, und ich werde alles anwenden, was ich nur vermag, damit Sie recht glücklich werden.

Adelaide (bei Seite). Kann man so falsch sein!

Mad. Albigheim. Aber in welchem Zustande sind Sie? — Ich glaube, Sie weinen?

Adelaide (bei Seite). Nur zu lange habe ich ihr geglaubt! (Trocknet ihre Thränen.)

Mad. Albigheim. Was ist denn die Ursache Ihres Kummers?

Adelaide (mit Schmerz). Die Ursache? (Weinend.) Der Verfall, der Untergang meines Bruders.

Mad. Albigheim (mit Entsetzen). Verfall — Untergang — mein Mann —

Adelaide. Den hat doch wohl Niemand besser wissen und vorhersehen können, als Sie.

Mad. Albigheim. Was sagen Sie da? Sie müssen sich erklären — ich bestehe darauf.

Adelaide. Das ist alles zu spät und unnütz.

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Morhof. Dann **Konrad.**

Morhof (tritt herein). Konrad!

Konrad (aus Morhof's Zimmer). Was befehlen Sie?

Morhof (hitzig). Nun? — Herr Windal? —

Konrad. Mein Herr, er ist hier in Ihrem Zimmer und wartet auf Sie.

Morhof. Er ist schon in meinem Zimmer, und du sagst mir nichts davon?

Konrad. Es ist — ich hatte noch nicht Zeit dazu.

Morhof (wird jetzt Adelaiden und Madame Albigheim gewahr. Er redet zu Adelaiden, indem er sich von Zeit zu Zeit gegen Madame Albigheim wendet, damit sie ihren Theil empfangen kann). Was thust du hier? Dieser Saal hier ist mein Saal, mein Saal! Ich will hier keine Weiber haben. Ich begehre hier nichts und Niemand *von deiner Familie*. Fort mit dir, fort, fort!

Adelaide. Mein theurer, lieber Oheim! —

Morhof. Geh' deiner Wege, sage ich.

Adelaide (geht ab).

Zwanzigster Auftritt.

Madame Albigheim. Morhof. Konrad.

Mad. Albigheim (zu Morhof). Herr Onkel, ich habe allerdings sehr um Verzeihung zu bitten —

Morhof (wendet sich nach der Seite, wohin Adelaide abgegangen ist, von Zeit zu Zeit nach der Seite der Madame Albigheim). Das finde ich denn doch sonderbar! Das naseweise Ding, das! — will hier mir im Wege sein. Es gibt ja eine andere Treppe noch, um nicht hier durchgehen zu müssen. — Die Thüre dort, die will ich zumauern lassen.

Mad. Albigheim. Erzürnen Sie sich nicht, mein Herr! Was mich anbetrifft, so versichere ich Ihnen —

Morhof (möchte in sein Zimmer gehen und doch nicht gern an Madame Albigheim vorüber; er spricht zu Konrad). Herr Windal ist in meinem Zimmer, sagst du?

Konrad. Ja, mein Herr!

Mad. Albigheim (die Morhof's Zwang bemerkt, tritt etwas zurück). Nur zu, mein Herr, nur vorüber! — Ich bin nicht im Wege.

Morhof (zu Madame Albigheim, indem er an ihr vorbeigeht und sie kaum grüßt). Diener! Vermauern will ich die Thüre da lassen.

Konrad (folgt).

Einundzwanzigster Auftritt.

Madame Albigheim allein.

Welch' ein Charakter! — Aber das ist es nicht, was mich eigentlich beunruhigt. Die Unruhe meines Mannes — alles, was Adelaide mir gesagt hat — das bekümmert mich. — Ich zweifle — ich besorge, ich möchte die Wahrheit genau erfahren — und dennoch zittere ich, sie zu ergründen. (Geht ab.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Morhof. Windal.

Morhof. Vorwärts — zum Spiel! und vom übrigen reden wir nicht mehr.

Windal. Aber es betrifft doch einen Neffen.

Morhof. Es betrifft einen Pinsel, einen Schwachkopf, der sich gefällt, der Sklave seiner Frau zu sein, und der nun das Opfer seiner Eitelkeit ist.

Windal. Pst! Pst! — Gelassen, lieber Freund, gelassen!

Morhof. Und Sie mit Ihrem Phlegma — Sie — Sie wären im Stande mich rasend zu machen!

Windal. Ich rede für das Gute, und ich —

Morhof. Nehmen Sie einen Stuhl! (Setzt sich.)

Windal (indem er sich den Stuhl holt). Der arme junge Mensch!

Morhof. Laß sehen — — der Zug von gestern —

Windal (mitleidig). Sie verderben ihn.

Morhof. Ganz sicher nicht.

Windal. Ich sage Ihnen; er ist verloren!

Morhof. Ich wette — nein!

Windal. Wenn Sie nicht aushelfen, werden Sie ihn verlieren.

Morhof. Wen?

Windal. Ihren Neffen!

Morhof (auffahrend). Hm! — Vom Spiele ist die Rede — setzen Sie sich!

Windal (indem er Platz nimmt). Nun ja — ich will wohl spielen — aber hören Sie mich zuvor an.

Morhof. Werden Sie noch immer von Albigheim mit mir reden? — Davon will ich nichts wissen.

Windal. Sie hassen also Ihren Neffen?

Morhof. Keineswegs. Ich hasse Niemand.

Windal. Aber wenn Sie doch gar auf keine Weise —

Morhof. Ein Ende, spielen Sie — machen wir die Partie — oder ich gehe.

Windal. Noch ein Wort — und dann nichts mehr.

Morhof. O heilige Geduld!

Windal. Sie besitzen Vermögen?

Morhof. Nun ja. Gottlob!

Windal. Mehr als Sie brauchen!

Morhof. Ja. Um meinen Freunden zu dienen.

Windal. Und für Ihren Neffen wollen Sie nichts thun?

Morhof. Nein. Nicht einen Pfennig gebe ich ihm.

Windal. Daraus folgt —

Morhof. Daraus folgt — was?

Windal. Daß Sie ihn hassen.

Morhof. Daraus folgt, daß Sie nicht wissen, was Sie

reden. Ich hasse, ich verwünsche seine Art zu denken, seine heillose Aufführung. Ihm Geld geben, das hieße seiner Eitelkeit fröhnen, seiner Verschwendung behilflich sein, seinen Thorheiten Bahn machen. Lassen Sie ihm seine Lebensweise ändern, so werde ich wohl mein Betragen gegen ihn ändern. Ich will haben, daß die Reue die Hilfe erwerbe; aber ich will nicht haben, daß die unzeitige Hilfe die Reue verhindere.

Windal (schweigt einige Zeit, scheint dann überzeugt und sagt sehr gelassen). So spielen wir denn!

Morhof. Ziehen Sie!

Windal (indem er sein Spiel macht). Es ist mir leid.

Morhof (spielt). Schach dem König!

Windal (spielt). Und das arme, gute Mädchen! —

Morhof. Wer?

Windal. Adelaide.

Morhof. Ach — ja! — Ja, was die anbetrifft, mit der ist es ein anderes. Reden Sie — von der reden Sie! — (Hört auf zu spielen.)

Windal. Wahrlich — ihre Lage kann nicht gut sein.

Morhof. Nun — daran habe ich gedacht — und habe auch theils dafür gesorgt; ich werde sie verheirathen.

Windal. So ist es recht. Gut. Sie verdient Ihre Liebe.

Morhof. Adelaide ist ein wohlgezogenes, gutes, liebes Mädchen. Nicht wahr?

Windal. O ja!

Morhof. Wer das Mädchen bekommt, der ist glücklich. (Er sinnt etwas nach und sagt, indem er aufsteht, mit einem kräftigen Tone.) Windal! —

Windal. *Mein Freund —!*

Morhof. Hören Sie mich an!

Windal. Nun?

Morhof. Sie sind mein Freund —?

Windal. Fürwahr, das bin ich.

Morhof. Wenn Ihnen das Mädchen gefällt — so sind Sie der Mann, dem ich sie gebe.

Windal (steht auf). Wie?

Morhof. Ja! Meine Nichte.

Windal. Wie — —

Morhof. Wie! Wie! Sind Sie taub? — Haben Sie mich denn nicht verstanden? — Ich rede doch sehr bestimmt. — Wenn das Mädchen Ihnen gefällt, so sind Sie der Mann, dem ich sie geben will.

Windal. In der That, ich — ich —

Morhof. Und wenn Sie Adelaiden heirathen, so gebe ich, außer ihrem Brautschatz, noch fünfzig tausend Gulden von dem Meinigen. Nun — was sagen Sie dazu?

Windal. Mein lieber Freund — Sie erweisen mir eine ausgezeichnete Ehre.

Morhof. Ich weiß, was Sie werth sind. Ich mache meine Nichte durch Sie glücklich.

Windal. Aber —

Morhof. Was?

Windal. Ihr Bruder! — — Der ist doch —

Morhof. Ihr Bruder! — Ihr Bruder kommt hiebei in gar keinen Betracht. — — Ich habe in dieser Sache das Wort zu geben. — Unsere Gesetze — das Testament meines Bruders — — von mir hängt alles ab. Geschwind, entscheiden Sie sich, und auf der Stelle!

Windal. Mein lieber, geliebter Freund, was Sie mir

da vorschlagen, ist eine Sache, wobei man sich nicht übereilen darf. — Sie sind — vergeben Sie mir! — sehr lebhaft, sehr schnell!

Morhof. Ich sehe da keine Schwierigkeiten. Wenn Sie Adelaiden lieben, achten, wenn Sie denken, daß Sie sich für einander schicken, so ist da nichts mehr zu untersuchen.

Windal. Aber —

Morhof (verdrießlich). Aber! Aber! Was gibt's denn noch für Aber?

Windal. Rechnen Sie denn für nichts den Unterschied von sechzehn Jahren zu fünfundvierzig Jahren?

Morhof. Das macht nichts. Fünfundvierzig — ist kein Alter. Und ich kenne Adelaiden, sie ist keine Thörin der Modewelt.

Windal. Und — wir können nicht wissen — wenn sie nun schon irgend eine Neigung hätte. Wenn sie —

Morhof. Die hat sie nicht.

Windal. Sind Sie dessen völlig gewiß?

Morhof. Völlig. Nun — lassen Sie uns abschließen. Ich gehe zu meinem Notar. Ich lasse den Kontrakt aufsetzen. Sie ist die Ihrige.

Windal. Nur nicht zu schnell, lieber Freund! nicht zu hastig!

Morhof. Nun, was ist denn noch? Wollen Sie mich vollends ermüden, ärgern und langweilen mit Ihrer Bedächtigkeit und kaltem Blute?

Windal. Nein, im Ernst — Sie wollten wirklich?

Morhof. Ja doch, wirklich! Ich will Ihnen ein hübsches, *vernünftiges*, *wackeres*, tugendhaftes Mädchen mit

hunderttausend Gulden Aussteuer und fünfzigtausend Gulden Hochzeitsgeschenk zur Frau geben. Aergert Sie das? He?

Windal. Dies alles ist viel mehr, als ich verdiene.

Morhof. Wegen Ihrer Förmlichkeit in dieser Sache möchte man sich dem Teufel übergeben.

Windal. Ich bitte, erzürnen Sie sich nicht! — Wenn es denn Ihr fester Wille ist —?

Morhof. Ja.

Windal. Wohl! So nehme ich ihn dankbar an.

Morhof (freundlich). Ist's wahr?

Windal. Doch auf die Bedingung —

Morhof. Auf welche?

Windal. Daß Adelaide einwilligen werde.

Morhof. Andere Schwierigkeiten haben Sie nicht?

Windal. Nur diese.

Morhof. Gott sei Dank! — Ich stehe für alles.

Windal. Desto besser, wenn alles sich so verhält.

Morhof. Gewiß, und ganz gewiß! Umarmen Sie mich, lieber Neffe!

Windal. Ja, umarmen wir uns herzlich, mein lieber Onkel! — (Umarmung.)

Zweiter Auftritt.

Vorige. Albigheim.

Albigheim (tritt zur Mittelthür herein, sieht seinen Onkel, bemüht sich, im Vorbeigehen, etwas zu hören, eilt leise nach seinem Zimmer, bleibt aber dort in der Thür, um etwas zu hören).

Morhof. Das ist der glücklichste Tag meines Lebens!

Windal. Man muß Sie innigst verehren, geliebter Freund!

Morhof. Ich gehe zu meinem Notar. Noch heute muß alles zu Stande gebracht sein. (Ruft.) Holla! — Konrad!

Dritter Auftritt.

Vorige. Konrad.

Morhof. Meinen Stock! Meinen Hut!

Konrad (geht ab).

Windal. Indeß gehe ich in meine Wohnung, um —

Morhof. Nicht doch, nein! erwarten Sie mich hier. Ich komme bald zurück und Sie werden mit mir essen.

Windal. Ich habe viel zu schreiben. Ich muß meinen Agenten kommen lassen, der jetzt eine Meile von hier wohnt.

Vierter Auftritt.

Vorige. Konrad.

Konrad (bringt Stock und Hut und geht in Morhof's Zimmer zurück).

Morhof. Gehen Sie auf mein Zimmer! Schreiben Sie dort, schicken Sie Ihre Briefe durch Konrad weg. Ja, Konrad soll selbst Ihre Briefe wegtragen. Es ist eine ehrliche Seele, dieser Konrad! treu, verständig, — ich — nun, ich zanke ihn manchmal aus, sagen die Leute; — aber ich will ihm wahrhaftig wohl.

Windal. Nun — ja — so will ich da drinnen schreiben, weil Sie es ausdrücklich haben wollen.

Morhof. Alles bleibt, wie verabredet.

Windal. Ja, so wie wir übereingekommen sind.

Morhof (bietet ihm die Hand). Auf Ehrenwort?

Windal *(gibt ihm die Hand).* Auf Ehrenwort!

Morhof (indem er geht). Ach, mein lieber, guter Neffe! (Ab.)

Albigheim (bezeigt bei dem letzten Worte Freudigkeit).

Fünfter Auftritt.

Windal. Albigheim ungesehen.

Windal (der sich allein glaubt). In der That, alles, was mir da begegnet ist, scheint mir ein Traum zu sein. Mich verheirathen, mich, der ich nie daran gedacht habe!

Sechster Auftritt.

Windal. Albigheim zeigt sich.

Albigheim (mit lauter Fröhlichkeit). Theuerster, geliebtester Freund! ich weiß nicht, auf welche Weise ich Ihnen meine Dankbarkeit ausdrücken soll!

Windal. Wofür?

Albigheim. Habe ich nicht gehört, was mein Onkel gesagt hat? — Er liebt mich, er bedauert mich, er geht zu seinem Notar, er hat Ihnen sein Ehrenwort gegeben. Ich sehe wohl, was Sie für mich gethan haben. Ich bin der glücklichste Mensch auf der Welt.

Windal. Lieber Freund, schmeicheln Sie sich nicht zu viel; an allem, was Sie da sich einbilden, ist kein wahres Wort.

Albigheim. Wie so?

Windal. Ich hoffe wohl, daß ich mit der Zeit bei Ihrem Onkel Ihnen werde nützlich sein können; und künftig werde ich sogar ein Recht haben, mich zu Ihrem Besten lebhafter zu verwenden. Aber vor der Hand — —

Albigheim. Worauf hat er Ihnen denn sein Ehrenwort gegeben?

Windal. Nun — ich will es Ihnen sagen. — — Er hat mir die Ehre erwiesen, Ihre Schwester mir zur Frau geben zu wollen.

Albigheim (freudig). Meine Schwester? — Sie gehen die Partie ein?

Windal. Wenn Sie es zufrieden sind.

Albigheim. Ich bin davon erfreut, es entzückt mich. Was die Aussteuer anlangt — so ist Ihnen meine Lage bekannt, wie sie gegenwärtig ist.

Windal. Davon läßt sich reden.

Albigheim. Mein lieber Schwager — lassen Sie sich von ganzem Herzen umarmen!

Windal. Ich hoffe nun, daß Ihr Onkel bei dieser Gelegenheit —

Albigheim. Diese Verbindung wird mein Glück machen. Ich bedarf eine Auskunft dieser Art. Ich war bei meinem Advokaten, ich habe ihn nicht getroffen.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Madame Albigheim.

Albigheim (indem er seine Frau sieht). Sieh da, meine Frau!

Mad. Albigheim (zu ihrem Manne). Ich habe dich mit Ungeduld erwartet. Als ich deine Stimme hörte —

Albigheim. Liebe Frau, hier ist Herr Windal, den ich dir in der Eigenschaft meines Bruders aufführe. Er wird der Mann unserer Adelaide.

Mad. Albigheim (vergnügt). In der That?

Windal. Ich würde mich glücklich fühlen, Madame,

wenn das, was mich so innig erfreut, Ihre Zustimmung erhalten könnte.

Mad. Albigheim. Von ganzem Herzen. Empfangen Sie meinen aufrichtigen Glückwunsch. — (Für sich.) Wie reimte sich denn das damit, daß mein Mann in Verlegenheit sein soll?

Albigheim (zu Windal). Meine Schwester — weiß sie es schon?

Windal. Ich glaube es nicht.

Mad. Albigheim (bei Seite). Es ist also nicht mein Mann, der diese Heirath zu Stande bringt?

Albigheim. Ich will meine Schwester kommen lassen.

Windal. Noch nicht. Es bedarf doch, daß sie vorbereitet werde! Es könnte sich noch eine Schwierigkeit in der Sache finden.

Albigheim. Welche?

Windal. Wenn sie keine Lust hätte.

Albigheim. Besorgen Sie das nicht, ich kenne Adelaiden. — Außerdem — ihre Verdienste — ihre Verhältnisse — lassen Sie das meine Sorge sein; ich werde mit meiner Schwester reden.

Windal. Nein, mein Freund, ich bitte, thun Sie das nicht. Verderben wir nichts, lassen wir Herrn Morhof die Sache nach seinem Sinne machen.

Albigheim. Nun, wie Sie wollen.

Mad. Albigheim (für sich). Ich finde mich darin nicht.

Windal. Ich gehe in Ihres Onkels Kabinet, um dort meine Briefe zu schreiben; mein ehrlicher Freund hat das so erlaubt. Er hat mir sogar ausdrücklich gesagt, daß ich ihn

erwarten soll. Ohne Abschied — wir sehen uns ja bald wieder! (Ab in Morhof's Zimmer.)

Achter Auftritt.

Albigheim. Madame Albigheim.

Mad. Albigheim. Wie ich nun sehe, bist du es nicht, der die Heirath deiner Schwester gemacht hat?

Albigheim (verlegen). Nein, mein Onkel.

Mad. Albigheim. Dein Onkel! — Hat er die Sache mit dir beredet? Hat er deine Einwilligung dazu begehrt?

Albigheim (etwas lebhaft). Meine Einwilligung? Sie haben ja eben Windal bei mir gesehen! — Er hat ja mit mir davon geredet — das heißt doch wohl, meine Einwilligung fordern?

Mad. Albigheim. Nein — das ist eine Höflichkeit von Windal — aber der alte Onkel, der setzt sich darüber weg — der sagt Ihnen gar nichts.

Albigheim. Nun — weil — — weil er —

Mad. Albigheim. Weil er uns nicht der Mühe werth hält, und durchaus verachtet.

Albigheim. Aber — (Heftig.) Du nimmst auch alles verkehrt. Das ist recht abscheulich. Du bist unerträglich! —

Mad. Albigheim. Unerträglich? — (Erschrocken.) Ich bin dir unerträglich? — (Nach einer Pause, sehr zärtlich.) Ach, mein theurer Freund! Es ist das erste Mal, daß ein Ausdruck dieser Art über deine Lippen kommt. Du mußt drückenden Kummer haben, daß du so weit dich hast vergessen können.

Albigheim (bei Seite). O, das ist nur zu wahr! — (Zu ihr.) Liebe Frau! Ich bitte dich ehrlich und herzlich um Verzeihung. Aber du kennst den Onkel — wie er nun einmal ist

— sollen wir uns vollends mit ihm entzweien? Soll ich meiner Schwester schaden? Die Partie ist gut, man kann nichts dagegen einwenden. Sie macht auch dem Onkel Vergnügen. — Desto besser! Eine Verlegenheit weniger für dich und mich.

Mad. Albigheim. Nun — ja, ich mag es wohl, daß du die Sache von der leidlichsten Seite betrachtest; ich lobe dich deshalb, ich achte es sogar. Aber nun sei mir auch eine nöthige Bemerkung vergönnt. Wer wird denn für nöthigen Schmuck und die elegante Einrichtung einer jungen Person Sorge tragen, die sich verheirathen will? Wird der alte Onkel aussuchen, bestellen, verschreiben? Würde es schicklich sein —

Albigheim. Du hast ganz Recht. — Aber — das hat so große Eile nicht. Davon können wir noch reden.

Mad. Albigheim. Nun, so höre mich an! Ich liebe Adelaidchen — du weißt es. Diese kleine Undankbare verdient nicht, daß ich so viel Sorgfalt für sie trage. Indeß, sie ist deine Schwester, so —

Albigheim. Was? Du nennst meine Schwester eine Undankbare! Weshalb?

Mad. Albigheim. Lassen wir das jetzt! — Sie muß mir über dies und jenes Erklärung geben, wenn wir Beide ganz allein sein werden; hernach —

Albigheim. Nicht so! Ich muß es jetzt wissen.

Mad. Albigheim. Geduld, lieber Freund, Geduld!

Albigheim (sehr lebhaft). Nein, ich will es wissen, und auf der Stelle, sage ich dir.

Mad. Albigheim. Wenn du darauf bestehst, so darf ich nichts mehr einwenden.

Albigheim. Himmel, ich bin in der tödtlichsten Angst, daß —

Mad. Albigheim. Deine Schwester —

Albigheim. Meine Schwester?

Mad. Albigheim. Ich glaube sie ganz und viel zu sehr auf der Seite deines Onkels.

Albigheim. Weshalb?

Mad. Albigheim. Sie hat die Kühnheit gehabt, mir gerade in die Augen zu sagen, daß deine Umstände in Verwirrung wären, und daß — —

Albigheim. Meine Umstände in Verwirrung! — — Glaubst du denn so etwas?

Mad. Albigheim. Nein. Aber sie hat auf eine Art mit mir gesprochen, daß ich nicht anders glauben kann, als argwöhne sie, daß ich die Ursache von deinem Verderben sei, oder daß ich wenigstens dazu beigetragen habe.

Albigheim (hitzig). Sie? meine Schwester? Argwohn? Argwohn gegen dich?

Mad. Albigheim. Lieber Freund, sei nicht zornig! Ich sehe wohl, in alle dem ist nicht der mindeste Zusammenhang.

Albigheim (mit Zärtlichkeit und Schmerz). Meine Frau — meine gute, gute Frau!

Mad. Albigheim. Das muß dich nicht beschäftigen. Sieh, ich — ich denke schon nicht mehr daran. — Alles das — kommt von da drüben herüber; der alte Onkel ist Schuld an dem allen. Niemand sonst.

Albigheim. Nein, nein, wahrlich nicht! der Onkel ist nicht bösartig.

Mad. Albigheim. Er wäre nicht bösartig? — Lieber *Himmel! Gibt es etwas Herberes* auf der Welt? Hat er mich

das nicht erst eben noch empfinden lassen? — Doch, ich will es ihm vergeben.

Neunter Auftritt.

Vorige. Ein Bedienter Albigheim's.

Bedienter. Mein Herr, so eben bringt man diesen Brief für Sie.

Albigheim (entreißt ihm den Brief mit Hast). Gib her!

Bedienter (geht ab).

Zehnter Auftritt.

Albigheim. Madame Albigheim.

Albigheim (bei Seite). Die Hand meines Advokaten. Laß sehen! — (Oeffnet den Brief.)

Mad. Albigheim. Wer schreibt dir?

Albigheim (unruhig). Gleich! (Er tritt bei Seite, liest sachte, und seine Bekümmerniß nimmt zu.)

Mad. Albigheim (bei Seite). Sollte ein Unglück ihn betroffen haben? —

Albigheim (nachdem er gelesen). Ich bin verloren!

Mad. Albigheim (für sich). Mir schlägt das Herz!

Albigheim (bei Seite; in großer Angst). Meine arme Frau! was soll aus ihr werden? — Wie soll ich es ihr sagen? Nein, dazu habe ich nicht den Muth.

Mad. Albigheim. Lieber Mann, sage mir, was dir begegnet ist, vertraue dich mir! bin ich nicht deine beste Freundin?

Albigheim. Da — nimm — lies — kenne meinen Zustand! (Er gibt ihr den Brief und geht.)

Eilfter Auftritt.

Madame Albigheim allein.

Ich zittere! — (Sie liest.) „Alles ist verloren, mein Herr! Ihre Gläubiger haben nicht unterzeichnen wollen. Der Spruch des Gerichts ist bestätigt; er wird Ihnen zugestellt werden. Sein Sie ja auf Ihrer Hut, denn man wird sie festsetzen." — — Was lese ich — was muß ich erfahren? — Mein Mann — verschuldet — in Gefahr, seine Freiheit zu verlieren! — Aber, wie ist das alles möglich? — Er spielt nicht — keine Gesellschaften, die ihn hätten zu Grunde richten können — keine Opfer für die Eitelkeit — um seinetwillen gewiß nicht! — — Wären sie meinetwegen gebracht worden? — — Mein Gott, welch ein furchtbares Licht geht mir auf! — Adelaidens Vorwürfe — der Haß des alten Morhof's gegen mich — die Verachtung, die er mir stets bewiesen hat — — — der Schleier ist zerrissen, ich sehe den Fehler meines Mannes — ich sehe den meinigen. — Seine herzliche Liebe für mich — sie hat ihn zu Schwächen verleitet, meine Unerfahrenheit hat mich verblendet. — Albigheim ist strafbar geworden, und ich — ich bin es vielleicht so sehr, als er. — Welche Mittel gibt es in dieser schrecklichen Lage? Sein Onkel allein — ja, sein Onkel könnte ihn heraus reißen. Aber mein armer Mann, kann er jetzt mit ihm reden, in diesem Zustande der Abspannung und des Grams? — Bin ich aber die unwillkürliche Ursache davon — warum sollte ich nicht den Onkel anreden? — Ich will es — ja — und sollte ich mich zu seinen Füßen werfen. — Aber mit diesem harten, unzugänglichen, bitteren Charakter — darf ich hoffen, daß ich ihn erweichen werde? Soll ich mich seiner harten Begegnung aussetzen?

Ja, ich soll! Was sind alle seine Begegnungen gegen den schmerzlichen Zustand meines Mannes? Ich gehe zu dem Onkel — die Idee allein ist hinlänglich, mir allen Muth zu geben, den ich bedarf. (Sie geht gegen Morhof's Zimmer.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Mariane.

Mariane. Wie, Madame! Sie hier? Ihr Mann überläßt sich der Verzweiflung.

Mad. Albigheim. Guter Himmel! ich eile zu seinem Troste. (Geht ihm nach.)

Mariane. Wie viel Unglück! Welche Verwirrung! — Wenn sie an alle dem Schuld hat, so verdient sie es, ihr volles Theil zu tragen. — Was sehe ich?

Dreizehnter Auftritt.

Mariane. Waldau.

Mariane. Mein Herr! was wollen Sie jetzt hier? Sie haben Ihre Zeit übel gewählt; das ganze Haus ist in tiefen Gram versunken.

Waldau. So mußte ich es erwarten. Eben komme ich von Albigheim's Konsulenten, und komme hieher, mein Vermögen und meinen Kredit anzubieten.

Mariane. Das ist sehr brav! — Man kann nicht rechtlicher gesinnt sein.

Waldau. Ist Herr Morhof zu Hause?

Mariane. Nein! Konrad hat mir gesagt, eben habe er ihn bei seinem Notar gesehen.

Waldau. Bei seinem Notar?

Mariane. Ja. Er hat stets Geschäfte. — Aber ihn wollten sie wirklich jetzt sprechen?

Waldau. Ja; ich will ihn und Jeden sprechen, wo meine Verwendung nützlich sein kann. Der Vorfall des armen Albigheim geht mir zu Herzen. Noch stehe ich allein; ich bin nicht ohne Vermögen und darf damit schalten. Ich liebe Adelaiden — ich nehme ihre Hand ohne alle Aussteuer, und bin glücklich, wenn sie mein Haus und mein Vermögen mit mir theilen will.

Mariane. Das ist eines Mannes würdig gehandelt, und so habe ich von Ihnen gedacht. So beweiset man Achtung, Liebe, Großmuth — und — so belebt man das Glück wieder.

Waldau. Glauben Sie denn, daß ich hoffen dürfte?

Mariane. Ja. Um so mehr, da der Onkel Adelaiden sehr wohl leiden kann, und da er sie verheirathen will.

Waldau. Er will sie verheirathen?

Mariane (freudig). Ja.

Waldau. Aber wenn er es ist, der sie verheirathen will, so wird er auch Herr bleiben wollen, ihr eine Partie vorzuschlagen?

Mariane (nach einigem Stillschweigen). Das könnte wohl möglich sein!

Waldau. Und das soll für mich eine Beruhigung sein?

Mariane. Warum nicht? — (Sie sieht Adelaiden kommen.) Mademoiselle — Mademoiselle! —

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Adelaide.

Adelaide. Ach, ich kann mich vom Schrecken nicht erholen!

Waldau. Was ist Ihnen widerfahren?

Adelaide (zu Waldau). Mein armer Bruder!

Mariane (zu Adelaiden). Steht's mit ihm noch wie zuvor?

Adelaide. Er ist etwas stiller geworden.

Mariane. Nun hören Sie — hören Sie, gutes Kind! Der Herr da hat mir treffliche Dinge gesagt, für Sie und Ihren Bruder.

Adelaide. Für meinen Bruder auch?

Mariane. Wüßten Sie das Opfer, das er sich vorgenommen hat, zu bringen!

Waldau (leise zu Marianen). Sagen Sie ihr nichts!

Mariane. Doch muß er mit Herrn Morhof davon reden.

Adelaide. Ach, wenn meine liebe Mariane das übernehmen wollte!

Mariane. Ich will wohl. Aber wie werde ich meine Sache am besten vorbringen? Laß sehen! darüber müssen wir wohl zu Rathe gehen. Aber — höre ich da nicht Jemand kommen? — (Sie geht gegen Morhof's Zimmer, und kommt gleich zurück.) Herr Windal ist es. — (Zu Waldau.) Sie müssen sich noch nicht sehen lassen. Kommen Sie auf mein Zimmer, dort können wir uns ungestört berathen.

Waldau (zu Adelaiden). So wie Sie Ihren Bruder sehen —

Mariane. Ei, so kommen Sie doch, mein Herr — kommen Sie! (Sie treibt ihn vor sich hinaus, und verläßt mit ihm das Zimmer.)

Fünfzehnter Auftritt.

Windal. Adelaide.

Adelaide (für sich). Was soll ich hier mit Herrn Windal? Ich thue wohl, ich gehe. (Geht ab.)

Windal (zu Adelaiden). Mademoiselle, Mademoiselle!

Adelaide. Mein Herr!

Windal. Haben Sie Ihren Herrn Oheim gesprochen? Hat er Ihnen nichts gesagt?

Adelaide. Ich habe ihn diesen Morgen gesehen, ja, mein Herr!

Windal. Ehe er ausging?

Adelaide. Ja.

Windal. Ist er zurück gekommen?

Adelaide. Nein, mein Herr!

Windal. Ah, so! — (Bei Seite.) Sie weiß noch von nichts.

Adelaide. Verzeihen Sie — ist etwas vorgefallen, das mich angeht?

Windal. Er liebt Sie gar sehr, Ihr Herr Onkel!

Adelaide (bescheiden). Er ist eben sehr gut.

Windal. Er ist mit Ihnen beschäftigt — — aber — sehr ernstlich beschäftigt.

Adelaide. Ein großes Glück für mich.

Windal. Er denkt daran, Sie zu verheirathen.

Adelaide (bezeichnet ihre Bescheidenheit).

Windal. Nun — was sagen Sie dazu?

Adelaide (sieht vor sich nieder).

Windal. Darf ich fragen — wird es Ihnen lieb sein, sich in eine Verbindung zu begeben?

Adelaide (bescheiden). Ich hänge von meinem Onkel ab.

Windal. Wollen Sie erlauben, daß ich Ihnen noch etwas mehr sage?

Adelaide (mit einiger Neugierde). Aber — — Wie Ihnen das gefällig sein wird, mein Herr!

Windal. Denn — es ist eben — der Onkel hat schon die Wahl getroffen.

Adelaide (bei Seite). O weh — ich fürchte!

Windal (bei Seite). Das ist Freude — glaube ich.

Adelaide (verlegen). Mein Herr — dürfte ich Sie wohl fragen?

Windal. Was, Mademoiselle?

Adelaide (fast zitternd). Kennen Sie denjenigen, welchen man mir bestimmt hat?

Windal. Ja, ja — ich kenne ihn; und Sie — Sie kennen ihn ebenfalls.

Adelaide (mit etwas Freude). Ich kenne ihn ebenfalls?

Windal. In der That — Sie kennen ihn —

Adelaide. So! — Ja dann — dann möchte ich —

Windal. Reden Sie, Mademoiselle! —

Adelaide. Ich möchte Sie wohl um den Namen des jungen Menschen fragen, der —

Windal. Um den Namen des jungen Menschen?

Adelaide. Ja; da Sie ihn kennen.

Windal. Indessen — wenn es nun nicht eben ein ganz junger Mensch wäre?

Adelaide (bei Seite; ängstlich). O Himmel!

Windal. Sie sind vernünftig. — Sie sagen sich selbst, daß, da Sie von Ihrem Onkel abhängen —

Adelaide (erschrocken). Glauben Sie, mein Herr, daß der Onkel mich aufopfern wird?

Windal. Was nennen Sie aufopfern?

Adelaide (mit Rührung). Wie — sollte er die Stimme meines Herzens nicht hören wollen! — Er ist doch so gut! Wer kann ihm diesen Rath gegeben haben? Wer ist es, der ihm eine solche Partie vorgeschlagen hat?

Windal. Ei — eine solche Partie — — Wie, wenn ich es selbst wäre?

Adelaide (freudig). Sie, lieber Herr Windal? — desto besser!

Windal (sehr beruhigt). Desto besser! Gottlob!

Adelaide. Ja, ich kenne Sie; Sie sind vernünftig, ein rechtlicher Mann, ein Mann von Gefühl. Ihnen vertraue ich mich ganz an. Wenn Sie meinem Onkel diesen Rath gegeben, wenn Sie es sind, der ihm diese Partie vorgeschlagen hat, so weiß ich auch, daß Sie die Mittel finden werden, ihm alles dieses wieder auszureden.

Windal (bei Seite). Daß dich! — Hm! — Nicht übel, das! — (Zu Adelaiden.) Mademoiselle —

Adelaide (wehmüthig). Ach, mein Herr —

Windal. Haben Sie Ihr Herz schon verschenkt?

Adelaide (mit einem Seufzer). Ach!

Windal. Ich verstehe Sie.

Adelaide. Bedauern Sie mich!

Windal (bei Seite). Habe ich es nicht gesagt? — Habe ich es nicht vorher gesehen? — Ich danke dem Himmel, daß ich noch nicht verliebt in Sie war! Indeß — wollte sich doch eben eine Neigung ansetzen.

Adelaide. Sie antworten mir nicht, Herr Windal — —

Windal. Es ist mit dem Antworten manchmal eine eigene Sache.

Adelaide. Sollten Sie einen besonderen Antheil an demjenigen nehmen, den man mir bestimmt hat?

Windal. Nun — so etwas — ja!

Adelaide (mit Entschlossenheit). Ich werde ihn niemals lieben, das sage ich Ihnen vorher.

Windal (bei Seite). Das arme Mädchen! — Ihre Aufrichtigkeit gefällt mir.

Adelaide. Sein Sie großmüthig, schenken Sie mir volle Theilnahme!

Windal (ergriffen). Wohl denn! — Ja, Mademoiselle, ich widme Ihnen meine Theilnahme — ich verspreche Ihnen, für Sie zu handeln. Ich will mit dem Onkel für Sie reden. Ich will alles für Ihre Zufriedenheit thun, was in meinen Kräften steht.

Adelaide (freudig). Wie liebenswürdig sind Sie!

Windal (sehr gutmüthig). Das arme Kind!

Adelaide (mit Entzücken). Sie sind mein Wohlthäter, mein Beschützer, mein Vater — (Ergreift seine Hand.)

Windal. Mein gutes — gutes Kind!

Sechzehnter Auftritt.

Vorige. Morhof.

Morhof. Guten Muthes! So ist's recht! So seh' ich euch gern! Immer zu!

Adelaide (tritt bestürzt zurück).

Windal (lächelt).

Morhof. Was soll das? Legt meine Gegenwart euch Zwang auf? — Ich billige diese Aeußerungen der Herzlichkeit. Ich will sie. Du hast Recht, Windal, daß du ihr vor meiner Ankunft alles gesagt hast. Nun — Mademoiselle Nichte — umarmen Sie hier in meiner Gegenwart Ihren Bräutigam!

Adelaide (erstaunt). Was muß ich hören!

Windal (bei Seite; lächelnd). Nun bin ich verrathen!

Morhof (zu Adelaiden; lebhaft). Was soll das bedeuten?

Welche übel angebrachte Bescheidenheit! Bin ich nicht da — so näherst du dich dem Geliebten; komme ich, so entfernst du dich. Komm näher! (Zu Windal.) Und Sie da — treten Sie denn auch herzu!

Windal. Gemach, mein Freund Morhof!

Morhof. Ei ja doch, Sie haben gut lachen, Sie sind Ihres Glückes gewiß. Ich mag wohl, daß man lache, aber ich will nicht, daß man so lache, daß ich darüber mich erbo- ßen muß. Haben Sie mich verstanden, Herr Lacher? Da kommen Sie her und hören Sie mir zu!

Windal. Aber hören Sie doch auch mich!

Morhof (zu Adelaiden). Da her, sage ich, zu mir! (Will sie bei der Hand nehmen.)

Adelaide (weinend). Lieber Onkel!

Morhof (zu Adelaiden). Du weinst, du spielst das kleine Kind! ich glaube gar, du machst dich über mich lustig? (Er führt sie an der Hand in die Mitte des Zimmers. Dann wendet er sich zu Windal und sagt zu ihm mit Laune.) Da, nun habe ich sie!

Windal. Lassen Sie mich nur ein Wort reden!

Morhof (heftig). Still!

Adelaide. Liebster Onkel! —

Morhof. Still! — (In ruhigem Tone.) Ich bin bei meinem Notar gewesen, ich habe Alles in Ordnung gebracht. Alles ist vor meinen Augen niedergeschrieben. Er wird das Dokument gleich hieher bringen und dann unterzeichnen wir.

Windal. Wenn Sie mich nur reden lassen wollten.

Morhof. Still! — Was die Ausstattung betrifft, so hat mein Bruder die Thorheit begangen, sie in seines Sohnes Händen zu lassen. Ich zweifle fast nicht, daß damit einige Unverantwortlichkeiten vorgegangen sein werden. Daran kehre

ich mich nicht. Die, welche mit ihm Geschäfte gemacht haben, werden schlechte Geschäfte gemacht haben. Der Brautschatz kann nicht verloren gehen. Im schlimmsten Falle aber stehe ich für Alles.

Adelaide (bei Seite). Ich kann nicht mehr!

Windal (verlegen). Alles dies ist gut; aber — —

Morhof. Was?

Windal (sieht Adelaiden an). Mademoiselle wird Ihnen hierüber noch einige Vorstellungen zu machen haben.

Adelaide (schnell und sehr ängstlich). Ich, mein Herr?

Morhof. Ich möchte denn doch wohl sehen, ob sie etwas auszusetzen hat, wenn ich etwas thue, befehle und haben will. Das, was ich thue, befehle und haben will, das thue, will und befehle ich nur zu deinem Besten. Verstehst du mich?

Windal. So ist's denn an mir, daß ich rede.

Morhof. Und was haben Sie mir zu sagen?

Windal. Daß es mir recht leid thut — daß aber aus dieser Heirath nichts werden kann.

Morhof. Tausend Donner — ! —

Adelaide (tritt erschrocken zurück).

Windal (geht ebenfalls etwas zurück).

Morhof. Sie haben mir Ihr Ehrenwort gegeben.

Windal. Ja; aber unter Bedingung — —

Morhof (wendet sich gegen Adelaiden). Sollte dies naseweise Mädchen sich unterstehen? — Wenn ich's glauben — wenn ich's nur vermuthen könnte! — (Droht ihr.)

Windal (ernst). Nein, mein Herr, da haben Sie Unrecht.

Morhof (wendet sich zu Windal). So sind Sie es, der gegen mich fehlt, der nicht Wort hält?

Adelaide (nutzt den Augenblick und geht schnell fort).

Siebzehnter Auftritt.

Morhof. Windal.

Morhof (fortfahrend). Der meine Freundschaft und Zuneigung mißbraucht?

Windal (erhebt die Stimme). Aber hören Sie doch, hören Sie doch die Gründe!

Morhof. Nichts Gründe! Was Gründe! — Ich bin ein Mann von Ehre, und wenn Sie der auch sind, so muß auf der Stelle — (Wendet sich zu Adelaiden und ruft:) He — Adelaide! —

Windal (indem er davon geht). Ei, so hole ihn sein Kuckuck! Er würde mich auf das Aeußerste treiben.

Morhof. Was der Teufel — wo ist sie? Adelaide — he! — ist Niemand da? Konrad — Mariane — Peter — Franz! — Wart', ich will sie schon finden! Eigentlich sind Sie es, mit dem ich zu thun habe. (Er wendet sich um, sieht Windal nicht und bleibt wie erstarrt stehen.) Was, er läßt mich da stehen? Windal — Freund — Windal! — O, der taugt auch nichts! Ach, der Undankbare! Holla — he — wer ist da? — Konrad! —

Achtzehnter Auftritt.

Morhof. Konrad.

Konrad. Mein Herr! —

Morhof. Kerl! warum antwortest du mir nicht?

Konrad. Vergebung, mein Herr! da bin ich!

Morhof. Dummer Mensch! — wohl zehnmal habe ich dich gerufen.

Konrad. *Es ist mir recht* leid!

Morhof. Zehn, zehn, zehnmal, Schurke!

Konrad (bei Seite). Er kann manchmal recht hart sein.

Morhof. Hast du Windal gesehen?

Konrad (sehr unlustig). Nun ja!

Morhof. Wo ist er?

Konrad. Weggegangen.

Morhof (heftig). Weggegangen? Wie ist er weggegangen?

Konrad (beleidigt). Er ist weggegangen — wie man weggeht.

Morhof (sehr zornig). Ah, Spitzbube! Ist das die Manier, wie man seinem Herrn antwortet? (Er droht ihm und treibt ihn so in die Ecke hin.)

Konrad (indem er sich zurückzieht, sehr beleidigt). Mein Herr, geben Sie mir den Abschied; aber — —

Morhof. Dir den Abschied geben — Nichtswürdiger! (Droht ihm heftiger.)

Konrad (tritt hastig zurück und fällt dadurch zwischen Stuhl und Tisch nieder).

Morhof (läuft hin und hilft ihm auf).

Konrad. O weh! — (Er hält sich an die Stuhllehne und zeigt, daß er große Schmerzen habe.)

Morhof (unruhig). Nun — was ist dir?

Konrad. Ich bin verwundet — vielleicht ein Krüppel.

Morhof (bei Seite; mit Antheil). Mir recht leid — recht leid! (Zu Konrad.) Wie ist es — kannst du gehen? — Ob du gehen kannst? —

Konrad (noch böse, versucht zu gehen). Ich glaube, ja! (Er geht beschwerlich.)

Morhof (heftig). So packe dich fort!

Konrad (traurig). Sie geben mir den Abschied?

Morhof (heftig). Das ist nicht wahr! — Zu deiner Frau sollst du gehen, sie soll dich pflegen. (Er zieht die Börse und will ihm Geld geben.) Und — laß dich verbinden!

Konrad (bei Seite; gerührt). Welch ein Herz!

Morhof (ihm Geld darbietend). Nimm hin!

Konrad (bescheiden). Ach, nicht doch! — — Ich hoffe, es soll nichts auf sich haben.

Morhof. So nimm indessen!

Konrad (der aus Redlichkeit es ablehnt). Mein Herr —

Morhof. Was? Du schlägst mein Geld aus? Thust du das aus Hochmuth? oder aus Bosheit? Glaubst du, ich hätte dich beschädigen wollen? Nimm — nimm das Geld, nimm, Freund! — Kerl, mache mich nicht rasend!

Konrad (nimmt das Geld). Ich bitte, erzürnen Sie sich nicht! Ich danke Ihnen für Ihre Güte.

Morhof. Und nun mach', daß du fortkommst!

Konrad. Ja, mein Herr! — (Geht beschwerlich.)

Morhof. Langsam! — Nimm dich in Acht!

Konrad. Ja, mein Herr!

Morhof. Warte, warte! — Nimm mein Rohr!

Konrad. Ach, bester Herr! —

Morhof. Nimm das Rohr, sage ich. Ich will's haben.

Konrad (nimmt das Rohr. — Im Gehen). Wie gut ist er! (Ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Morhof. Mariane.

Morhof. Das erste Mal in meinem Leben begegnet mir so etwas. — Verdammt sei meine Heftigkeit! — (Mit großen Schritten auf und ab gehend.) Es ist Windal, der mich so in Harnisch *gejagt hat!* — *Der ist* Schuld, der allein!

Mariane. Mein Herr! befehlen Sie, daß angerichtet werde?

Morhof (sehr heftig). Geh' zu allen Teufeln! — (Geht in sein Zimmer und schließt es ab.)

Mariane (allein). Allerliebst! — Schönes Tischgebet! — Für Adelaiden kann ich heute nichts thun. — So mag Herr Waldau denn indeß wieder gehen. (Geht ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Mariane aus Albigheim's Zimmer. **Konrad** durch die Mittelthür.

Mariane. Bist du doch endlich wieder da?

Konrad. Ja, ich hinke wohl etwas; aber das hat nicht viel auf sich. Ich hatte mehr Schreck, als nöthig gewesen wäre. Die ganze Sache war nicht des Geldes werth, welches er mir verehrt hat, mich verbinden zu lassen.

Mariane. Ich sage es ja stets, alles Unglück ist doch zu etwas gut.

Konrad (sehr gutmüthig). Mein armer Herr! — Wahrlich, seine Güte gegen mich, sie hat mich zu Thränen gerührt. — Ich hatte ihm alles vergeben — alles — und hätte er mir das Bein zerbrochen.

Mariane. Er hat ein Herz — aber ein Herz! — — Jammer und Schade, daß er den häßlichen Fehler an sich hat!

Konrad. Ah! — Hm! — Ei! — Fehler? Wer hat keine Fehler?

Mariane. Geh' nun, sieh, was er macht. Du weißt *wohl nicht einmal*, daß er noch nicht zu Mittage gegessen hat?

Konrad. Nicht? Wie geht das zu?

Mariane. Wie das zugeht? — Ja, mein guter Freund, in dem Hause hier gehen Dinge vor — Dinge! — Ja, wunderliche Dinge!

Konrad. Ich weiß; Ihrem Neffen bin ich begegnet, der hat mir alles erzählt. Eben darum bin ich sobald wieder zurück gekommen. Weiß denn unser Herr schon alles?

Mariane. Ich glaube nicht.

Konrad. Wie werden die Dinge ihn betrüben!

Mariane. Ja wohl! Und die arme Adelaide?

Konrad. Aber Herr Waldau —

Mariane. Herr Waldau? Herr Waldau ist immer noch hier; er hat durchaus nicht weggehen wollen, er flößt dem Bruder Muth ein, sieht die Schwester zärtlich an und tröstet die junge Frau. Die eine weint, die andere seufzt, der andere verzweifelt. Es ist ein durcheinander; aber ein durcheinander —

Konrad. Aber Sie? Haben Sie es denn nicht über sich genommen, mit unserm Herrn zu reden?

Mariane. Das werde ich auch. Nur nicht in diesem Augenblicke. Er ist jetzt zu sehr aufgebracht.

Konrad. Ich will sehen, wie er gestimmt ist. Ich bringe ihm jetzt sein Rohr zurück. Bei der Gelegenheit —

Mariane. Ja, thue das! Und siehst du, daß sich das Gewitter etwas gelegt hat, so rede mit ihm von dem unglückseligen Zustande seines Neffen.

Konrad. Das will ich, ja. Ich werde mit ihm reden und Ihnen dann gleich Nachricht geben. (Er öffnet leise die Thür zu Morhof's Zimmer, geht hinein und macht leise hinter sich zu.)

Mariane. Ja, lieber Konrad! Gehe Er behutsam. —

— Es ist ein wackerer Mensch, dieser Konrad, still, brav, zuverlässig, dienstgefällig. Er ist der einzige im Hause, auf den ich etwas halte. Nun — mir ist denn auch nicht Jedermann recht.

Zweiter Auftritt.

Windal. Mariane.

Windal (freundlich und leise). Nun, Mariane?

Mariane. Mein Herr — Ihre ergebenste Dienerin!

Windal (mit Lächeln). Unser Herr Morhof — he? — tobt er immer noch?

Mariane. Das wäre denn nun eben nichts Neues. Sie kennen ihn ja besser, als Jemand.

Windal. Ist er immer noch so aufgebracht gegen mich?

Mariane. Gegen Sie? Gegen Sie, mein Herr? Er wäre aufgebracht gegen Sie?

Windal (redet lächelnd fort). Das will ich glauben; aber das hat nichts auf sich. Ich wette, wenn ich ihn jetzt aufsuche, so ist er der Erste, der sich mir in die Arme wirft.

Mariane. Das kann gar sehr wohl sein. Er liebt Sie, er achtet Sie, Sie sind sein einziger Freund! — Mit alle dem ist es doch sonderbar, ein Mann, so heftig, wie er ist! Und dann wieder Sie — — nehmen Sie es nicht übel auf! — Sie sind doch der allerruhigste, man könnte sagen kälteste, Mann auf der Welt.

Windal. Das gerade ist es ja eben, was unsere freundschaftliche Verbindung bis zu diesem Augenblicke erhalten hat.

Mariane. Wahr! darum gehen Sie doch — reden Sie jetzt mit ihm!

Windal. Noch nicht. Ich möchte vorher Mademoiselle Adelaide sprechen. Wo ist sie?

Mariane. Sie sucht ihren Bruder zu beruhigen. Wissen Sie alle Unglücksfälle, die ihren Bruder betroffen haben?

Windal. Ach, ja wohl! Jedermann redet davon.

Mariane. Und wie urtheilt man darüber?

Windal. Ist das wohl eine Frage? Die guten Menschen beklagen ihn, die Nichtswürdigen verspotten ihn, die Undankbaren gehen noch weiter, sie verleumden ihn.

Mariane. Lieber Himmel! Und unsere arme Adelaide?

Windal. Mit ihr muß ich reden.

Mariane. Darf ich wohl fragen, wovon? Ich nehme zu redlichen Antheil an ihr, als daß ich nicht dieses Vertrauen erbitten und verdienen sollte.

Windal. Ich erfahre so eben, daß ein gewisser Waldau — —

Mariane (lächelnd). Ach ja — ja! Herr Waldau —

Windal. Sie kennen Waldau?

Mariane. Freilich. Recht gut. Diese ganze Sache mit dem Herrn Waldau ist ja mein Werk.

Windal. Desto besser! So werden Sie mir beistehen.

Mariane. Von ganzem Herzen.

Windal. Gut. Aber erst muß ich wissen, ob Adelaide — —

Mariane. Ja. Und dann, ob Herr Waldau —

Windal. Allerdings; den muß ich auch aufsuchen.

Mariane (lächelnd). Gehen Sie, gehen Sie nur zu Herrn Albigheim! — Sie treffen dann zwei Würfe mit einem Steine.

Windal. *Wie verstehe ich das?*

Mariane. Wie! — Er ist im Zimmer.

Windal. Allein?

Mariane. Ja.

Windal. Desto besser! Ich gehe in diesem Augenblicke hin.

Mariane. Halt, warum Sie? Wollen Sie nicht, daß ich Sie vorher melde?

Windal. O, allerdings! Ich werde mich bei meinem Schwager melden lassen!

Mariane. Bei — — Wie? — bei Ihrem Schwager?

Windal. Ja.

Mariane. Wer ist denn Ihr Schwager?

Windal. Du weißt also noch nichts?

Mariane. Nicht das Mindeste.

Windal. Nicht? — Auch gut. So wirst du es ein andermal erfahren. (Er geht in [illegible]'s Zimmer.)

Mariane. Er hat den Verstand verloren!

Dritter Auftritt.

Mariane. Morhof.

Morhof (spricht immer nach der Thür seines Zimmers hin). Bleibe da d'rinnen, sage ich! den Brief werde ich durch einen Andern hintragen lassen. — Du sollst zu Hause bleiben — ich will's haben. (Wendet sich herum.) Mariane —!

Mariane. Herr Morhof —

Morhof. Geh' — rufe mir einen Domestiken! Er soll auf der Stelle diesen Brief zu Windal bringen. (Indem er sich gegen die Thür seines Zimmers wendet.) Der Einfältige! Er hinkt noch und möchte doch ausgehen. (Zu Marianen.) So geh' denn!

Mariane. Aber, Herr Morhof —

Morhof. Ein Ende gemacht. Fort! —

Mariane. Aber der Herr Windal —

Morhof (zornig). Der Herr Windal soll den Brief haben, ja!

Mariane. Herr Windal ist hier.

Morhof. Wer?

Mariane. Herr Windal.

Morhof. Wo ist er?

Mariane. Hier im Hause.

Morhof. Windal wäre hier?

Mariane. Ja, mein Herr!

Morhof. Hier? Wo — hier?

Mariane. Bei Herrn Albigheim.

Morhof. Bei Albigheim? Windal bei Albigheim? Ah — nun sehe ich, was es ist — jetzt begreife ich alles. — (Zu Marianen.) Geh' zu Windal und sage ihm von meinetwegen — — Nein, ich will nicht, daß man in diese verdammten Zimmer trete! — Wenn du es wagst, einen Fuß über jene Schwelle zu setzen — so schicke ich dich auf der Stelle fort! — Geh', laß Jemand von den Leuten des Nichtswürdigen rufen und — — Nein, auch das nicht! — keiner von dort soll kommen. Geh' du hin — du! Ja. Windal soll sogleich kommen. Nun — wird's?

Mariane. Soll ich gehen, soll ich nicht gehen?

Morhof. Mache dich fort, geh', und daß ich nicht alle Geduld noch verliere.

Mariane (geht in Albigheim's Zimmer).

Vierter Auftritt.

Morhof allein.

Ja, so ist es! Windal hat erforscht, in welches furchtbare Elend der Unglückselige sich gestürzt hat! ja, er mag es noch früher gewußt haben, als ich. Denn ich würde ja noch nichts davon wissen, wenn Konrad mir es nicht gesagt hätte. Ganz recht; ja, das ist es! Windal fürchtet die Verbindung mit einem Menschen, der sich zu Grunde gerichtet hat. Er ist zu ihm hingegangen, vielleicht erkundigt er sich genauer, um seiner Sache recht gewiß zu sein. — — Aber warum hat er nicht mit mir davon geredet? Ich würde ihm alles dargestellt haben, wie es ist; er wäre dann überzeugt worden, daß — — Wird er sagen, meine Lebhaftigkeit hätte ihm dazu nicht Zeit gelassen? — Falsch, grundfalsch! Einen Augenblick Geduld, er durfte nur da bleiben, so hätte meine Hitze sich gelegt, und ich würde ihn angehört haben. — Unwürdiger Neffe, Verräther, Treuloser, du hast dein Vermögen verschleudert — ach, und deine Ehre! — Ich habe dich geliebt, Bösewicht! Ach, ich habe dich nur zu sehr geliebt. Aber ich werde dich aus meinem Herzen verbannen, aus meinem Gedächtniß! Fort aus diesem Hause! Mag er umkommen, wo er will. — — Aber, wo soll er hin? — Was geht es mich an, er ist für mich nicht mehr da. Seine Schwester — — ja, an der nehme ich Antheil. Sie allein verdient meine Zärtlichkeit, meine Sorge. — Nun — Windal ist mein Freund, Windal wird sie heirathen. Ich werde die Aussteuer auszahlen, ich werde ihr alles geben, was ich habe, alles, alles! Ich werde den Schuldigen büßen lassen, aber niemals werde ich die Unschuldige verlassen. Niemals!

Fünfter Auftritt.

Morhof. Albigheim.

Albigheim (wirft sich, außer sich, dem Oheim zu Füßen). Ach, mein Onkel! Hören Sie mich, ich bitte Sie.

Morhof (wendet sich um, sieht Albigheim, tritt etwas von ihm). Was willst du? — Steh' auf!

Albigheim (in derselben Stellung). Theurer Oheim — Sie sehen wahrlich einen sehr Unglücklichen vor sich — hören Sie ihn an — versagen Sie das nicht!

Morhof (etwas betroffen; doch behält Zorn die Oberhand). Steh' auf!

Albigheim. Sie, der Sie ein so liebevolles, für alles Gute ein so reges Herz haben, sollten Sie mich verwerfen, wegen eines Fehlers, der aus Liebe begangen ist. Aus ehrlicher, tugendhafter Liebe. — Unrecht habe ich, daß ich mich von Ihren Rathschlägen entfernt habe — ach, ich muß mir sagen, daß ich Ihre väterliche Zärtlichkeit vernachläßigt habe! — Dennoch habe ich Sie stets geliebt. Theurer Onkel, im Namen des Blutes, was uns so heilig verbindet, lassen Sie die Stimme der Wahrheit und Liebe sich rühren!

Morhof (ist nach und nach erweicht, wendet sich bei Seite, trocknet die Thränen ab und sagt vor sich): Wie — du — du unterstehst dich noch —?

Albigheim. Es ist nicht der Verlust meines Vermögens, der mich so trostlos macht; mich belebt ein Gefühl, das Ihrer würdiger ist — die Ehre. Sie werden es nicht zugeben, daß Ihr Neffe erröthen muß. Ich verlange nichts für uns. Wenn ich gegen meine Gläubiger nur ehrlich handeln kann, so stehe ich für meine *Frau und mich*; die Dürftigkeit wird uns nicht

erschrecken. In der Tiefe des Unglücks wird die Rechtlichkeit, die wir bewahren, unsere Liebe, Ihre Zärtlichkeit und Ihre Achtung unser Trost sein.

Morhof. Unglückseliger! Du — ja, du verdientest, daß — daß — — Aber, ich bin so ein Schwachkopf; diese — Art Schwärmerei von Blutsverwandtschaft spricht leicht in mir, zu Gunst eines Undankbaren. Geh' deiner Wege, Verräther! Deine Schulden werde ich bezahlen; dadurch werde ich dich vielleicht in den Stand setzen, daß du wieder neue Schulden machen kannst.

Albigheim (ganz erschüttert). Nein, mein geliebter Oheim — ich schwöre Ihnen — und mein Betragen soll es Ihnen darthun —

Morhof. Dein Betragen — heilloser Mensch! Es ist das Betragen eines Thörichten, der sich ganz von seiner Frau führen läßt, von einer eiteln, eingenommenen Kokette —

Albigheim (sehr lebhaft). Nein, nein! Sie kennen meine Frau nicht. Meine Frau hat nicht die mindeste Schuld, das schwöre ich Ihnen. —

Morhof (noch heftiger). Du vertheidigst sie — du sprichst Unwahrheit in meiner Gegenwart? Nimm dich in Acht! — Ich weiß nicht, was mich abhält, daß ich nicht eben wegen dieser — Frau mein Versprechen zurück nehme — das Versprechen, was du mir von der Seele gerissen hast. — Ja — ja — ich werde es zurücknehmen. Du sollst gar nichts von mir haben — Diese Frau, deine Frau — ich kann sie nicht ausstehen! daß sie mir nicht vor die Augen komme!

Albigheim. Onkel! Sie zerreißen mir das Herz! —

Sechster Auftritt.

Madame Albigheim. Vorige.

Mad. Albigheim. Ach, mein Herr, wenn Sie glauben, daß ich die Ursache der Verwickelungen bin, worin Ihr Neffe sich befindet, so ist es gerecht, daß ich allein dafür büße. Die Unwissenheit, worin ich bis heut' über alle Vermögensverhältnisse meines Mannes gelebt habe, kann mich bei Ihnen nicht entschuldigen. Jung, ohne Erfahrung habe ich mich der Leitung eines Mannes hingegeben, den ich liebe, und der aus Liebe für mich zu weit gegangen ist, wie ich nun weiß. Die große Welt hat mich ergriffen; Beispiele haben mich irre geleitet, ich lebte vergnügt und hielt mich für glücklich. Aber der Schein ist gegen mich — ich vertheidige mich kaum. Möge mein Mann Ihrer Hilfe würdig sein — so will ich (weinend) mich Ihrem Ausspruche unterwerfen. — Kann ich ihn dadurch retten, so reiße ich mich aus seinen Armen. — Nur eine Bitte gewähren Sie mir: Mäßigen Sie Ihren entschiedenen Haß gegen mich; haben Sie Nachsicht mit meinem Geschlecht, meiner Jugend! Entschuldigen Sie die Schwäche eines Gatten, der zu viel Liebe — — Ach! — —

Morhof. Ah — Madame, denken Sie mich ganz irre zu leiten?

Mad. Albigheim (erschrocken). Lieber Himmel! — So ist denn alles verloren. — (Pause.) Mein lieber Mann — mein guter Mann — so bist du um meinetwillen unglücklich! — Ich will Ihnen denn meinen Anblick entziehen. — (Sie thut einen Schritt und wankt.) Wie ist mir? — Es wird vorüber gehen. — (Sinkt auf einen Stuhl.)

Albigheim (eilt ihr zu Hilfe).

Morhof (ist in Unruhe, Verlegenheit und Rührung). Ist Niemand da? — Mariane! —

Siebenter Auftritt.

Vorige. Mariane.

Mariane. Mein Herr — was befehlen Sie? — da bin ich!

Morhof (lebhaft). So sieh doch — dort, hurtig, bekümmere dich — hilf ihr!

Mariane. Madame — Madame! —

Albigheim. Sie schöpft Athem —

Mariane. Mein Gott! wie geht es zu, daß —

Morhof (reicht Marianen sein Flacon). Da — da! Hier ist Köllnisch Wasser! (Zu Albigheim, ohne ihn eben anzusehen.) Nun — wie steht's?

Albigheim. Nur einen Blick, lieber Onkel! — O, schenken Sie ihr einen Blick, ich bitte Sie.

Morhof (nähert sich Mad. Albigheim, ohne sie anzusehen und sagt etwas rauh): Wie befinden Sie sich?

Mad. Albigheim (richtet sich langsam auf und sagt mit leidender Stimme). Sie sind gütig, mir Ihren Antheil zu schenken. — Aber — achten Sie nicht auf die Schwäche, die mich überfiel — mein Herz konnte sich nicht anders aussprechen, meine Kräfte kehren wieder — ich werde von hier abreisen — und werde für mein Unglück Fassung zu erlangen suchen.

Morhof (ist bewegt, redet aber nicht).

Albigheim (gebeugt). Mein Onkel — bestehen Sie darauf?

Morhof (hitzig zu Albigheim). Schweig' still! — (Zu

Mad. Albigheim, unfreundlicher, als er sein will.) Bleiben Sie mit Ihrem Manne hier im Hause!

Mad. Albigheim. Ach, mein Herr —

Albigheim (innigst). Mein Onkel — mein Vater —

Morhof (ernst, doch ohne Zorn, indem er Beide, erst ihn, dann sie, bei der Hand ergreift). Hört mich wohl an! — Meine Ersparnisse waren gar nicht für mich — ihr würdet sie einmal gefunden haben. Ihr nehmt heute einen Theil vorweg — so ist denn meine Quelle erschöpft. Vergeßt das ja nicht! Sollte euch die Dankbarkeit nicht rühren können, so laßt die Ehre etwas gelten.

Mad. Albigheim. Ihre Herzensgüte —

Albigheim. Ihre hohe Großmuth —

Morhof. Nichts mehr! — Wir sind fertig.

Mariane. Ach, mein guter, bester Herr!

Morhof. Will Sie schweigen? — Plaudertasche!

Mariane. Lieber Herr — Sie sind nun einmal im Zuge, Gutes zu thun. Sollten Sie nicht in der Laune sein, auch etwas für Mademoiselle Adelaide zu thun?

Morhof (rasch). Ach — wo ist sie?

Mariane. Sie ist eben nicht weit weg.

Morhof. Nun, und ihr Bräutigam, ist der auch da?

Mariane. Ihr Bräutigam?

Morhof. Ja. — Zürnt er? Will er mich nicht wiedersehen? Sollte er gar fortgegangen sein?

Mariane. Der Bräutigam — mein Herr — der ist da.

Morhof. Sie sollen gleich daher kommen.

Mariane. Adelaide mit ihrem Bräutigam?

Morhof. Ja doch! — Adelaide mit ihrem Bräutigam.

Mariane. *Desto besser!* Im Augenblicke werden Sie

hier sein. (Sie nähert sich Albigheim's Zimmer.) Kommt nur, liebe Kinder — kommt näher und ohne alle Furcht!

Achter Auftritt.

Vorige. Windal. Waldau. Adelaide. Zuletzt **Konrad.**

Morhof (da er Waldau und Adelaiden sieht). Was soll das vorstellen? Was will der — der Andere?

Mariane. Ei, sehen Sie nur — da ist der Bräutigam und der Zeuge!

Morhof (zu Adelaiden). Komm zu mir her!

Adelaide (kommt zitternd näher und redet Madame Albigheim an). Liebe Schwester, wie herzlich hab' ich Sie um Verzeihung zu bitten.

Mariane (zu Madame Albigheim). Ach, Madame, und ich vollends!

Morhof (zu Windal). Näher, Herr Bräutigam! — Kommen Sie hieher! Nun — sind Sie noch ärgerlich? Werden Sie nicht kommen?

Windal. Gilt das mir?

Morhof. Wem anders?

Windal. Verzeihen Sie! Ich bin nur Zeuge.

Morhof. Nur Zeuge?

Windal. Ja. Nun ist das Geheimniß heraus. Wenn Sie mich früher hätten anhören wollen —

Morhof. Geheimniß? — (Zu Adelaiden.) Hast du ein Geheimniß?

Windal (mit ernstem, festen Tone). Hören Sie mich an, lieber Morhof! — Sie kennen Herrn Waldau. Er hat Albigheim's Verfall und Kummer wohl gewußt, er hat ihm *sein Vermögen* angeboten, sich damit zu helfen, und Ade-

laiden seine Hand. Er liebt sie, er wünscht sehnlich, sich mit ihr zu verbinden. Er verlangt keine Aussteuer, und ist bereit, Adelaiden ein Witthum von viertausend Gulden Renten zu versichern. Ich kenne Ihr Herz, ich weiß, wie Sie edle Handlungen würdigen. Ich habe ihn jetzt noch zurückgehalten und über mich genommen, den jungen Mann Ihnen vorzustellen. — Da ist er!

Morhof (zu Adelaiden). Du hast keinen Liebhaber? — So! — Du hast mich betrogen. Nein — das leide ich nicht. Es ist ein künstlicher Betrug von einer Seite wie von der andern; — ich gebe das nicht zu.

Adelaide (weinend). Liebster Onkel!

Waldau (leidenschaftlich und hingegeben). Mein Herr —

Albigheim. Sie sind so gut —

Mad. Albigheim. Mehr als gütig — großmüthig!

Mariane. Geliebter, theurer Herr!

Morhof (bei Seite, im Kampfe mit sich). Hole der Teufel meine nichtswürdige Fassung! Ich kann meinen Zorn nicht so lange behalten, wie ich's gern möchte. Prügeln möchte ich den jämmerlichen Morhof!

Alle (treten um ihn her und wiederholen ihre Bitten).

Morhof. Haltet den Mund — laßt mich — hole euch Alle der Teufel, und daß er sie heirathe, wenn er Lust hat.

Mariane (mit Ernst). Ohne Aussteuer soll er sie nehmen?

Morhof (zu Marianen, auffahrend). Wie, ohne Aussteuer? Werde ich meine Nichte ohne Aussteuer weggeben? Werde ich nicht die Mittel finden, ihr einen Brautschatz zu geben? — Ich kenne und erkenne Herrn Waldau. — Die großmüthige Handlung, die er hat begehen wollen, verdient mehr als Anerkennung; *sie verdient* sogar Belohnung. Ja, der Braut-

schatz werde ihm und die fünfzigtausend Gulden, welche ich Adelaiden zugesagt hatte.

Waldau. Welche Seelengüte!

Adelaide. Wie kann ich diesen Vatersinn verdienen!

Mad. Albigheim. Herz ohne Gleichen!

Albigheim. Ihre Güte erschüttert mich.

Mariane. Gott erhalte meinen lieben Herrn!

Windal. Meinen würdigen Freund!

Alle (umgeben ihn, überhäufen ihn mit Liebkosungen und wiederholen die Ergießungen des Herzens).

Morhof (sucht sich von ihnen loszumachen und ruft aus allen Kräften). Stille! — Platz da! — Stille! — Laßt mich los! (Er ruft.) Konrad!

Konrad (tritt ein). Mein Herr —

Morhof. Man wird bei mir zu Nacht speisen. Jedermann ist eingeladen. — Indeß Windal — noch eine Partie Schach! — (Zieht Windal mit sich an den Tisch.)

Albigheim. Mein Vater!
Mad. Albigheim und **Adelaide.** Onkel!
Windal. Freund!
Konrad. Was ist geschehen?
Mariane. Ach, der liebe Herr! —

Der Haustirann.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Alex. Duval,

übersetzt und bearbeitet von

August Wilhelm Iffland.

Personen.

Valmont, Bankier.

Madame Valmont, dessen Frau.

Karl, ihr Sohn.

Eugenie, ihre Tochter.

Derbain, Bruder der Madame Valmont.

Dupré, Valmont's Vetter.

Madame Dupré, dessen Frau.

Picard, ein alter Bedienter in Valmont's Hause.

(Scene: Paris.)

Erster Aufzug.

(Ein reiches Zimmer. Zur einen Seite ein Piano, ein Stickrahmen; zur andern ein Tisch mit dem Frühstück.)

Erster Auftritt.

Derbain. Picard.

Picard. Sind Sie es also wirklich? Sehe ich Sie wieder? Welche Ueberraschung! Der Sohn meines guten Herrn —

Derbain. Ja, Picard, ja, ich bin es! Nach zwanzig Jahren komme ich an den Ort zurück, wo ich die glücklichsten Tage meiner Kindheit verlebte, um hier bei meiner Familie, im Schooße meines Vaterlandes, den Rest meiner Tage in Ruhe zuzubringen.

Picard. Sie entsagen dem Leben in der Fremde?

Derbain. Ja, lieber Picard, ich habe den Geschmack am Reisen verloren. Wenn der, welcher ein großes Vermögen besitzt, die Kunst es zu genießen versteht, so muß er nach Frankreich kommen. Ich habe, wie du weißt, alle Länder durchreist, aber nirgend habe ich mir so wohl gefallen, als zu Paris.

Picard. Sie waren ein lustiger Vogel, und Ihr Herr Vater zürnte mit Ihnen —

Derbain. O, wie theuer ist mir sein Andenken!

Picard. Ach, er war ein überaus würdiger Mann! In meinen Armen ist er gestorben —

Derbain. Ich habe seinen Tod lange Zeit beweint. Sein Verlust ist *für meine* Schwester —

Picard. Besonders schmerzlich gewesen. Ja, ja! Und ihre Ehe —

Derbain. Ich weiß, daß sie nicht glücklich ist; und doch ist Herr Valmont ein durchaus rechtlicher Mann.

Picard. Er ist der gewissenhafteste Bankier.

Derbain. Alle, die ihn in mancherlei Verhältnissen gekannt, haben mir seinen Verstand, seine Sittlichkeit und seine Klugheit gerühmt.

Picard. Für jeden Fremden ist er ein herrlicher Mann, ein wahrer Teufel für alles, was ihm angehört. Fragen Sie nur seine Leute, die Kinder, ihre Mutter.

Derbain. Aber worin liegt die Ursache?

Picard. In seinem Charakter, der so sonderbar ist, daß er sich eigentlich gar nicht beschreiben läßt. Er macht uns Alle unglücklich, um nur die Langeweile zu vertreiben. Bald auffahrend, streng, gibt er Verweise, oder brummt; — bald boshaft, beißend, macht er muthlos, oder tadelt. Alles außer seinem Hause ist gut, bei sich findet er alles schlecht, was er gestern tadelte, wird heute gelobt. Ist man traurig, so ist's ihm nicht recht; will man lachen, so ärgert er sich; noch nie hat ein Bedienter seine Schuldigkeit bei ihm gethan. Alles ist verkehrt gemacht, ohne Menschensinn; zeigt man Eifer, so wird man überlästig; ist man sanft und freundlich, so ist es Heuchelei. Seine Frau, Kinder, Bediente — alles ist ihm lästig, oder bringt ihn auf; kurz, ich habe nie einen Tag vorübergehen sehen, daß er sie nicht alle, einen nach dem andern, zur Verzweiflung gebracht hätte.

Derbain. Aus dem glänzenden Gemälde, das du da machst, sehe ich, daß man mir die Fehler meines Schwagers richtig geschildert hat. Er bedarf jetzt meines Rathes, und auch um seinetwillen bin ich nach Paris zurück gekommen.

Picard. Sie werden Ihre Mühe vergebens anwenden.

Derbain. Mit ihrer himmlischen Seele hat meine Schwester diesen Haustirannen nicht bändigen können, und seit achtzehn Jahren —

Picard. Vergießt sie Thränen und klagt nie bei uns über ihr Unglück. Wenn ihre Tochter oder ihr Sohn, in der Aufwallung der Jugend, im Stillen über ihre Sklaverei murren, so besänftigt sie stets ihre Klagen, macht ein rührendes Gemälde von den Tugenden ihres Vaters, malt ihn mit den hohen Zügen eines strengen Ehrenmannes, der die Pflichten als Gatte und Vater erfüllt, so lebendig, daß seine Kinder, zitternd bei seinem Anblick, wenn schon nicht Liebe, doch Ehrfurcht bezeigen.

Derbain (nachsinnend). Kann ich denn nicht, als Bruder seiner Frau, sein rauhes Wesen mildern, sein Gemüth umstimmen?

Picard. Ich zweifle. Er thut das Böse, ohne es zu merken, und glaubt, daß er seine Macht so gebrauchen müsse.

Derbain. Aber wenn man durch Ueberredung, durch Vernunft —

Picard. Rechnen Sie nicht darauf; es ist unmöglich!

Derbain. Wenn man ihn doch bessern könnte. —

Picard. Er ist nicht zu bessern. Alle seine Fehler kommen von seiner Erziehung her; er kann den Widerspruch nicht dulden. War er in seiner Jugend auffallend ernst, so haben zunehmende Jahre diesen ärgerlichen Charakter nur noch versauert; und doch ist er, wie ich Ihnen gesagt habe, ein durchaus rechtlicher Mann.

Derbain. Ja, den Jedermann verwünscht. Mit dieser Laune *muß er wenig* Menschen sehen; man flieht mit Recht *einen Mann, der immer* zänkisch ist.

Picard. Aber wir haben auch wenig Gesellschaft. Außer Madame Dupré hat uns Alles verlassen.

Derbain. Welche Madame Dupré?

Picard. Ihre Cousine. Sonderbar genug! Herr Valmont sieht sie sehr gern, und doch ist sie ein Teufel, der, unter uns gesagt, mit wahrer Tirannei den besten Ehemann beherrscht, den es gibt.

Derbain. Ich begreife, daß ihm die Cousine hat gefallen müssen. Aber sage mir, was soll ich denn unter diesen Furien machen? Ich bin nicht Willens, mir eine schlechte Behandlung gefallen zu lassen.

Picard. Man würde gegen einen Fremden mehr Rücksicht nehmen.

Derbain (sinnend). Wer hindert mich, für einen Fremden mich auszugeben? Ja, dies Mittel gefällt mir. Ich komme als Derbain's Freund hieher — als Ueberbringer eines Briefes — ich gehe und werde unter einem andern Namen sogleich auftreten.

Picard. Wie? Sie könnten eine geliebte Schwester wiedersehen, und —

Derbain. Ich werde ihr unter dem Schutz des Geheimnisses besser dienen. Außerdem will ich, ehe ich mich hier niederlasse, wissen, ob ich mit dem lieben Herrn Gemahl leben kann. Vor meiner Schwester kann ich, glaube ich, erscheinen; meine gealterten Züge —

Picard. Sie sollte Sie erkennen? Fürchten Sie nichts; Sie waren erst eilf Jahre alt, als Sie Ihre braven Eltern verließen. Ich erinnere mich noch mit Schmerz Ihrer Abreise —

Derbain. Aber ich fürchte, daß man uns hier überraschen möge. Ich verlasse dich. Du kannst diesen Morgen an-

melden, daß ein Fremder, von Derbain geschickt, hieher komme; aber sage weiter nichts.

Picard. Nicht doch. Ich fange an zu verstehen.

Derbain. Und morgen wollen wir sehen, welchen Weg ich eigentlich gehen muß. (Geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Picard. Dann **Eugenie.**

Picard. Was Teufel mag er wollen, was hat er für einen Plan? Nun, er ist ein gescheiter Mann! Er könnte wirklich, wenn er seiner Schwester einen klugen Rath gebe —

Eugenie (kommt herein gelaufen). Sage mir, mein guter Picard, hast du meinen Bruder nicht gesehen?

Picard. Nein, noch nicht!

Eugenie. Mein Gott, wie ungefällig doch Karl ist! Er will mir ein wichtiges Geheimniß entdecken; er bestimmt ein Rendezvous, ich komme pünktlich, und nun muß ich auf ihn warten, ich, ich, die Dame. Das ist doch sehr unhöflich.

Picard. Ich table ihn auf's Höchste.

Eugenie. Seine Schwester warten lassen!

Picard. Ja, das ist ein sehr großes Unrecht.

Eugenie. Er ist mir Rücksichten schuldig; mein Geschlecht, mein Alter — ich werde ihm das empfinden lassen.

Picard. O ja. Indem Sie ihn noch mehr lieben.

Eugenie (verdrießlich). Wenn er noch länger ausbleibt, so wird mein Vater uns unterbrechen können, und ich werde nichts erfahren.

Picard (bei Seite). Wie neugierig sie ist! — (Karl bemerkend; laut.) Ah, da ist der Verbrecher!

Dritter Auftritt.

Vorige. Karl.

Eugenie (zu Karl). Die Wahrheit zu sagen — du kannst recht unerträglich sein.

Karl (lachend). Fängst du nicht schon früh Morgens an, mich auszuzanken!

Eugenie. Du hast mich länger als eine Stunde in dem Garten stehen lassen. Fort von hier, mein Herr!

Karl. Das ist der Ton meines Vaters; ich erkenne seine Stimme; dies ernste Wesen — Ach, ahme ihm nicht nach, er ist zu hart! (Mit Gefühl.) Nein, du wirst nicht, wie er, mich unglücklich machen und das Uebel vermehren wollen!

Eugenie. Du hast nichts zu befürchten.

Picard. Kinder, seid vorsichtig! Wie groß auch seine Fehler sind, legt euch Stillschweigen darüber auf. Folgt dem Beispiel eurer Mutter! Sie leidet ganz im Stillen, sie beklagt ihren Mann und klagt ihn nicht an.

Eugenie. Unsere Mutter ist so gut!

Karl. O sage: sie ist ein Engel!

Picard. Ja, das ist der Name, mit dem Jedermann ihr Lob ausspricht. Aber auch Ihr Vater ist ein Ehrenmann; über seinen Charakter muß man seine Laune schon vergessen; und wenn alle Welt von seinen Fehlern spricht: (mit Nachdruck) so thut er auch viel Gutes, ohne es einer Seele zu sagen.

Karl. Du hast Recht; aber er hat gleichwohl Unrecht, mich noch immer wie ein Kind behandeln zu wollen. Wenn ich kaum antworte, so glaubt er schon, ich trotze ihm. Vergebens zeige ich mich als der Sklave seiner Wünsche; was ich sage, ist schlecht; ich mache alles verkehrt. Will ich deklami-

ren, so habe ich Unrecht, die Verse zu lieben; lese ich in gelehrten Werken, so bin ich ein schwerfälliger Pedant, der sich den Kopf mit lauter Algebra angefüllt hat; trillere ich eine neue Opern-Arie, so glaubt er mich eines Tages auf dem Theater zu sehen; kurz, ich mag mit ihm von Künsten, Lustpartien, Frieden oder Krieg reden, so kann ich es nicht erreichen, ihm zu gefallen.

Picard (bei Seite). Darin hat er nur zu sehr Recht!

Karl. So kommt es denn, daß ich nur außer dem Hause Vergnügen finden kann.

Eugenie. Wie glücklich ist doch so ein junger Mensch! Er kann überall herum laufen. Ein armes Mädchen bleibt zu Hause und wird immer gescholten.

Karl. O, ich habe meine Schwester aus mehr als einer Verlegenheit gezogen!

Eugenie. Wäre mein Vater gestern ohne mich nicht ärgerlich geworden?

Karl. Neulich hattest du gefehlt, und ich nahm die Schuld auf mich.

Eugenie. Ich habe für dich wohl eine ganze Woche geweint, Undankbarer!

Karl. Ich weiß es, ich kenne dein gutes Herz; auch liebe ich dich recht innig. Umarme mich, Schwester!

Picard (bei Seite). Die guten Kinder! (Laut.) Ich gehe zu Ihrem Vater und lasse Sie von dem wichtigen Geheimniß sprechen.

Karl. Du sollst es auch wissen.

Picard. Ich rechne sehr darauf; ich bin ja der erste Vertraute des Hauses.

Eugenie. *Wenn mein* Vater kommen sollte, so gib uns *das gewöhnliche Zeichen.*

Picard. Ich werde tüchtig husten.

Karl. Und wir werden uns davon machen.

Picard (geht ab).

Vierter Auftritt.

Eugenie. Karl.

Eugenie. Nun, Karl, sage mir, was hast du für ein großes Geheimniß?

Karl. Ich bin Unterlieutenant; ich werde mein Patent vielleicht noch diesen Morgen erhalten.

Eugenie. Was sagst du, Karl? Wie, ohne meinen Rath wärst du Soldat geworden?

Karl. Dank sei es unserm Freunde, dem Obersten Valcour! Du weißt, Schwester, daß er viel Liebe für dich hat; wenigstens schreibt er mir es.

Eugenie (traurig). Er hat es mir auch gesagt. Und dieser häßliche Valcour will, um mir zu beweisen, daß er mich liebt, dich von mir entfernen, dich zum Unterlieutenant machen, und wird dich vielleicht bei dem Regimente todt schießen lassen.

Karl. Nein, nein; das Schicksal wird günstig sein, ich werde zu einer so lieben Schwester zurück kehren.

Eugenie (naiv). Man kann also doch aus dem Kriege zurück kommen?

Karl. Ohne Zweifel! Höre, was Valcour mir schreibt, und wie er seinen Einfluß für mich zu verwenden wußte. „Ich habe, mein lieber Karl, eine Antwort von dem Kriegsminister bekommen. Sie werden das Patent, um das ich für Sie nachgesucht habe, erhalten. Zeigen Sie sich mit meinem Briefe, und man wird es Ihnen ungesäumt ausfertigen.

Empfehlen Sie mich dem Andenken Ihrer liebenswürdigen Schwester, Ihrer zärtlichen Mutter. Sie kennen Beide meine Gesinnungen, und ich hoffe, daß ich, wie groß auch die Hindernisse sind, die sich meinen Wünschen entgegen stellen, Ihnen eines Tages noch mit andern Banden, als denen der Freundschaft, werde angehören können. Valcour."

Eugenie (empfindlich). Das ist Alles? Mehr hat er dir nicht schreiben können? Er konnte mir wohl etwas Anderes zu sagen haben.

Karl. Ein Soldat schreibt immer kurz.

Eugenie. Ihr Stil und ihre Liebe gleichen sich nicht selten.

Karl. Was mich betrifft, so bin ich ihm viel Dank schuldig.

Eugenie. Und ich, wenn ich ihn nennen höre, verneige mich freundlich.

Karl. Ich bin ihm das Glück schuldig, dies Haus zu verlassen.

Eugenie (mit Innigkeit). Er entzieht mir einen Bruder und trübt mein Glück.

Karl (mit Enthusiasmus). Ach, mein neuer Stand erscheint mir reizvoll! Ich glaube, ich bin für das Handwerk der Waffen geboren. Ich muß noch heute ein Pferd kaufen; man muß mir das schönste Thier verschaffen. — Du wirst mich bald in meiner neuen Gestalt sehen. Wenn nur meine Uniform gut gemacht ist! Mein Regiment ist in Straßburg; ich bin unter den Husaren. Ich will ganz eingekleidet vor dir erscheinen, mit Dollman, Pelz, Säbeltasche. Aber eins fehlt mir noch!

Eugenie. *Was denn?*

Karl (lachend). Der Schnurrbart.

Eugenie (fein). Aber gewiß wirst du dich als Husar dem Vater zeigen?

Karl. Nein, ich werde mich schön hüten. Wie brav ich auch bin, würde ich mich doch vor dem Zusammentreffen fürchten. Er ist Willens, mich zum Rechtsgelehrten zu machen. Ich würde ihm in meiner neuen Kleidung meinen Eifer für den Gelehrtenstand nicht sonderlich beweisen.

Eugenie. Wie, du wolltest, ohne Abschied zu nehmen —?

Karl (leise). Ich werde meinen Rückzug Nachts, ohne Trommelschlag und Trompetenklang nehmen.

Eugenie. Ach, und was wird meine Mutter dabei empfinden! Du wirst ihr das Herz zerreißen, wenn du sie so verlässest!

Karl. Nein, nein, ich muß sie in unser Geheimniß ziehen. Ihrer Zärtlichkeit bin ich mein Vertrauen schuldig.

Eugenie. Du wirst blos Soldat, um diesem Hause zu entfliehen?

Karl. Nein, ich habe Beruf zu diesem Geschäft! Ich will dich nicht belügen. Es ist wahr, daß mein Vater durch die Gewalt, die er meiner Neigung anthut, meinen Charakter verändert. Ich denke vielleicht nur darum daran, diesen Stand zu ergreifen, weil er es sich vorgesetzt hat, mich zum Advokaten zu machen. Ich habe niemals weder den Cujacius, noch den Bartholus geliebt, und bin für die Schulbänke nicht gemacht. Die Pflicht eines Soldaten ist nicht so gefährlich; man kann ihn nicht anklagen, wenn er Unglückliche macht. Wenn er in der Garnison pünktlich in seinem Dienste ist, so widmet er den Morgen den Waffenübungen, den *Abend der Liebe.* Er singt, trinkt und schlägt sich mit gleicher

Fröhlichkeit; er strebt nach Ruhm und gefällt der Schönheit; er ist schüchtern und sanft, wenn er bei seiner Geliebten ist; ein furchtbarer Löwe, wenn er zum Kampfe gefordert wird; und fällt er mit Ruhm in der Schlacht, so hat man keine Beerdigungskosten zu bezahlen.

Eugenie. Höre ich nicht husten?

Karl (will fortlaufen). Vielleicht mein Vater? Laufe, wer sich retten kann!

Eugenie. O des braven Soldaten! Aber zum Frühstück, Karl, wirst du doch kommen?

Karl. Nein; ich reite aus, du wirst mich entschuldigen.

Eugenie. Aber denke nur, wie der Vater in Zorn gerathen wird —

Karl. Suche eine Ausflucht, sage, was dir in den Kopf kommt! Sage, daß ich diesen Morgen eilends ausgegangen sei, um einen Gelehrten über einen wissenschaftlichen Gegenstand zu befragen. Nenne ihm meinethalben aus den Römern oder Atheniensern einen Seneca, Plato, Cicero, Demosthenes; ich lege dir keinen Zwang auf. Du kannst ohne Furcht von diesen Herren wählen, wer dir am besten gefällt! (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Eugenie allein.

Wohlan, so muß ich denn Unwahrheit sagen, um nur den Frieden zu erhalten! Ach, er weiß wohl, daß ich, um ihn zu entschuldigen, eine Unwahrheit auf mich nehme und lüge wie ein Engel! So führt die gemeinschaftliche Furcht zu wechselseitigen Gefälligkeiten; er kann ja für mich morgen auch wieder *ein wenig lügen*. Aber nun ist er weggegangen. Gott,

wie dumm bin ich doch! Er sollte mich insgeheim die Gavotte lehren. Ich habe schon zwei Lektionen gehabt. Ich muß einige Pas üben. — (Singt und tanzt.) Wenn mein Vater käme? In jedem Falle ist es seine Schuld; warum hat er unsern Tanzmeister verabschiedet. (Mit Ernst.) Er hat Unrecht, ich habe viel Geschmack an dieser Wissenschaft gefunden. (Sie fängt die Gavotte wieder an.)

(Picard hustet. — Sie hört es nicht.)

Sechster Auftritt.

Valmont. Eugenie. Picard.

Valmont (ernst zu seiner Tochter). Was machst du da?

Eugenie (ihren Vater gewahr werdend, läuft nach dem Tisch, setzt sich und nimmt ein Buch). Ich las, lieber Vater!

Valmont. Du lasest — singend?

Eugenie (verlegen). Nein, ich trat eben herein. (Leise zu Picard.) Du hast mir kein Zeichen gegeben.

Picard. Verzeihung, Mamsell, ich habe gehustet.

Valmont (nachdem er einige Papiere auf dem Tische geordnet hat). Das ist eine neue Art, herein zu treten. Man betrügt mich nicht; du bist herum gesprungen und hast dazu gesungen; das heißt: eine ungezähmte Neigung zum Tanze haben.

Eugenie. Lieber Vater —

Valmont. Ich weiß es, jedes wohl erzogene Mädchen ist in dieser glänzenden Kunst vollendet. Ihr Talent muß auf den Bällen aufgefordert werden, man muß ihre Anmuth, ihre Leichtigkeit bewundern; und ich kenne eine gewisse, die mit allem Rechte so berühmt ist, daß sie als Tänzerin auf das Theater gehen könnte.

Picard (bei Seite). Ein Mädchen, die so künstlich tanzt,

gefällt mir auch nicht; mit dem Tanzen kriegen sie keine Männer.

Valmont (nach der Stutzuhr sehend). Es ist schon sehr spät. Ich wette auf meinen Kopf, daß die Kommis auf dem Bureau noch nicht an ihrer Arbeit sind. Das ist die heutige Art so: sie lieben es weit mehr, in den Gesellschaften die Merveilleux zu machen. (Indem er die Briefe erbricht.) Ich muß doch sehen, was diese Briefe enthalten? — Wie — was? Der Elende bittet noch immer? Das ist ja unerträglich! Er legt wahrlich eine Taxe auf mein Vermögen. (Hitzig.) Ich muß ihm wohl geben; der Unglückliche hat nichts. — (Zu Picard.) Was träumst du da? Hast du nichts zu thun? Werde ich zu meiner gewohnten Stunde frühstücken können?

Picard. Ja, mein Herr! (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Valmont. Eugenie.

Valmont (spöttisch). Das ist ja ein Glück! — (Zu Eugenien.) Was liesest du denn da? Ist das etwa einer von den neuen Romanen? Deine Mutter hat sehr Unrecht, solche Dummheiten in deinen Händen zu lassen; traurige Erzeugnisse eines elenden Verfassers, der auf Kosten der Ehre Geld erwirbt.

Eugenie. Nein, ich las Geschichte. Ich war eben in Lothringen, wo ich mit dem großen Türenne eine Stadt belagerte. Ach, welch ein General!

Valmont. Nichts ist euch fremd! Es ist wirklich lustig, euch über ihn urtheilen zu hören. Dieser kleine entscheidende Ton macht mich, gegen meinen Willen, lachen. Wollt ihr lehren, uns Treffen zu liefern? oder die Kunst, Batterien

wegzunehmen? Das ist ein Buch für dich; deine Wahl ist gut!

Eugenie (bei Seite). Gestern befahl er mir, diese Geschichte zu lesen.

Valmont. Gib deinem Gedächtniß eine nützlichere Beschäftigung; lies Lafontaine oder Fenelon! Beide bilden das Herz, den Geist und die Vernunft.

Achter Auftritt.

Vorige. Madame Valmont.

Mad. Valmont. Mein lieber Valmont!

Valmont (zu seiner Frau). Guten Tag! (Zu seiner Tochter, die er zu tadeln fortfährt). Dein Kopf wird wohl immer deinem Eigensinn folgen müssen.

Mad. Valmont (freundlich). Du hast wohl geschlafen?

Valmont. Niemals sieht man, daß nützliche Bücher deinen Geist beschäftigen. — (Er wird immer hitziger, je mehr die Scene vorschreitet.)

Mad. Valmont. Und du befindest dich wohl?

Valmont. Sehr wohl, meine liebe Freundin! — (Zu seiner Tochter.) Alle Tage hast du eine neue Thorheit. Es gibt kein Mittel mehr, dich vernünftiger zu machen. Du wirst älter und weißt nichts.

Eugenie. Liebe Mutter!

Mad. Valmont. Mein Kind!

Valmont. Es ist auch einzig, daß du die Musik so sehr vernachläßigst. Hast du nicht seit wenigstens zehn Jahren einen Lehrmeister?

Mad. Valmont. Sie ist bei dem Piano.

Eugenie (fängt an zu präludiren).

Valmont. Sie weiß gut den Augenblick zum Spielen zu wählen.

Mad. Valmont. Es ist ihr Eifer, dir zu gefallen.

Valmont. Um mich mit der ewigen Sonate zu betäuben. Rousseau hatte wohl Recht, wenn er bei dem leeren Geklimper ausrief: Sonate, was willst du?

Mad. Valmont (zu ihrer Tochter). Höre auf!

Valmont (zu seiner Tochter, die aufsteht.) Aber, Apropos, wo ist denn dein Bruder? Und warum versäumt er die gewöhnliche Pflicht, die ein Kind jeden Tag gegen mich erfüllen muß?

Mad. Valmont. Ist er krank?

Eugenie. Aber —

Valmont (lebhaft). Man muß ihm zu Hilfe kommen. Ich eile sogleich auf sein Zimmer. Ach Gott, der gute Junge! Geschwind zu seiner Hilfe!

Eugenie. Beruhigen Sie sich, mein Vater! Er befindet sich sehr wohl.

Valmont (zornig). Nun, wo ist er denn?

Eugenie. Ich glaube, er ist ausgegangen.

Valmont. Herum zu laufen —

Eugenie. Nach der Bibliothek.

Valmont. Pah! Jemanden dort zu suchen —

Eugenie. Ja, er sucht dort den — Seneca.

Valmont (nach einigem Schweigen). Was für eine Probe von Geschmack! Einen Schriftsteller zu wählen, der einen römischen Kaiser schlecht erzog, der nicht aufhört, uns den Reichthum als lästig zu zeigen, sobald er am Hofe sein Glück gemacht hatte.

Eugenie. Seneca hat Unrecht, mein Vater!

Valmont. Genug, lassen wir das!

Neunter Auftritt.

Valmont. Madame Valmont. Eugenie. Picard.

Picard. Ein Fremder fragt nach Ihnen. Er ist draußen und bringt einen Brief von Herrn Derbain.

Mad. Valmont. Von meinem Bruder?

Picard. Er selbst will ihn Ihnen übergeben.

Valmont. Ah, ich bin sehr erfreut! Ich kenne meinen Schwager und liebe ihn von Herzen, ohne ihn je gesehen zu haben. Noch unlängst hat er mich mit Aufopferung seines Vermögens von einem schrecklichen Abgrunde gerettet. Ich kann diesen wichtigen Dienst nicht vergessen. Mein Herz wird immer dankbar dafür bleiben.

Mad. Valmont. Ist er ein Freund meines Bruders, so könnten wir ihm unsere Wohnung anbieten.

Eugenie (bei Seite). Ich werde für meine Gavotte eine Stunde abstehlen können.

Valmont. Ich glaube, wir werden ihn vor allen Dingen zum Essen bitten müssen. (Zu seiner Tochter.) Du, geh' sogleich an deine Zeichnung!

Eugenie (etwas unwillig). Ach! —

Valmont. Ich bitte, sorge einigermaßen für den Tisch. Hm! — Es wird zwar um nichts weniger verkehrt gehen, ich wette darauf; aber das ist denn deine Sache. Und du, Picard, laß uns nicht so spät essen, wie gestern! (Geht ab.)

Eugenie. Ach, liebe Mutter, ich habe Ihnen große Neuigkeiten zu sagen.

Mad. Valmont (mit Würde). Gut! Zuerst aber gehorchen wir deinem Vater! (Ab mit Eugenien.)

Zehnter Auftritt.

Picard allein.

O, wie macht er mir Vergnügen, der wackere Herr Derbain! Ich bin nicht recht gewiß über den Zweck seiner Plane; ich sehe aber wohl, daß er sich vornimmt, unsern Herrn Valmont ein bischen zu quälen. — Ach, wenn es ihm doch gelänge, den Herrn anders zu stellen — was würde das für eine Verwandlung werden! Ja, bei meiner Seele! — ich kann wohl, wenn ich seinen Plan unterstütze, ohne eben Gewissensbisse zu haben, meinem Herrn einen Theil des Verdrusses, den er uns so oft macht, jetzt mit guter Art wieder heimgeben!

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Madame Valmont. Derbain.

Derbain. Ah, ich bin beschämt von so viel Höflichkeit!

Mad. Valmont. Das ist eine süße Pflicht, die man so gern erfüllt, und das Geringste, was wir zur Aufnahme des Freundes eines Bruders thun können, den wir so zärtlich lieben.

Derbain. Kaum vor einer Stunde in Paris angekommen, hat Herr Valmont mir seine Wohnung angeboten; aber, indem ich diese Ehre, dies Vergnügen annehme, kann ich, noch ehe zwei Tage vergehen, es bereuen.

Mad. Valmont. Und warum fürchten Sie das?

Derbain. Sie sollen es wissen; ich muß ohne Verstellung reden. Herr Valmont ist ohne Zweifel ein Mann von Ehre; tausend Züge haben in seinem Leben schon sein gutes Herz bewiesen; aber man sagt, er hat einen Charakter, der das Unglück seiner ganzen Familie macht.

Mad. Valmont. Wie? Wer kann Sie gegen Valmont eingenommen haben? — Ich erstaune —

Derbain. Jemand, der behauptet, ihn genau gekannt zu haben. Er hat darüber an Ihren Bruder geschrieben. Mein Freund hat mir aufgetragen, das Geheimniß zu enthüllen. — Ja, dieser Bruder seufzt, daß Sie, mit so viel Sanftmuth, den harten Mann zum Gatten haben.

Mad. Valmont. Ach, mein Herr, hören Sie auf, ich bitte. Wagen Sie so zu mir zu reden?

Derbain. Ich habe Unrecht, ich gestehe es; aber mein Eifer reißt mich hin.

Mad. Valmont. Nein, Valmont hat nie gegen mich gefehlt. Er hat es sich zum Gesetz gemacht, ein treuer Gatte zu sein; er ist noch mehr — ein vortrefflicher Vater; die Liebe zu seinen Kindern erfüllt seine ganze Seele. Ihnen ein glücklicheres Los bereiten zu können, ist sein unermüdetes Bestreben. In jedem seiner Plane glänzt diese Hoffnung; in jedem sieht man die Liebe, die er zu seiner Familie hat. Ein guter Vater und Gatte, ein eben so rechtlicher Mann —

Derbain. Er macht Ihr Unglück; — aber Sie werden es nicht eingestehen. Dieser Eifer, einen Fehlenden zu vertheidigen, macht Sie noch achtungswerther, indem er sein Unrecht vermehrt. — Aber, Gott! ein Lärm!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Valmont. Picard.

Valmont (von außen). Ich, ich sage, daß man mir gehorchen müßte.

Derbain. Welche Heftigkeit! — Wie! Ich sehe Sie erröthen?

Valmont (im Eintreten). Gott! wie dumm doch so ein alter Bedienter ist!

Picard (in der Thür). Sie nehmen keine Rücksicht auf mein Alter.

Valmont. Schweig! — Eile, das andere Zimmer in Ordnung zu bringen. — (Indem er Derbain bemerkt.) Verzeihung; ich beschäftigte mich mit Ihrer Wohnung.

Picard (geht ab).

Derbain. Ich bedauere, daß Sie so viel Mühseligkeit meinetwegen haben.

Valmont. Das ist ein Vergnügen, keinesweges eine Mühseligkeit.

Mad. Valmont. Aber ich hatte befohlen — —

Valmont (mit zurückgehaltenem Unmuth). Hatte ich denn nicht gesagt, daß mir das Zimmer zu klein schien? Das andere ist angenehmer und zugleich bequemer: seine Einrichtuug ist auch weit moderner. Wenn du es überlegt hättest, würdest du haben sehen müssen, daß du dies Zimmer nehmen mußtest.

Derbain (lächelnd). Ich bin vollkommen zufrieden, sobald ich in Ruhe und Frieden bin.

Valmont. Sie werden dort nicht das Geräusch der Stadt hören. Ich muß an jedes Detail denken; meine Frau, Kinder und Bediente überlassen mir diese Arbeit.

Derbain. Ach, was für ein Mensch!

Valmont (immer noch zu seiner Frau). Und doch müssen wir mit herzlicher Freundschaft den Freund deines Bruders, des edelmüthigen Derbain, aufnehmen. — Aber vielleicht hast du heute kein Gedächtniß mehr für ihn.

Mad. Valmont. Du beschuldigst mich sehr ungerecht, mein Freund! Derbain muß es wissen, wie ich ihn liebe seit langer Zeit, und vielleicht wird dereinst —

Derbain. Er weiß es jetzt. —

Valmont. Nein, dein Herz ist nicht dankbar genug. Ich werde wenigstens deinen Fehler gut zu machen suchen, indem ich seinen Freund liebe, der es nicht verschmäht, unser Gast zu sein.

Derbain. Ach, das ist zu viel Güte.

Valmont. Wenn Sie nicht zufrieden bei uns sind, so sein Sie so gütig, mich zu entschuldigen. Ich besitze das Mittel nicht, gut bedient zu werden, und das macht mich eben rasend; aber ich werde mich um Ihretwillen der Wirthschaft annehmen und so für Ihr Vergnügen sorgen, daß Sie bei mir frei, glücklich und zufrieden sein sollen.

Derbain (seine Schwester ansehend). Ja, wir werden glücklich sein, ich hoffe es. (Zu Valmont.) Sie haben schon alle Rechte auf meine Dankbarkeit. Ich sehe wohl, daß man mir nicht zu viel von Ihnen gesagt hatte; ich entferne mich, sehr erfreut über Ihre Bekanntschaft.

Valmont. Ich muß Sie nach Ihrem Zimmer begleiten.

Derbain. Ich gehöre zum Hause. Ohne Umstände!

Valmont. Ich lasse Sie gehen. Leben Sie wohl, auf Wiedersehen!

Derbain. Ich mache mir eine Pflicht daraus, bald wieder zu kommen. (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Valmont. Madame Valmont.

Valmont. Das ist ein herrlicher Mann! Ich liebe ihn wie einen Bruder. Ich glaube, wir werden von sehr gleich gestimmtem Charakter sein.

Mad. Valmont (schüchtern). Ich zweifle daran.

Valmont (mit Bitterkeit). Daran erkenne ich dich. Nie denkst du von einem Menschen gut; und ich, ich behaupte, daß unser Gast liebenswürdig ist, daß seine Gesellschaft uns angenehm sein wird.

Mad. Valmont. Ich traue ihm Verstand zu, er ist ein Beobachter; aber ich kann noch nicht gut von seinem Herzen urtheilen.

Valmont. Von seinem Herzen gut urtheilen! Ach, was für ein Weiberwort! Er ist Derbain's Freund, weißt du das nicht? Von deinem Bruder selbst ist er an uns empfohlen; hat er dadurch nicht bewiesen, daß er gut von ihm gedacht hat? kann Derbain einen schlechten Freund haben? Durch solchen Verdacht kannst du dich nur herabsetzen. Aber das ist die unglückliche Neigung der Frauen, immer schlecht von ihrem Nächsten zu sprechen.

Mad. Valmont. Aber du behandelst viel zu ernsthaft, mein Freund, was mir eine kluge Vorsicht eingibt. Derbain hat gewiß in diesem Freunde eine gute Wahl getroffen, ich danke ihm dafür; aber das ist auch, glaube ich, hinlänglich.

Valmont (sehr hitzig). Ich begreife dich nicht; dein ruhiger Ton wird mir, gegen meinen Willen, die Galle erhitzen.

Hast du vergessen, daß ein unglückliches Geschick mein Vermögen und meine Ehre auf's Spiel setzte? daß dein Bruder damals in der Ferne mein Unglück vernahm und meinen Sturz verhinderte, und indem er mich zum Besitzer seines Geldes machte, mein Vermögen, und was noch mehr ist, meine Ehre rettete?

Mad. Valmont. Er weiß, was mein Herz darüber fühlt; er zweifelt nicht an meiner Dankbarkeit. Ich schrieb ihm dies einzige Wort: »Dieser Dienst ist sehr groß, und gewiß für meinen Bruder Derbain würde ich dasselbe gethan haben.»

Valmont. Ja, du legst dein sehr besonnenes Wesen in Alles, und liebst deinen Mann, wie deinen Bruder, so hübsch ruhig. Nun, es sei! Aber i ch mache mir eine Pflicht daraus, dankbar zu sein. Ich wünschte, einen überzeugenden Beweis davon geben zu können. Eugenie ist reizend in den Augen unseres Gastes; seine Blicke waren immer auf sie gerichtet, und er hat mir viel Schmeichelhaftes über ihre seltene Schönheit gesagt. Er könnte dereinst — —

Mad. Valmont. Aber, wenn ich dich recht verstehe, so brauchte er wohl nur zu wollen, um dein Schwiegersohn zu werden.

Valmont. Er würde uns Ehre machen.

Mad. Valmont. Du scherzest, nicht wahr?

Valmont. Er halte um Eugenien an, und er wird ihr Gatte.

Mad. Valmont. Wie, ohne die Neigung unseres Kindes zu Rathe zu ziehen —?

Valmont. Es ist hinreichend, daß er der ganzen Familie gefällt.

Mad. Valmont. Ein Fremder, der erst diesen Morgen angekommen ist! —

Valmont. Dieser Fremde, Madame, ist Derbain's Freund.

Mad. Valmont. Aber überlege doch, das Alter, die Schicklichkeit —

Valmont. Ich folge dem Gefühl meiner Dankbarkeit, diese führt nicht irre.

Mad. Valmont. Glaubst du meinen Bruder zu verpflichten, indem du solche Bande übereilt knüpfst?

Valmont (zornig). Ob ich ihn verpflichte oder nicht, ist gleichgiltig. Es ist genug, daß ich es will.

Mad. Valmont. Ich antworte nichts weiter.

Valmont (spöttisch). Das heißt wohl Alles gesagt. Aber lassen wir das! Genug, das ist eine entschiedene Sache. Ich ändere nichts, wie schwach ich auch bin. Apropos, wir werden allein bei Tische sein; erheitern wir das Mahl durch eine liebenswürdige Frau! Lade die Freunde ein, die dir am besten gefallen. Ich will deinem Geschmacke nichts vorschreiben.

Mad. Valmont. Nun, so bitten wir Dorlis —

Valmont. Seit er angestellt ist, verzieht er das Gesicht, sobald man von Geschäften spricht, und schwört mit einem politisch faden Tone, daß man seine Meinung nicht sagen könne, ohne die Ruhe des Staates zu stören.

Mad. Valmont. Aber Madame Versac —

Valmont. Sie glaubt sich gar zu schön! Man muß, wie schwer es auch fällt, sich immer mit ihr beschäftigen.

Mad. Valmont. Aber die junge Cephise —

Valmont. Mit all ihrem Verstande kann sie doch nur reden, so lange sie lästert.

Mad. Valmont. So wähle du denn!

Valmont. Du willst mir nur widersprechen. Du bist es, der nichts recht ist; und doch wirst du sagen, daß ich dir vorgeschrieben habe, wenn ich dir die Wahl unter allem, was dir Vergnügen macht, lasse.

Mad. Valmont. Du kennst meinen Charakter sehr wenig. Ueber dich, über mein Haus kann ich ewig schweigen.

Vierter Auftritt.

Vorige. Eugenie.

Eugenie (kommt wie ein Kind springend herbeigelaufen). Ach Mama, ich kann — Gott, mein Vater ist da!

Valmont. Uebst du schon wieder deine Pas?

Eugenie (verlegen). Madame Dupré kommt — ich habe ihren Wagen gesehen.

Valmont. Sie kommt sehr gelegen. Wir wollten eine liebenswürdige Frau an unserm Tische, sie ist unsere Cousine, und du dachtest nicht an sie.

Mad. Valmont. Ich schätze sie sehr.

Valmont. Und liebst sie nicht besonders. Ich weiß, daß sie nicht die Gabe hat, dir zu gefallen. Sprich aufrichtig!

Mad. Valmont. Ich gestehe es dir. Ja, aus tausend Gründen passen wir wenig für einander. Sie spricht viel, und mischt sich, vielleicht aus übertriebenem Eifer, bei mir und Andern in Alles.

Valmont. O, darum ist sie nicht weniger eine brave Frau, die ihr Haus kennt und es gut regiert. Aber ich glaube, ich höre sie.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Madame Dupré. Zuletzt **Herr Dupré** und ein **Bedienter.**

Mad. Dupré (zu Mad. Valmont). Ah, guten Morgen, meine Liebe, Sie werden Beide mich sonderbar finden! — Mittags ist nicht die Zeit, wo man zu Ihnen kommen muß. Aber ich kann unmöglich anders, denn ich bin belagert. (Indem sie Eugenien bemerkt.) Ach, die liebenswürdige Eugenie! Es scheint mir, sie wird alle Tage schöner.

Eugenie. Glauben Sie, Madame?

Mad. Dupré. Wann verheirathen wir sie? Valmont, Sie müssen darauf denken, einen Mann für sie zu finden!

Valmont (leise zu Mad. Dupré). Wir denken auch daran.

Mad. Dupré. Wahrhaftig? Das ist sehr klug. Die Kleine lächelt beim Worte Heirath. Aber, Apropos, von Mann: der meinige kommt nicht; ich habe ihn mit einigen Kartons dort gelassen; ich habe diesen Morgen viel Einkäufe mit ihm gemacht.

(Dupré kommt mit einem Bedienten, der Kartons trägt.)

(Zu Valmont.) Ich will von Ihnen wissen, ob sie gut ausgefallen sind? Aber was macht er denn? Doch, da ist er ja!

(Dupré hilft einem Bedienten die Kartons auf den Tisch setzen.)

(Zu Dupré.) Mein Freund, verdirb mir doch nicht alles!

Sechster Auftritt.

Vorige. Dupré.

Dupré. Da sind alle deine sieben Sachen, deine Shawls, deine Kanten! —

Mad. Dupré. Aber du behandelst das wie Bagatellen?

Dupré. Wie Bagatellen? Nein! Ich weiß wohl, bei meiner Treue, wenn's an's Bezahlen geht, daß das kein Spaß ist.

Mad. Dupré (lächelnd). Wenn Dupré scherzt, ist er wirklich liebenswürdig. Hilf mir, mein Freund, du wirst zum anbeten sein.

Dupré (öffnet die Kartons).

Eugenie. Ach, ich brenne vor Verlangen, zu sehen —

Mad. Dupré. Nein, das ist nichts Besonderes! Aber ich glaube, daß dieser Shawl sehr gut zu meinem Teint passen wird.

Eugenie. Mama, wie schön er ist! Diese Blume ist göttlich!

Mad. Dupré. Das ist zu einem Negligee!

Dupré (ärgerlich). Diese Blume richtet mich zu Grunde. In diesen Kartons hier stecken zweitausend Thaler.

Mad. Dupré (lachend). Gut, du sagst nicht alles, was du denkst. Das ist sehr wohlfeil eingekauft.

Dupré. Ich will dir damit nichts Unangenehmes sagen; aber alle diese wohlfeilen Einkäufe machen mich eben nicht reicher. (Mad. Dupré sieht ihn an.) Ich tadle dich nicht. — Doch sind es sechstausend Franken, die mir diese reizenden Negligee's kosten.

Mad. Dupré. Ei was! du willst um dieser Kleinigkeit willen mit mir zanken? Aber bekümmere ich mich denn jemals um deine Kleider? Willst du etwa gewisse Ehemänner nachahmen und ganz Paris mit Fingern auf dich deuten lassen?

Valmont. Meine Cousine hat Recht; und ohne Kokette zu sein, muß man sich ein wenig um seine Toilette bekümmern. Ich habe zu meiner Frau gesagt, sie weiß es sehr

wohl: Kaufe, gib Geld aus, du hast es ja! Aber, was ich sage, gilt ja nichts. Und mit ihrer Diskretion macht sie mich zum Gegenstand des Gelächters, oder vielmehr der Schande. Ich werde den Ruf eines Geizigen bekommen.

Mad. Valmont. Aber ich habe diesen Geschmack nicht; ich putze mich selten.

Valmont. Desto schlimmer!

Dupré (leise zu Valmont). Sie besitzen eine sehr seltene Frau!

Valmont. Du findest Vergnügen daran, meinem Willen entgegen zu handeln. — (Mit Heftigkeit.) Du sollst mir gehorchen; gib Geld aus, kaufe noch heute Shawls und Kanten, ich will's.

Mad. Dupré (zu ihrem Manne). Höre das Muster der Ehemänner!

Mad. Valmont (schüchtern). Ich bin es zufrieden.

Eugenie (bei Seite). Ach, mein Vater hat doch recht gute Augenblicke!

Valmont (mit einer Miene von Gutmüthigkeit). Ein wenig Kunst ist erlaubt — Man muß durch etwas Sorgfalt den Wirkungen der Zeit begegnen. Du bist noch schön — im Putz.

Mad. Valmont (bei Seite). Ein Ehemanns-Kompliment! (Laut.) Ich verspreche, morgen —

Valmont (trocken). Und warum soll ich dich denn nicht diesen Abend oder diesen Morgen noch elegant gekleidet sehen?

Mad. Dupré (wichtig). Es ist gut, mein lieber Vetter, die Sache ist abgemacht! — (Leise zu Madame Valmont.) Gehorchen Sie lieber gleich, meine Liebe! Ein Ehemann ist Herr und wenn er auch tausendmal Unrecht hätte.

Mad. Valmont (edel). Ich kenne meine Pflichten.

Mad. Dupré (den Ton einer guten Frau annehmend). Ach, meine liebe Freundin, es ist unser Los, überall im Leben nachzugeben. Der liebe Valmont ist überdem ein so guter Ehemann. Sie haben nicht Recht; aber es bleibt unter uns, ich handle nie dem Willen meines Mannes entgegen. (Zu Dupré, befehlerisch.) Mein Freund, du wirst eine Loge für mich nehmen; ich will eine Stunde in der Oper zubringen.

Dupré (verdrießlich). Ach, ich habe wohl andere Dinge zu thun als das!

Mad. Dupré. Was gibt man heute, mein Lieber?

Dupré. Was für ein neuer Einfall!

Mad. Dupré. So antworte mir doch!

Dupré. Hekube und die Dansomanie.

Mad. Dupré. Das ist eine allerliebste Vorstellung!

Eugenie (bei Seite). Ja gewiß, allerliebst!

Mad. Dupré. Die Musik gefällt mir. — Wir werden das Ballet sehen.

Valmont. Thun Sie das! Aber sein Sie so gut, mit uns zu essen.

Mad. Dupré. Recht gern!

Dupré. Ich kann nicht.

Mad. Valmont. Ohne Umstände!

Dupré. Nein, ich bin versagt.

Mad. Dupré. Du wirst dich losmachen und hier bei unsern guten Freunden essen, und dann, mein Lieber, gehen wir in's Schauspiel.

Dupré (macht eine bejahende Bewegung).

Eugenie (leise zu Madame Dupré). Ich wünschte wohl auch hinzugehen.

Mad. Dupré (zu Eugenien). Das wird nicht leicht sein.

Valmont —

Eugenie (leise). Bitten Sie mich. Ich kenne das Mittel, meinen Vater zu bestimmen, ohne daß er etwas merkt.

Mad. Dupré (zu Madame Valmont). Ich kann doch Eugenien mit mir in die Oper nehmen?

Mad. Valmont. Ich habe nichts dagegen, wenn ihr Vater —

Valmont. Ach was, welche Thorheit!

Eugenie. Ich will nicht hingehen, es macht mir kein Vergnügen, ich gähne immer in den langen Opern.

Valmont. Wie! Du, die sich rühmt, so sehr die Musik zu lieben?

Eugenie. Ei, aber eben deshalb!

Valmont. Das ist doch drollig!

Eugenie. Vielleicht habe ich Unrecht; aber —

Valmont. Es kleidet dich wahrhaftig allerliebst, ein so schönes Schauspiel zu tadeln!

Mad. Valmont. Sie kennt seine gefährlichen Lockungen noch nicht.

Eugenie. O, ich werde gewiß nicht hingehen, wenn ich nicht gezwungen werde.

Valmont. Du wirst noch heute Abend hingehen; denn so will ich es. Und ich befehle dir noch obendrein, Vergnügen daran zu finden.

Eugenie. Aber, lieber Vater, überlegen Sie doch —

Valmont. Ich will, daß du mir gehorchst.

Eugenie. Ihnen zu gefallen, bringe ich denn ein Opfer. — (Zu Madame Dupré, leise). Welches Vergnügen! Ich werde die Oper mit Ihnen sehen.

Mad. Dupré. Nun, kleine Schelmin, werden Sie doch hingeführt! — (Zu Dupré.) Vergiß nicht, mein Freund,

was du nun zu thun hast. Aber zuerst mußt du zu meiner Leinwandhändlerin gehen; dort ist noch eine Rechnung zu berichtigen.

Valmont (zu seiner Frau). Siehst du, wie ordentlich sie ist! Sie muß man hören.

Dupré. Ich werde die Rechnung bezahlen; — aber laß uns zusammen gehen.

Mad. Dupré. Was sagst du denn? Ich glaube, du träumst. Du weißt, daß ich Madame Forlis seit mehr als einem Monat einen Besuch schuldig bin. Ihr unglückliches Schicksal ist gemacht, Rührung zu erwecken, und ich gehe, die liebenswürdige Frau einen Augenblick zu besuchen. Adieu, mein lieber Valmont!

Dupré. Aber erlaube doch noch einen Augenblick! Du wirst mich doch im Vorbeigehen mitnehmen?

Mad. Dupré. Rechne nicht darauf!

Dupré. Ich habe keinen Wagen.

Mad. Dupré. Du wirst zu Fuße gehen.

Dupré. Der verwünschte Besuch! Aber deine Aufträge —

Mad. Dupré. Werden dir sehr wohl bekommen. Das ist das wahre Mittel, dich besser zu befinden. Der Arzt hat es mir gesagt: Erzeigen Sie uns einen Dienst und lassen unsern guten Freund sich Bewegung machen.

Valmont. Der Doktor hat Recht. Das Mittel ist sehr gut. Befolgen Sie von heute an seine Vorschrift.

Mad. Dupré (gibt Herrn Dupré einen kleinen Schlag auf die Wange). Kleiner Undankbarer! — Cousine —

Mad. Valmont (will sie begleiten).

Mad. Dupré. O, ohne Umstände!

Mad. Valmont. Ich werde Sie begleiten.

Mad. Dupré. Sehr angenehm! (Ab mit Madame Valmont und Eugenie.)

Siebenter Auftritt.

Valmont. Dupré.

Dupré (verdrießlich). Nun, so muß ich denn wohl zu Fuße halb Paris durchlaufen!

Valmont. O, Sie sind der ungerechteste Ehemann von der Welt!

Dupré. Und warum denn?

Valmont. Sie haben eine Frau, die mir so besorgt für Ihre Gesundheit scheint, daß, statt ihr eine verdrießliche Laune zu zeigen, Sie sie vielmehr von Grunde des Herzens dafür anbeten sollten.

Dupré. Aber ich bete sie ja auch an — auf's äußerste — ich muß es sagen.

Valmont. Sie ist gut, sanft —

Dupré. Ja; aber sie macht sich oft einen boshaften Zeitvertreib daraus, mir zu widersprechen.

Valmont. Um Sie zu erheitern, wenn Sie verdrießlich sind. — (Seufzend.) Ach, möchte man doch mein Leben auch so erheitern, um mich der Schwermuth zu entreißen!

Dupré. Gut! Aber meine Frau erheitert mich auch zu oft. Ich gebe ihr Recht, indem ich rasend werden möchte.

Valmont. Ach, vielleicht behandeln Sie, in trauriger oder ernster Stimmung, eine so liebe Frau nicht gut in Ihrem Hause?

Dupré. Ich? Ich bin ein Lamm.

Valmont. Aber verstehen Sie wohl die Kunst, durch ein Wort, durch ein Nichts zu interessiren?

Dupré. Die Lektion, lieber Vetter, überrascht mich aus Ihrem Munde. Sie, der, wie man sagt, von so auffahrender, wilder Laune sind!

Valmont. O, das ist ein sehr verschiedener Fall! Durch ewiges Zuwiderhandeln nöthigt man mich, meine Verheirathung zu bereuen.

Dupré. Aber Sie sind glücklich?

Valmont. Nein, nein, alles ist mir lästig. Ich muß an das Glück meiner Kinder denken. Indiskrete Freunde, übermüthige Bedienten vermehren die Qualen eines zart empfindenden Herzens.

Dupré. Aber über wen haben Sie denn nun endlich zu klagen? Ihre Kinder sind allerliebst!

Valmont. Ich muß ihnen Furcht einflößen —

Dupré. Sie müssen ihnen Liebe einflößen — Ihr Karl ist im höchsten Grade liebenswürdig!

Valmont (nachdem er sich umgesehen, ob er nicht behorcht wird). Und besonders ist er gut. Mit dem lebhaftesten Geist verbindet er Kenntnisse; er spricht von Allem, sogar mit Beredsamkeit. Der junge Mensch wird seinen Weg gut machen, ich habe es immer vorher gesagt, er wird die Ehre meines Alters werden.

Dupré. Aber Ihre Tochter auch?

Valmont. Meine kleine Eugenie? Hundertfältig glücklich ist der Mann, dem ich sie gebe! Ihr ganzes Wesen ist Fröhlichkeit, eine glückliche Mischung von Anmuth und Güte. Sie hat schon Talente die Menge; ich glaube, man kann sie nicht sehen, ohne von ihr entzückt zu sein.

Dupré. Aber auch Ihre Frau hat Ansprüche auf Ihr Lob.

Valmont. Ach, ich gestehe, ich habe die glücklichste Wahl

getroffen! Meine Gattin ist keine Frau nach der Mode; sie findet ihr Haus nicht lästig. Sie verschmäht die Vergnügungen der Gesellschaften und beschäftigt ihre Muße mit ihren Kindern, die ihr Alles sind. Ganz der Sorgfalt lebend, die ihre Seele erfüllt, ist sie eine eben so zärtliche Mutter, als gute Gattin.

Dupré. Sie machen da eine herrliche Lobrede von Allen und werden sie vielleicht im nächsten Augenblick wieder schelten.

Valmont. Ich schelte nur, wenn man es verdient. Aber wenn mich alles hier quält und reizt, soll ich es denn dulden? Ich thue alles für sie und doch machen die Undankbaren mich unglücklich! Man hat es mir schon gesagt, ich bin auffahrend, finster; und so verdammt man einen Vater ohne Umstände. Aber wenn ich nicht dies Mittel angewendet hätte, könnte ich denn jemals gut von meinen Kindern reden? Nein, nein, ich habe wahrlich für sie gethan, was ich mußte. Dagegen darf ich fordern, daß sie gehorchen und mir zu gefallen suchen. Ich habe ihr Glück gewollt, und meine Strenge beweist meine Liebe mehr als eine alberne Güte.

Achter Auftritt.

Vorige. Madame Valmont.

Mad. Valmont. Sage mir, mein Freund! weißt du schon die Neuigkeit?

Valmont (auffahrend). Wie? Nein! Ich weiß nichts.

Dupré. Was denn? Was gibt's?

Mad. Valmont. Derlhem hat aufgehört zu zahlen.

Valmont. Welcher Unverschämte kann —

Mad. Valmont. Dein erster Kommis hat es mir eben gesagt.

Dupré. Die Cousine hat Recht. Das Gerücht ist allgemein. Sein Kredit ist zu Grunde gerichtet.

Valmont (mit Wärme). Mit Unrecht. Dieser Derlhem ist ein redlicher Mann und keiner seiner Gläubiger wird etwas verlieren. Sein Verfahren in Geschäften ist tadellos; er wird niemals einen ehrlosen Bankerott machen. Vielleicht ist in seinen Zahlungen eine Stockung und seine Freunde könnten ihn noch retten.

Dupré. Glauben Sie?

Valmont (nachdenkend). Ich habe diesen Morgen eine Summe eingenommen — ich kann, ohne mich in Verlegenheit zu setzen, dem ehrlichen Manne helfen. Wenn zweimal hundert tausend Franken ihn retten können, so soll er sie diesen Abend haben. Ich eile, ihn davon zu benachrichtigen. (Geht.)

Mad. Valmont. Ein so edelmüthiger Zug tröstet deine Frau — ja — er entzückt, überrascht mich —

Valmont (zornig zurück kehrend). Ueberrascht —? — Wie, Madame, können Sie mir solche Schmeicheleien sagen? Wenn ich Jemand helfe, wer sieht darin etwas Erstaunenswerthes? Du traust mir also nicht das Gemüth zu, meinen Nächsten aus dem Sturm zu retten? Ah, dein Erstaunen schmäht mein Herz und ich muß mich allen rechtlichen Leuten verdächtig machen. Bin ich denn ein Nichtswürdiger?

Mad. Valmont. Was soll ich antworten? Du verstehst die Kunst, mich zum Schweigen zu bringen.

Valmont (zu Dupré, im Weggehen, leise und verdrießlich). Was sagte ich denn eben noch? Sie sehen mit Ihren Augen. Urtheilen Sie nun, ob ich unglücklich bin. (Ab mit Dupré.)

Neunter Auftritt.

Madame Valmont. Dann **Eugenie.**

Mad. Valmont. Konnte ich wohl seine wilde Antwort erwarten! Künftig muß ich wohl auf's Sprechen Verzicht leisten.

Eugenie (kommt weinend gelaufen). Ach, liebe Mutter! wissen Sie unser ganzes Unglück?

Mad. Valmont. Was hast du, Eugenie? Wie, du weinst? Was ist dir begegnet?

Eugenie. Ach, ich bin so aufgebracht!

Mad. Valmont. Und worüber?

Eugenie. Karl, der häßliche Bruder —

Mad. Valmont. Was hat er gethan?

Eugenie. Er ist Willens, uns diese Nacht zu verlassen.

Mad. Valmont. Ich verstehe dich nicht.

Eugenie. Er hat sein schönes Kleid, seine Mütze und seinen Säbel —

Mad. Valmont. Nun! Und diese Maskerade —

Eugenie. Nein, nein, es ist Ernst!

Mad. Valmont. Was soll denn die Albernheit?

Eugenie (weinend). Er ist in seinem Zimmer und will, den Säbel in der Hand, aller Welt den Krieg ankündigen. Selbst seine schönen Bücher hat er nicht verschont; er hat den Horaz und Virgil in Stücken gehauen. Er sagt, daß diese Herren sein Unglück gemacht hätten, und daß nun auch einmal die Reihe an ihn gekommen sei, die Lateiner vorzunehmen. Darauf steckte er sein Patent in die Tasche und sagte: Mein Platz ist auf der Post bestellt. Ich reise. Wenn ich im Getümmel der Schlacht falle; (schluchzend) so sage allen Advokaten ein ewiges Lebewohl von mir!

Mad. Valmont. Ich hoffe, dies seltsame Geheimniß aufzuklären.

Eugenie. Ach, wie kann man seine Mutter verlassen!

Mad. Valmont. Wäre es wahr? — Fort zu meinem Sohne! Die Verwirrung meiner Sinne ist so groß — Ach, was soll aus mir werden, wenn ich meine Kinder verliere!

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Madame Valmont allein, im ganzen Putz.

Karl will mir beweisen, wie theuer ich ihm bin. Er will in der nächsten Woche noch nicht abgehen. Ich hoffe noch früher alle Plane dieses jungen Hitzkopfs zu ändern. (Sie besieht sich lächelnd in einem großen Spiegel.) Ich habe, Valmont zu gefallen, Sorgfalt auf meinen Anzug gewendet; er wird mich schön finden — im Putz, wenn er nicht, von so viel Aufwand und Anstalten gereizt, mich zu meiner Einfachheit zurückführt. Und es würde mir recht lieb sein.

Zweiter Auftritt.

Derbain. Madame Valmont.

Derbain. Endlich seh' ich Sie wieder! Mein glückliches Geschick —

Mad. Valmont. Mein Herr —

Derbain. Finden Sie denn meine Gegenwart lästig?

Mad. Valmont. Das glauben Sie nicht; Derbain's Freund kann mir nicht zu viel sein.

Derbain. Dieser Freund seufzt mehr, als je, über das [illegible]glückliche Schicksal —

Mad. Valmont. Noch immer? Und welcher Beweggrund treibt Sie denn? Sie reden mir unaufhörlich von dem Unrecht meines Mannes. Dieser seltsame Eifer ist viel zu lebhaft; ich glaube, mein Bruder würde nicht so weit gehen.

Derbain. Wohlan, ich will auch Ihres Bruders Stelle vertreten! Sie werden mir schon so theuer, wie eine Schwester. Sie sollen bald hören, daß ein glückliches Band —

Mad. Valmont (bei Seite). Er redet von meiner Tochter, ach, ich sehe es zu gut! (Kalt.) Ich bin überrascht von diesem lebhaften Antheil. Nichts berechtigt Sie, mir Ihre Geheimnisse zu sagen. Was die meinigen betrifft, so darf ich Ihnen wohl wiederholen, was ich zuvor über meinen Mann gesagt habe. Es machte stets sein Glück, mir zu gefallen, und — wollte man denn seinen Charakter beurtheilen, so hat er wohl einige Fehler. Welcher Mensch hat sie nicht! Aber er würde fürchten, mein Herr, in die Reihe der Undankbaren zu treten; und wenn ihn je das Schicksal an Ihre Stelle setzen sollte, so wird dann sein Wirth einige Rücksicht von ihm zu erwarten haben; er wird es sich nicht zur Pflicht machen, Geheimnisse, die man vor ihm verbergen will, zu entreißen.

Derbain. Um jetzt noch Ihr Unglück zu kennen, bedarf ich des Geständnisses Ihres Mundes nicht. Habe ich nicht gesehen, wie Sie und Ihr Kind sich ihm mit Zittern nahten? Valmont ist ein Tirann. Der Beweis ist zu klar. Ich habe nie als Kind vor meinem Vater gezittert.

Mad. Valmont. Ach, auch meines Vaters Güte und Sanftmuth —

Derbain. Ich habe, wie Sie, das Glück in der Nähe des meinigen gefunden.

Mad. Valmont. Gern gedenke ich jener Zeit! Jeden

Tag suchte ich, wie ich ihm gefallen könnte. Ich kannte seinen Geschmack, seine ganze Seele. In der unbedeutendsten Kleinigkeit, der einfachsten Blume sah er meine Liebe für ihn, in ihrer ganzen Reinheit und Stärke.

Derbain. Einst, noch ist es mir gegenwärtig, wurden die Anstalten zu seinem Geburtstage gemacht. Auch ich bereitete mich, ihn zu feiern. Zum ersten Male den Gott der Musen mißhandelnd, machte ich ein kleines Lied. Ich wünschte, daß meine Schwester, die noch ein Kind war, das zarte Organ meiner jungen Beredsamkeit sein möchte; ich lehrte sie, als stolzer Schriftsteller, das Lied hersagen, zu dem mein Herz mich begeistert hatte.

Mad. Valmont. O Gott, was sagen Sie? Das that auch mein Bruder. Er legte in mein Herz die ersten Gesänge seiner Jugend nieder.

Derbain (mit der höchsten Rührung). Ach, noch höre ich die sanfte Stimme meiner Schwester! Mein Vater ist mir gegenwärtig, er ist da, ich sehe ihn — Bei unsern Wünschen, unserm Entzücken ist seine Seele bewegt — er schien ein neues Leben zu athmen. Er drückte uns Beide mit schwachen Armen an sein Herz, seine Augen waren von Thränen befeuchtet, und so segnete er seine Kinder.

Mad. Valmont. Seine Stimme, seine Züge — Derbain!

Derbain (die Arme nach ihr ausbreitend). Ach, gegen meinen Willen reden meine Thränen!

Mad. Valmont. Mein Bruder, mein Freund!

Derbain. Welcher selige Augenblick!

Mad. Valmont. Du bist es!

Derbain. Sieh' in mir einen Bruder, den du liebst, sieh

deinen ersten Vertheidiger, den Freund deiner Kindheit wieder! Auch jetzt will ich dir derselbe sein. Ich fürchte nicht die Tirannei deines Mannes; ich will über sie triumphiren und das Unglück endigen, das dir seit achtzehn Jahren Thränen gekostet hat.

Mad. Valmont (mit dem Ton des tiefsten Schmerzes). Ja, ich bin recht unglücklich! und oft haben Thränen meine Augen heimlich angefüllt. Hoffe nicht, sie zu trocknen. Ich kann jetzt nichts mehr, als schweigen und dulden. Der Widerspruch, der mir fremd war, nimmt mir alle Kraft. Mein Charakter, dessen Fröhlichkeit du selbst oft bewundertest, ist allmälig in meinem Unglück ganz verschwunden.

Derbain. Ja, in der Sklaverei welkt das Herz dahin. Du, liebe Schwester, bist unglücklich aus Mangel an Muth. Valmont's Fehler hängen mit seinem Verstand zusammen. Er glaubt, durch ein gerechtes und gerades Herz geleitet zu sein. Aber auch deine Schwäche täuscht und ermuthigt ihn. Nie hättest du eine Mißhandlung ertragen sollen. Du mußtest seinem Unrecht die gerechte Forderung für dein Glück entgegen setzen, seinen Verstand zurecht führen, indem du sein Herz angriffst. Aber, sage mir, glaubst du, daß dein Mann dich und seine Kinder im Grunde zärtlich liebt?

Mad. Valmont. Er verbirgt seine Liebe hinter einer finstern Stirne. Gefühlvoll scheinen, ist Schwäche in seinen Augen.

Derbain (lebhaft). Genug! Ich will versuchen, ob ich ihn der Natur werde zurückgeben können.

Mad. Valmont. Und was ist dein Plan?

Derbain. Beruhige dich deshalb! Aber ich bedarf Hilfe, und verlange von dir, daß, wenn du mit Valmont redest, du

deine Furcht verbannst. Sein Charakter muß bis auf den äußersten Punkt getrieben werden. Ich werde dir nicht dienen können, wenn er nicht auf's Höchste aufgebracht wird. Suche einen starken Grund, ihn zu reizen.

Mad. Valmont. Ich darf nicht lange suchen. Karl will heute Nacht das Haus verlassen. Bald wird diese Nachricht einen schrecklichen Auftritt unter uns herbeiführen.

Derbain. Vor allen Dingen aber verbirg sorgfältig mein Geheimniß. Ich will als Fremder um ihn bleiben. Ich bin nicht mehr Derbain. Fasse Muth! Ich hoffe, den Frieden in dein Haus zurück zu führen. Du sollst meine Plane kennen lernen; aber nun sei so gut, um sie gehörig zu unterstützen, bloß mir zu gehorchen.

Mad. Valmont. Mein Herz, seit lange schon im Leiden hingewelkt, kann nur bei meinem einzigen Freunde zur Hoffnung wieder aufleben. Ach, mein Bruder kann nach Gefallen über mich gebieten!

Derbain. Aber, da kommt dein Mann! Ich lasse dich bei ihm. Adieu! (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Madame Valmont. Gleich darauf **Herr Valmont.**

Mad. Valmont (bei Seite). Dem Willen meines Bruders zu gehorchen, muß ich mich denn erheben, und wenn's möglich ist, einmal Charakter zeigen.

Valmont (eintretend). Das ist doch der dümmste Kutscher, die verwünschtesten Pferde! Es ist, als ob man diese Thiere besonders für mich ausgesucht hätte. Ich will mich henken lassen, wenn sie von Marais bis hieher nicht eine Stunde gebraucht haben!

Mad. Valmont. Hast du dein edelmüthiges Vorhaben ausgeführt?

Valmont (verdrießlich). In solchen Angelegenheiten handle ich ganz nach meinem Willen.

Mad. Valmont. Aber Derlhem?

Valmont. Nun? Was soll's?

Mad. Valmont. Wenn mein Herz Antheil nimmt —

Valmont. Meine Kasse geht dich nichts an.

Mad. Valmont. Verzeihung!

Valmont (seine Frau betrachtend). Du übertriffst ja, wie ich mit Erstaunen sehe, die reichsten Schönheiten von Paris!

Mad. Valmont. Hast du es nicht verlangt, daß ich auf meinen Anzug denken und ihn reich wählen möchte?

Valmont (mit Bitterkeit). Ich habe dir nicht gesagt, daß du gerade solche Diamanten haben, und was weiß ich, wieviel? ausgeben sollst. Das ist ja wenigstens für zwanzigtausend Franken! Du hättest, glaube ich, Anstand nehmen sollen, diese lächerliche Verschwendung vor den Blicken auszustellen, und nicht in diesen unglücklichen Zeiten ein Halsband, das hundert Dürftige ernähren könnte, kaufen sollen.

Mad. Valmont. Beruhige dich, mein Freund!

Valmont. Ich, mich beruhigen, wenn du es wagst, einen solchen Schmuck zu tragen!

Mad. Valmont. Mein Freund, du hast Unrecht.

Valmont (bitter lachend). Gut. Ich bin ein Schwätzer, der, ohne irgend einen Grund, auf's Geradewohl schwatzt und brummt. (Ernst.) Handle nach deinem Kopfe! Vermehre im Gegentheil noch den Glanz, der dich so schön und so stolz macht! Trage Topasen und Rubinen in deinen Haaren, laß Perlen und Gold auf deinen Kleidern glänzen; laß Alles deine

Pracht athmen, und sei in Paris die Königin der Verschwendung. Wenn mich ein Unglück trifft, werde ich meinen Kredit verlieren, und man wird von mir sagen, was man immer sagt: »Wie, Valmont ist gefallen? Das mußte wohl so kommen; seine Frau konnte nicht ohne Brillanten erscheinen. Das Schicksal hat ihre tolle Eitelkeit gestraft; ich beklage ihr Schicksal nicht, sie haben es wohl verdient.« — So wird man sprechen.

Mad. Valmont. Dann fürchte ich nicht, daß man so von mir denken wird. Du weißt es, ich habe bisher nichts für eitle Steine ausgegeben, um meine Reize zu schmücken.

Valmont. Wie! Diese Diamanten?

Mad. Valmont. Sind die meiner Mutter, die mir mein Vater an unserm Hochzeittage gegeben hat. Ich trage sie wenigstens seit fünfzehn Jahren nicht, und brauche die boshaften Reden nicht zu fürchten.

Valmont (erstaunt). Ah so! Das ist etwas anders.

Mad. Valmont (bei Seite). Einmal wenigstens hat ihn doch die Vernunft zum Schweigen genöthigt.

Valmont (mit dem Scherze alberner Verlegenheit). Du glaubst, ich habe Unrecht; aber unter uns, in diesen Diamanten zeigt sich wenig Geschmack. Sie sind beinahe alle von antiker Façon. Ich habe mich unrecht ausgedrückt: ich will sagen, von gothischer. Und deine Diamanten da, wie reich sie auch sind, haben allen deinen ehrlichen Vorfahren zum Schmuck gedient.

Mad. Valmont. Mein Herr —

Valmont (auffahrend). Du ärgerst dich über einen Scherz. Du hast heute einen gewissen Ton von Ironie —

Mad. Valmont. Ich werde schweigen. Das ist ja noch *das einzige* Mittel, es dir recht zu machen.

Valmont. Nicht immer. Und ich weiß, daß es ein gewisses Schweigen gibt, daß noch ausdrucksvoller ist, als ein hartes Wort.

Mad. Valmont (mit vieler Sanftmuth). Ich will dir gehorchen; aber ich kann doch nicht antworten, ohne zu reden, oder redend schweigen.

Valmont. Ei, du wirst ja ganz absprechend!

Mad. Valmont (empfindlich). Weil du mich ganz unglücklich machst; und mein Charakter —

Valmont. Es ist wahrhaftig lustig, daß ich mir einen solchen Vorwurf machen höre!

Mad. Valmont. Warum ist es mir nicht erlaubt, dir zu antworten?

Valmont. Antworte, ich bitte dich, und laß dich herab, mich zu verwirren.

Mad. Valmont. Ich verlange nur —

Valmont. Du weißt sehr künstlich deine Laune mit einer verstellten Sanftmuth zu übertünchen.

Mad. Valmont. Ich warte —

Valmont. Ich liebe mehr ein Aufbrausen ohne Hinterhalt. Man weiß dann, wem man zu antworten, und was man zu thun hat.

Mad. Valmont. Erlaube doch nur —

Valmont. Ja, dieser süßliche Ton verbirgt gewöhnlich einen gefährlichen Rückfall. Aus Mangel an Stärke bedient man sich der Intrigue; Alles, bis auf den Bedienten, verbindet sich gegen mich. Der Herr, der gern alles in seinem Hause gut haben möchte, hat kein Mittel mehr, seine Befehle vollzogen zu sehen.

Mad. Valmont. Aber unterdessen sehe ich doch, daß auf den kleinsten Wink alle fliegen, dir zu dienen.

Valmont (verdrießlich). Aber auf welche Weise geschieht es? Man fürchtet mich. Sobald ich in das Haus trete, sehe ich deine Bedienten, Karl und deine Tochter fliehen. — (Etwas empfindlich.) Ist das die Aufnahme eines Familienvaters?

Mad. Valmont (mit Gefühl und scheinbarer Festigkeit). Es ist wahr: Du bringst das Schrecken hieher. Du zwingst das Herz, dich zu fürchten, und die, welche die Geburt bestimmte, dich zu lieben, vermeiden die Gegenwart eines strengen Vaters. Sie wissen, daß das unbedeutendste Versehen die Wirkungen des heftigsten Zornes erregen kann. Du verzeihst nichts dem Ungestüm des Alters; ihre Fröhlichkeit macht dich finster, ihre Spiele sind dir zuwider; und wenn sie kein vertrauenvolles Herz zu dir haben, so ist es, weil du nie nachsichtig gegen sie bist. Und was ist die Folge? Aus Furcht vor ihrem Vater haben deine Kinder dir ein Geheimniß aus ihren Neigungen gemacht, und vor deiner Strenge zitternd, verletzen sie die Wahrheit um kleiner Verirrungen willen. Aber, ach! nur zu leicht wird die Unwahrheit zur Gewohnheit. Höre, was mich beunruhigt: Sie haben es dir zu lange nur zu verheimlichen gewußt; aber ich bin entschlossen, es dir zu entdecken.

Valmont. Welche Sprache!

Mad. Valmont. Valcour liebt deine Tochter und wünscht in die Familie aufgenommen zu werden.

Valmont. Und Eugenie könnte ihn lieben?

Mad. Valmont. Ach, ihr Herz wünscht diese Ehe, die ihr Glück machen würde!

Valmont. Sie wird nie einen Soldaten heirathen. Ich *fürchte die Zufälle* des Krieges. Ich verlange einen Schwie-

gersohn, der im Hause bleibe, den ich thätig sehen kann, wenn ich ein Greis sein werde.

Mad. Valmont. Du bist noch nicht zu Ende. Dein Zorn wird noch mehr —

Valmont. Ich finde dich heute von einem besondern Charakter.

Mad. Valmont (bebend). Ich fürchte die Ausbrüche deines Zorns —

Valmont (wüthend). Nein, nein, ich verspreche dir, mich nicht zu erzürnen. Aber, sei so gut, zu reden! Was hast du mir zu sagen?

Mad. Valmont. Ich wollte dich von dem grausamsten Unglück benachrichtigen. Karl, der zum Rechtsgelehrten bestimmt war, hat, wider deinen Willen, diesen Stand verlassen — (Valmont macht eine Bewegung.) — Ja, ich bin eben von allen seinen Plänen benachrichtigt. Er will diesen Abend abreisen, um sich zur Armee zu begeben.

Valmont (mit Gefühl). Mich verlassen, mich, der ihn wie ein zärtlicher Vater liebt! Ach, meine Wuth — Noch früher als die Feinde, mein beherzter Herr, will ich deinen Muth auf die Probe stellen, und wir wollen sehen, ob du vor mir aushalten wirst. — Picard!

Mad. Valmont. Valmont, besänftige deinen Zorn! —

Valmont (rufend). Picard! — Und welche Stelle hat er denn beim Regiment?

Mad. Valmont. Offizier bei den Husaren. — Valcour, der ihn für würdig dazu hält, hat diese Auszeichnung für ihn erhalten.

Valmont. Das ist eine sehr große Ehre; ich, meiner Seits, danke dafür. — Karl wird nicht Soldat und sollte es mir das Leben kosten.

Mad. Valmont. Ein Vater muß ihn mit Sanftmuth zurückführen.

Valmont. Wenn er mich dazu zwingt, lasse ich ihn auf seinem Zimmer fest binden.

Mad. Valmont. Gott!

Valmont. Aber will denn der alte Kerl nicht kommen? — (Immer zorniger.) Picard!

Vierter Auftritt.

Vorige. Picard.

Picard (eintretend). Da bin ich!

Valmont. Verräther! Eile, meinen Sohn und Tochter zu rufen. Fort, unverzüglich! Sie sollen in dies Zimmer kommen.

Picard. Sehr wohl! — (Bei Seite.) Ich sehe an seinem Wesen und Tone nur zu sehr, daß unsere Kinder nichts Gutes erwartet. (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Vorige ohne Picard.

Valmont (seinen Zorn zurückhaltend). Man macht mir ein Geheimniß aus Allem, was vorgeht. Du selbst hast es zuerst verschweigen können.

Mad. Valmont. Ich läugne es nicht, ohne die Noth würdest du von mir die Wahrheit nicht vernommen haben. Ja, man verzeiht denen, die das Unglück vereinigt, sich ihre Leiden zu gestehen und zusammen zu weinen. Ich habe meine Kinder über ihr Unrecht nicht tadeln können. Es ist erlaubt, seine Tirannen zu fürchten und zu fliehen.

Valmont. Madame, das heißt den Eifer ein wenig zu weit treiben. Und ich muß —

Sechster Auftritt.

Vorige. Eugenie.

Eugenie (zitternd). Ist es wahr, daß mein Vater nach mir schickt?

Valmont. Und was findest du denn dabei zu erstaunen?

Eugenie. Da Sie mich rufen, mein Vater, so bin ich da.

Valmont. Du läßt es dir also einfallen, meine liebe, kleine Freundin, ohne mein Wissen zu lieben?

Eugenie. Das ist Verläumdung! Wer, ich? Ich liebe nichts.

Valmont. Seht doch die Lügnerin! Wie, ein gewisser Oberst —

Eugenie (bei Seite). Ach, er weiß alles!

Mad. Valmont. Nun, gestehe frei, Eugenie, daß du wünschest, mit Valcour durch ein heiliges Band vereinigt zu werden.

Eugenie. Ach, mein Herz ist von einer so sanften Hoffnung entzückt! Valcour besitzt Verstand, Anmuth und Güte. Er hat mir auf die bezauberndste Art gesagt: ich liebe Sie! und ich habe, ganz offen, eben so geantwortet.

Valmont. Wie, du hättest mit diesem Geständniß seine Eitelkeit —

Eugenie. Ich glaube, daß man immer die Wahrheit sagen muß.

Valmont. Gut. Aber ich habe dich nicht immer so wahr gesehen. Du verstehst es sehr gut, deinen Vater zu belügen. Bei allen deinen Fehlern bin ich auf dich weit weniger auf-

gebracht, als auf die, die dich nicht zu rechter Zeit zu leiten wußten. Was die schöne Liebe zu diesem schönen Obersten betrifft, meine Liebe, so wirst du so gut sein, ihr zu entsagen. Ich, der ich es mir zur Ehre rechne, einen bürgerlichen Geschmack zu haben, gebe meiner Tochter einen Gatten nach meiner Wahl.

Eugenie (bei Seite). Er muß nach der meinigen sein.

Valmont (allmälig hitziger werdend). Ich glaube das Recht, mir einen Schwiegersohn zu wählen, verlangen zu können.

Mad. Valmont. Das Recht hast du dazu.

Valmont. Es wäre doch lustig, ein Kind erst um Rath fragen zu wollen!

Eugenie (bei Seite). Er wird ärgerlich. Ich fürchte mich.

Valmont. Du, Mademoiselle, laß dir es nicht einfallen, dich zu widersetzen. In Kurzem sollst du einen Gatten von meiner Hand haben. Kurz, ich will dich verheirathen, wie es mir gefällt.

Eugenie (mit zitternder Stimme). Ich werde Alle heirathen, die Sie verlangen.

Valmont. Der, den ich dir bestimme, ist würdig, dir zu gefallen. Du wirst eine glückliche Zukunft mit ihm haben. — Und du wirst ihn zärtlich lieben?

Eugenie (sich verneigend). Ja, wenn Sie es befehlen.

Valmont. Aber, ich sehe deinen Bruder sehr gelegen kommen.

Mad. Valmont (bei Seite). Ach, über ihn wird sein Zorn ausbrechen!

— — ———

Siebenter Auftritt.

Vorige. Karl.

Karl (getraut sich nicht, näher zu treten).

Valmont (zu Karl). Nun! Warum fürchtest du dich?

Karl. Ich, ich fürchte nichts!

Valmont. Ich kenne deine saubern Pläne.

Eugenie (leise zu Karl). Sei jetzt nicht so dumm, zu läugnen.

Valmont. Es ist wahr, sie haben mich in Erstaunen setzen müssen. Aber, ohne deinen Schritt zu billigen, kann ich dich doch nicht ganz wegen eines solchen Entschlusses tadeln. Du verlässest den Gerichtshof für den Kriegsdienst. Mars erscheint dir reizender als Themis. Das ist gut. Folge deinem neuen Stande. Ein Husar wiegt heutiges Tages wohl einen Advokaten auf.

Eugenie (bei Seite). Spricht er aufrichtig?

Mad. Valmont (bei Seite). Ich glaube, er spottet.

Karl. Wie, Sie tadeln meinen raschen Schritt nicht?

Valmont (halb ernst, halb spöttisch). Nein! Deine Enkel werden stolz sein, einen Helden unter ihren Vorfahren zu zählen.

Karl (edel). Ich weiß nicht, welches Schicksal meiner wartet. Aber, wenn meine Neigung mich für die Bahn der Ehre bestimmt, so fühle ich's, daß es mir gelingen soll, meinem Vaterlande nützlich zu werden. Ich darf stolz sein auf den Stand, dem ich mich widme. So viele Männer haben bewiesen, daß er ruhmvoll ist! Ich will sie nachahmen, ich fühle mich fähig dazu.

Valmont. An diesem edlen Feuer erkenne ich mein Blut. Nun, wir *werden uns eines* Tages hoch oben sehen. Unter-

lieutenant! Der Teufel! das ist ein schöner Rang. Zeige mir dein Patent! — (Nachdem er es genommen.) Vortrefflich, Kamerad!

Eugenie (bei Seite). Er gibt sein Patent. Wie dumm ist mein Bruder!

Mad. Valmont (bei Seite). Dem scherzenden Tone werden die Thränen bald nachfolgen.

Valmont (nachdem er es gelesen hat). Dies Papier ist in aller Form ausgefertigt. Du hast nun die Erlaubniß, dich todt schießen zu lassen. Der Minister willigt ein, ich nicht, und bin entschlossen, dich diesmal von dem Tode zu retten. (Zerreißt das Patent.)

Karl (zornig). Sie zerreißen das Papier, das ich Ihnen anvertraute!

Valmont (mit Festigkeit). Du kannst deinem Vaterlande anders dienen. Um diesem Rufe zu folgen, mein Sohn, fehlt dir weiter nichts, als — meine Einwilligung.

Karl (mit Wärme). Ich bin eingeschrieben. Was soll ich nun thun?

Valmont. Ich gehe morgen auf das Militär-Bureau. Ich werde den Minister sehen, er wird mich gewiß verstehen, und ich kenne das Mittel, dich frei zu machen. Es gibt tausend Wege, dem Vaterlande zu dienen. Man kann sich in jedem Fache Ruhm erwerben. Künstler, Kaufmann, Soldat, Rechtsgelehrter — alle, wenn sie sich auszeichnen, haben Ansprüche auf dieselbe Ehre.

Karl (lebhaft). Ich verlange zu dienen. Vergebens hoffen Sie —

Valmont (lebhafter). Eben so gern will ich dich todt sehen, als daß du Soldat bist.

Karl. Ich werde mich aus dieser zwangvollen Lage zu befreien wissen — ich werde Soldat!

Valmont (wüthend). Wie, so wagst du mir zu trotzen?

Mad. Valmont. Ach, habe Nachsicht!

Eugenie. O, mein Bruder!

Mad. Valmont. Mein Sohn!

Valmont (wüthender). Ein Kind wagt's, mir zu drohen!?

Karl. Ich halte es nicht mehr aus.

Valmont. Aber seht doch, welcher Ton!

Karl. Ich werde aus dem Hause zu kommen wissen.

Valmont. Ich werde dich verhindern. Du sollst es sogleich sehen. Ja, ich werde dich lieber in meinem Hause einsperren.

Mad. Valmont. Verzeih' ihm um unsertwillen!

Valmont (unruhig). So — aber ich höre Jemand! Ja, es ist unser Gast! — Wer hat ihn hieher geführt? — Vor den Augen eines Fremden — diese Bewegung unter der Familie — Nehmt euch zusammen, ihr müßt ruhig scheinen.

Achter Auftritt.

Vorige. Derbain.

Derbain (zu Valmont). Sie haben Gesellschaft im Garten. Madame Dupré, in ihrer heitersten Laune, erwartet Ihre Familie mit Ungeduld — (Erzwungen, indem er alle ansieht.) Aber, um recht lustig zu sein, bedarf es Ihrer Gegenwart.

Mad. Valmont (bei Seite). Die Zeit ist gut gewählt.

Valmont (lächelnd). Ja, wir gehen sogleich — (Leise zu seiner Frau.) Sieh doch anders aus!

Derbain (bei Seite). Er hat wieder einmal gezankt.

Valmont (leise zu seinem Sohne). Willst du dies [illegible]

[illegible]

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

[illegible]

Dorothea. Nein, [illegible] kann mich an solches Thun nicht gewöhnen! Mein Schwager ist [illegible] in der That ein [illegible]. Für die Fremden hat er die freundlichen Blicke, [illegible], während [illegible] Augenblick [illegible] einer Kleinigkeit willen seine [illegible] oder heimlich mit ihnen [illegible]. Ich würde

über seine Verlegenheiten recht herzlich gelacht haben, wenn ich nicht den Verdruß meiner Schwester gesehen hätte.

Picard. Aber er war doch nicht so ganz furchtbar; er hatte eine fröhliche Laune und einen angenehmen Ton; er hat uns kaum sieben- bis achtmal mit kleinen Flüchen beehrt, und das noch zwischen den Zähnen. Ah, das ist noch Sanftmuth bei ihm!

Derbain. Diese seltsame Sanftmuth beweiset mir, daß meine Schwester Engelstugenden hat. Wie viel hat sie gelitten! Aber, Dank sei es deiner Hilfe, ich hoffe den Rest ihres Lebens noch zu verschönern! Hast du meine Aufträge besorgt?

Picard. Ja, und zwar mit Feinheit. Sie werden mit meiner Gewandtheit zufrieden sein.

Derbain. Meine Schwester hat noch nicht, wie ich es wünschte, ihren Mann aufgereizt. Sie sind noch im Frieden.

Picard. Nein, Gott sei Dank! Eben hat mein Herr das ganze Haus mit wüthendem Geschrei erfüllt. (Fröhlich.) Ich habe sie beide in vollem Streit gesehen.

Derbain. Vortrefflich! Valmont wird in dieses Zimmer kommen. Wir sollen eine Partie Schach spielen.

Picard. Aber ich glaube, ich höre ihn. Hören Sie, wie er schreit!

(Man hört ein verwirrtes Schreien von Stimmen.)

Derbain. Ich gehe, um die Kämpfenden nicht zu stören. Ich werde meine Schwester wiedersehen, wenn es Zeit ist. (Geht ab.)

Picard (zündet die Lichter an).

Zweiter Auftritt.

Herr und Madame Valmont. Picard.

Mad. Valmont (mit bittendem Ton). Hab' ich ein Verbrechen begangen, indem ich um Verzeihung für ihn bat?

Valmont. Ja, ich mußte die Kühnheit eines jungen Tollkopfs bestrafen, und werde ihn länger als zwei Monate im Gefängnisse lassen.

Picard (indem er die Lichter anzündet). Er hält es nicht.

Mad. Valmont. Aber höre doch Vernunft! Du wirst deinen Sohn durch diesen strengen Befehl zu Grunde richten.

Valmont. Wir wollen sehen, ob er gegen meinen Willen Soldat wird?

Mad. Valmont. Fürchte alles von einem jungen Menschen, der in Verzweiflung ist!

Picard (bei Seite). Sie ist noch zu sanft! (Geht ab.)

Valmont. Er soll seine Schuldigkeit thun, oder bei Gott, ich will ihn dazu zwingen!

Mad. Valmont. Du willst also noch immer gefürchtet sein?

Valmont. Ja, bis jetzt gefällt Jeder sich darin, mich zu tadeln. Man soll mich wenigstens fürchten, wenn man mich nicht lieben kann.

Mad. Valmont. Nimm dies grausame Wort für meinen Sohn zurück! Fürchte, daß er der Hand, die ihn unterdrücken will, sich widersetze! Du wirst sehen, er wird deine Schranken durchbrechen. Wenn er zu entfliehen sucht, gebraucht er sein Recht; und wenn das Schicksal mich in seinen Fall setzte, so würde ich, wie er, meine Fesseln zerbrechen.

Valmont (auf's Aeußerste erstaunt). Wie? du redest so?

Mad. Valmont. Ja, dies Herz ist erschöpft! Du hast es zu sehr verwundet, um noch länger dulden zu können. Ach, seit achtzehn Jahren, wo ich schmerzvoll die unglückliche Kette dieser Ehe schleppe, habe ich wohl nicht einen Tag vergehen sehen, ohne in diesem traurigen Aufenthalte weinen zu hören.

Ich habe keinen Gatten, nur einen strengen Gebieter, ungern und zitternd erscheine ich vor seinen Augen. Um Frieden zu erhalten, habe ich mein ganzes Wesen vor seinem Willen verläugnen müssen. Ich schweige und rede, wenn es ihm gefällt, zu glücklich noch in meinem grausamen Märtirerthume, wenn er, nach jeder Erfüllung seines Willens, mich nicht mit Schmähungen überhäuft. Eine matte Schwermuth verdunkelt mir das Leben, und ich würde ohne Klagen den Tod nahen sehen, wenn meine Kinder mich nicht trösteten. Um mein Unglück ganz zu vollenden, soll ich vielleicht auch sie noch verlieren! Was soll aus mir werden, allein mit einem Manne, der sich mir als grausamer Gebieter zeigt? Das Leiden, das meine Kinder mir tragen halfen, wird dann in jedem Augenblick auf mich allein einbrechen. Ich zittre schon bei diesem schrecklichen Gedanken. Es fehlt mir an Muth, ohne Stütze zu leiden; und wenn der Tod nicht bald meinen Jammer endet, so breche ich alle Bande und folge meinen Kindern.

Valmont (im höchsten Erstaunen). Diese kühne Sprache muß mich sehr überraschen. Du wagst sie zum ersten Male. Sie setzt mich in Erstaunen, daß ich nicht weiß, wie ich dir antworten soll. (Hitzig.) Wie, so viel Unglück gibst du mir Schuld? Du schilderst mich wie einen Nichtswürdigen, wie einen Bösewicht! Ich gehe, von Verdruß und Schrecken umgeben, einher; du und deine Kinder entsetzen sich bei meinem Anblick, du wagst es, mich anzuklagen! Und was ist denn mein Verbrechen? Und wie hätte ich so viele Unglückliche machen können? Bin ich etwa ein Spieler, der das Vermögen seiner Kinder verzweiflungsvoll auf eine Karte setzt? Hat man mich je in entehrendem Rausche gesehen? Habe ich je die Fesseln einer Buhlerin getragen, und dir zur Schmach

ihre schamlose Stirne mit Diamanten bedeckt? Ich kenne mein Unrecht, ich will es dir sagen; es ist: die Kinder zu sehr zu lieben, die nur geboren sind, mir zu widersprechen, unablässig zu arbeiten, um ihnen die glücklichste Zukunft zu verschaffen. Ich habe nur einen Wunsch, nur ein Ziel, nur eine Hoffnung, euch die edle Unabhängigkeit zu versichern, die das Glück seinen Lieblingen gibt. Kurz, du bist es, deine Tochter und dein Sohn, für die ich in mühevollen Arbeiten mein Leben verzehre. Und du wagst es, die Schuld deines Unglücks auf dies nur zu edelmüthige Herz zu werfen? Ach, ich habe Undankbare gemacht, aber nicht Unglückliche!

Mad. Valmont. Gewiß hast du alle jene Eigenschaften, die dich achtungswerthen Männern beigesellen. Du besitzest die Tugenden, die ein edles Ehrgefühl gibt; aber ach, diese Tugenden machen dein Glück nicht! Ein nachsichtsvolles Gemüth, ein liebenswürdiger Charakter, die Rücksichten, die man seinem Nebenmenschen schuldig ist, kurz, diese Sanftmuth, dieser Friede —

Valmont. Zum Teufel, du machst dir ein Spiel daraus, meinen Zorn zu erregen? Vernimm meinen Rath, er kommt aus dem Grunde meiner Seele; ich habe viel Achtung für Ihren Rath, Madame; aber in dem Alter, worin ich bin, kann ich mich nicht ändern. Sie müssen lernen, sich nach dem zu richten, was Sie meine Fehler nennen.

Mad. Valmont. Nein, mein Herr, ich verlange —

Valmont (wüthend). Enden wir, wenn's gefälligist! Ich überlasse dir aus Klugheit den Platz. Ich gehe. Fürchte alles von einem erzürnten Gatten, und wehe dem, der meinem Willen entgegen handelt! (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Madame Valmont. Bald darauf **Derbain.**

Mad. Valmont. Großer Gott, welches Schicksal! So können denn nicht Thränen noch Bitten je seinen Zorn entwaffnen? — (Zu Derbain, der eintritt.) Ach, mein Bruder, wie grausam ist mein Gemahl!

Derbain. Ah, ich habe Alles gehört! Ich würde strafbar sein, wenn ich dich diesem Barbaren überließe. Dein Herz muß sich bereiten, meinen Planen zu folgen. Du kannst jetzt meine Hilfe nicht ausschlagen.

Mad. Valmont. Aber soll ich, wenn ich gehe, sein Leben vergiften? wenn seine Verzweiflung —?

Derbain. Du bist noch unentschlossen? Flehe ich dich denn etwa für mein Glück an? Ueberlege es wohl, ja, von diesem Augenblicke nur kannst du das Ende deiner Leiden hoffen. Aber wenn dein Herz meinen Planen widerspricht, so überlaß dann dem Kummer den Rest deines Lebens!

Mad. Valmont. Wohlan denn! ich gehorche dir, und, sollte ich auch Unrecht haben, gebiete sogleich über mein Schicksal!

Vierter Auftritt.

Vorige. Picard.

Derbain (zu Picard). Du kommst sehr gelegen. Du weißt, was du zu thun hast; befolge diesen Befehl ganz insgeheim. Du verstehst mich —

Picard. Sie können auf mich rechnen.

Derbain. Adieu, meine liebe Schwester!

Mad. Valmont. Ich überlasse mich dir! (Geht ab.)

Picard (geht).

Derbain allein. Ich habe Valmont versprochen, ihn zu erwarten; er muß zum Schmause hieher kommen. (Er nimmt ein Buch.) Nur gut verborgen; ich sehe, daß alles gut gehen wird, und je mehr ich darüber nachdenke, je besser gefällt mir das Mittel. Gelingt es nicht, so ist Valmont unheilbar, und wird sein Leben lang ein unerträglicher Mensch bleiben.

Fünfter Auftritt.

Herr und Madame Dupré. Derbain.

Derbain (zu Madame Dupré). Wie, Madame, Sie?

Dupré. Ja, wir kommen, Ihnen einen Besuch zu machen.

Mad. Dupré. Wir kommen, Valmont guten Abend zu sagen. Er behandelt uns ganz schlecht, und ich werde ihm tüchtig schön den Text lesen. Aber ich sehe ihn nicht.

Derbain. Er ist auf seinem Zimmer.

Mad. Dupré. Ich suche ihn auf und will ihm zwei Worte —

Derbain (indem er sie aufhält). Nein, bleiben Sie! Ich eile, ihn von Ihrem Hiersein und Ihrem Zorn zu benachrichtigen. (Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Herr und Madame Dupré.

Mad. Dupré. Seine Tochter von uns abholen zu lassen!

Dupré. Er ist ein wunderlicher Mensch.

Mad. Dupré. Ja; aber er soll es bezahlen.

Dupré. Er ist an aller Langeweile schuld, die ich im Schauspiel hatte.

Mad. Dupré. Ah, kann man auch Langeweile haben, wenn ein Wunder der Kunst —?

Dupré. Das Wunder hat mich gleichwohl nicht amusirt.

Mad. Dupré. Die Künste sollten dich schon anekeln? Ich denke besser von dir. Es wäre unmöglich, daß du bei ihren göttlichen Reizen unempfänglich bleiben solltest.

Dupré (ein wenig heftig werden wollend). Wie, du willst mir beweisen —?

Mad. Dupré. O, mein Freund, laß das! Ein Mann von Geschmack amusirt sich immer in der Oper.

Dupré (ärgerlich). Nun gut, ich habe mich amusirt, wenn dir das Vergnügen machen kann.

Mad. Dupré (trocken). Du sagst es mit einem Tone, um mich aufzubringen.

Dupré. Ich sehe, daß ich Unrecht habe; und gewiß habe ich mich diesen Abend amusirt, ohne es zu merken.

Mad. Dupré. Ah, Valmont!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Valmont.

Mad. Dupré (zu Valmont). Ich komme, Ihnen selbst zu sagen, daß ich erschrecklich aufgebraucht auf Sie bin.

Valmont. Madame, was habe ich denn gethan?

Dupré. O, Sie wissen es wohl! Warum fragen Sie noch?

Valmont. Nein, ich verstehe Sie nicht.

Mad. Dupré. Ich glaube, Ihre Tochter kann wohl unter meiner Aufsicht in die Oper gehen?

Valmont. Das ist eine Ehre für sie.

Mad. Dupré. Aber woher kommt Ihnen denn der sonderbare Eigensinn, sie von mir abholen zu lassen?

lieutenant! Der Teufel! das ist ein schöner Rang. Zeige mir dein Patent! — (Nachdem er es genommen.) Vortrefflich, Kamerad!

Eugenie (bei Seite). Er gibt sein Patent. Wie dumm ist mein Bruder!

Mad. Valmont (bei Seite). Dem scherzenden Tone werden die Thränen bald nachfolgen.

Valmont (nachdem er es gelesen hat). Dies Papier ist in aller Form ausgefertigt. Du hast nun die Erlaubniß, dich todt schießen zu lassen. Der Minister willigt ein, ich nicht, und bin entschlossen, dich diesmal von dem Tode zu retten. (Zerreißt das Patent.)

Karl (zornig). Sie zerreißen das Papier, das ich Ihnen anvertraute!

Valmont (mit Festigkeit). Du kannst deinem Vaterlande anders dienen. Um diesem Rufe zu folgen, mein Sohn, fehlt dir weiter nichts, als — meine Einwilligung.

Karl (mit Wärme). Ich bin eingeschrieben. Was soll ich nun thun?

Valmont. Ich gehe morgen auf das Militär-Bureau. Ich werde den Minister sehen, er wird mich gewiß verstehen, und ich kenne das Mittel, dich frei zu machen. Es gibt tausend Wege, dem Vaterlande zu dienen. Man kann sich in jedem Fache Ruhm erwerben. Künstler, Kaufmann, Soldat, Rechtsgelehrter — alle, wenn sie sich auszeichnen, haben Ansprüche auf dieselbe Ehre.

Karl (lebhaft). Ich verlange zu dienen. Vergebens hoffen Sie —

Valmont (lebhafter). Eben so gern will ich dich todt sehen, als daß du Soldat bist.

Karl. Ich werde mich aus dieser zwangvollen Lage zu befreien wissen — ich werde Soldat!

Valmont (wüthend). Wie, so wagst du mir zu trotzen?

Mad. Valmont. Ach, habe Nachsicht!

Eugenie. O, mein Bruder!

Mad. Valmont. Mein Sohn!

Valmont (wüthender). Ein Kind wagt's, mir zu drohen!?

Karl. Ich halte es nicht mehr aus.

Valmont. Aber seht doch, welcher Ton!

Karl. Ich werde aus dem Hause zu kommen wissen.

Valmont. Ich werde dich verhindern. Du sollst es sogleich sehen. Ja, ich werde dich lieber in meinem Hause einsperren.

Mad. Valmont. Verzeih' ihm um unsertwillen!

Valmont (unruhig). So — aber ich höre Jemand! Ja, es ist unser Gast! — Wer hat ihn hieher geführt? — Vor den Augen eines Fremden — diese Bewegung unter der Familie — Nehmt euch zusammen, ihr müßt ruhig scheinen.

Achter Auftritt.

Vorige. Derbain.

Derbain (zu Valmont). Sie haben Gesellschaft im Garten. Madame Dupré, in ihrer heitersten Laune, erwartet Ihre Familie mit Ungeduld — (Erzwungen, indem er alle ansieht.) Aber, um recht lustig zu sein, bedarf es Ihrer Gegenwart.

Mad. Valmont (bei Seite). Die Zeit ist gut gewählt.

Valmont (lächelnd). Ja, wir gehen sogleich — (Leise zu seiner Frau.) Sieh doch anders aus!

Derbain (bei Seite). Er hat wieder einmal gezankt.

Valmont (leise zu seinem Sohne). Willst du dies dumme

Gesicht entrunzeln? Lache, sei liebenswürdig, oder sei versichert, daß du deine Halsstarrigkeit bereuen sollst.

Karl (leise zu seinem Vater). Ja. Ihnen zu gehorchen, werde ich vergnügt scheinen. (Bei Seite.) Der Zorn erstickt mich, ich erliege.

Valmont (leise zu Eugenien). Wirst du wohl dies kleine unerträgliche Gesicht erheitern? So wische doch wenigstens die Thränen ab!

Eugenie (leise zu ihrem Vater). Ihnen zu gefallen, werde ich lustig thun.

Derbain und **Mad. Valmont** (unterhalten sich während dieses Leiseredens zusammen).

Valmont (mit fröhlichem Wesen). Nun, meine lieben Freunde, zur Gesellschaft, mit fröhlichem Gemüth, der Würze des Lebens! — (Zu Derbain, im Hinausgehen.) Der Tag, wo Sie bei uns sind, ist ein Tag der Freude!

Eugenie (schluchzend). Ja, wir sind im Zuge, uns gut zu belustigen.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Picard. Derbain.

Derbain. Nein, in meinem Leben habe ich ein solches Diner nicht gesehen! Mein Schwager ist bei Tische in der That ein einziger Mensch! Für die Fremden hat er die freundlichsten Blicke, sucht Bonmots, will lustig scheinen, während er in demselben Augenblick um einer Kleinigkeit willen seine *Leute anfährt* oder heimlich mit ihnen brummt. Ich würde

über seine Verlegenheiten recht herzlich gelacht haben, wenn ich nicht den Verdruß meiner Schwester gesehen hätte.

Picard. Aber er war doch nicht so ganz furchtbar; er hatte eine fröhliche Laune und einen angenehmen Ton; er hat uns kaum sieben- bis achtmal mit kleinen Flüchen beehrt, und das noch zwischen den Zähnen. Ah, das ist noch Sanftmuth bei ihm!

Derbain. Diese seltsame Sanftmuth beweiset mir, daß meine Schwester Engelstugenden hat. Wie viel hat sie gelitten! Aber, Dank sei es deiner Hilfe, ich hoffe den Rest ihres Lebens noch zu verschönern! Hast du meine Aufträge besorgt?

Picard. Ja, und zwar mit Feinheit. Sie werden mit meiner Gewandtheit zufrieden sein.

Derbain. Meine Schwester hat noch nicht, wie ich es wünschte, ihren Mann aufgereizt. Sie sind noch im Frieden.

Picard. Nein, Gott sei Dank! Eben hat mein Herr das ganze Haus mit wüthendem Geschrei erfüllt. (Fröhlich.) Ich habe sie beide in vollem Streit gesehen.

Derbain. Vortrefflich! Valmont wird in dieses Zimmer kommen. Wir sollen eine Partie Schach spielen.

Picard. Aber ich glaube, ich höre ihn. Hören Sie, wie er schreit!

(Man hört ein verwirrtes Schreien von Stimmen.)

Derbain. Ich gehe, um die Kämpfenden nicht zu stören. Ich werde meine Schwester wiedersehen, wenn es Zeit ist. (Geht ab.)

Picard (zündet die Lichter an).

Zweiter Auftritt.

Herr und Madame Valmont. Picard.

Mad. Valmont (mit bittendem Ton). Hab' ich ein Verbrechen begangen, indem ich um Verzeihung für ihn bat?

Valmont (gereizt). Was Sie mir da sagen, Madame, überrascht mich sehr; und warum werfen Sie denn den Tadel ganz auf mich? Ich bin, nach Ihrer Schilderung, ein Mensch ohne Vernunft, der seine Familie nöthigt, das Haus zu verlassen. Wer hat Ihnen denn meinen Charakter so gut abgemalt?

Mad. Dupré. Können Sie denn wohl eine Stadt zum Schweigen bringen? Ganz Paris kennt Sie sehr gut, und dieser Vorfall wird wenig Erstaunen erregen. Man weiß, was in Ihrem Hause vorgeht, das Publikum ist für keinen Ihrer Fehler nachsichtig.

Valmont (mit zusammengedrängtem Zorn). Madame, dies Publikum, das mich so schlecht behandelt, ist blos der leere Widerhall der Bosheit. — Publikum nennen Sie ein paar boshafte Frauen, die herum laufen, ihre Lästerzungen in Bewegung zu setzen, die in zwanzig Häusern ganz leise erzählen, was man in einem andern thut, oder nicht thut.

Mad. Dupré. Ich beziehe dies bittere Epigramm nicht auf mich. Ganz Paris weiß, wie theuer mir meine Cousine ist, und ich glaube, daß es mir erlaubt sein wird, meine Verwandten wie meine Freunde zu rächen.

Dupré (leise zu seiner Frau). Du wirst dir da einen schönem Auftritt bereiten.

Mad. Dupré. Bekümmere dich nicht darum!

Valmont. Das heißt zu viel Eifer zeigen. Meine Frau kann einen Rächer sehr wohl entbehren, und strebt eben nicht nach der Ehre eines so lebhaften Antheils.

Dupré. Valmont, vergessen Sie?

Mad. Dupré. Laß das; ich werde antworten. Ich könnte ihn, wenn ich wollte, mit einem Worte zum Schwei-

gen bringen. Aber ich denke in diesem Augenblicke weniger an mich, als an die Unglücklichen, die in seinem Joche seufzen.

Valmont (sich mit Mühe zurückhaltend). Sie beleidigen mich, Madame, mein Zorn möchte — (Zu Dupré.) Sein Sie so gut, Ihrer Frau Stillschweigen zu befehlen.

Mad. Dupré (lachend). Mir Stillschweigen befehlen? Nun, das ist allerliebst!

Valmont. Dupré!

Dupré. Was wollen Sie? Sie hat nicht ganz Unrecht!

Mad. Dupré. Wie! Sie lassen es sich einfallen, mir Stillschweigen aufzulegen! Das grenzt sehr an Unverschämtheit. Ueberdem fürchte ich diesen strengen Befehl nicht sehr, und schweige blos, weil ich will. Sehen Sie doch da Herrn Dupré, das ist ein achtungswerther Mann, sanftmüthig von Charakter, angenehm im Umgang; ich schätze alle seine Tugenden sehr hoch, und thue alles, was er will; aber er befiehlt nicht. Wenn mich der Zufall für Sie bestimmt hätte, so sollte mich der Verdruß eben nicht verzehren. Ja, ich würde im ersten Monat mich mit Ihnen erklärt, meine Rechte und die meines Gatten festgesetzt haben. Vergebens würden Sie den Gebieter haben spielen wollen; Sie würden bei mir sein, was ein Ehemann sein muß.

Valmont (mit verhaltenem Zorn). Ich glaube, Sie wollen meinen Zorn reizen.

Dupré (zu seiner Frau). Aber, Madame!

Mad. Dupré. Schweige, mein Freund!

Dupré. Madame, es ist sehr spät; wir müssen gehen.

Valmont. Ja, Sie werden mir das Alles bei einem andern Besuche erzählen.

Mad. Dupré. Sie heißen mich gehen; gut, ich will es.

Aber ehe ich gehe, muß ich mich Ihnen empfehlen. Und ich will Ihnen denn sagen, starrköpfiger Mensch, daß Sie von jeher ungerecht, störrig gewesen sind, daß Sie Ihre Kinder unglücklich gemacht haben, daß sie Beide Recht hatten, Sie zu verlassen, daß Ihre Frau, die so viel Achtung verdient, wohl gethan hat, nicht länger Ihr Schlachtopfer zu sein. Sie werden künftig allein sein, Dank sei es der Entfernung Ihrer Familie! Wer möchte künftig noch in dies Haus kommen? Mit Ihrem schrecklichen Charakter lebt man allein im Walde, auf dem Lande; man entsagt den Verwandten, deren Peiniger, der Gesellschaft, deren Qual man ist! — — Ich habe offen geredet, Sie haben mich verstanden. Man laß uns gehen, mein Freund! Mein Herr, ich empfehle mich Ihnen. (Geht ab.)

Dupré (leise zu Valmont, im Weggehen). Vetter, ich verlasse Sie ungern; aber morgen werde ich Sie heimlich besuchen.

Zehnter Auftritt.

Valmont allein.

Welch' ein Weib! Und noch vor Kurzem wagte ich's, sie meiner Frau als Muster vorzustellen! Wie! sollte ich denn gegen meinen Willen ungerecht sein? Wie sehr beklage ich ihren Mann, ihren Befehlen gehorchen zu müssen! Meine Frau hat diesen Morgen, bei aller Heftigkeit, doch nicht meinen Charakter mit dieser Bitterkeit angegriffen! Sollte sie mich verlassen haben? Nein, ihr Herz ist zu gut! Aber ihre Drohung, das Haus zu verlassen, die Gesetze anzurufen — Ich will die Stadt durchlaufen; ich werde noch diese Nacht ihren Zufluchtsort entdecken. Ja, sollte ich alles Unglück auf mich laden, ich will, mich zu rächen, bis an's Ende der Welt

gehen. Aber, sie werden wieder kommen — — (Er wirt Derbain gewahr.) Ungelegene Erscheinung! Ich muß die Unruhe, die mich bewegt, vor seinen Augen verbergen.

Eilfter Auftritt.

Derbain. Valmont.

Derbain. Sie erwarten mich?

Valmont (kalt). Nein; da es schon spät ist —

Derbain. Ich habe nur auf das Wegehen der Madame Dupré gelauscht.

Valmont. Sie ist eben weggegangen.

Derbain. Sie ist eine liebenswürdige Dame!

Valmont (lebhaft.) Gott wolle Sie vor einer solchen Frau bewahren!

Derbain. Aber, wo ist denn Madame und Ihre lieben Kinder? Sind sie schon auf ihre Zimmer gegangen?

Valmont. Ach, das beunruhigt mich eben sehr! Sie sind nicht gewohnt, so spät auszubleiben. Ich fürchte —

Derbain. Beruhigen Sie sich!

Valmont (noch unruhiger). Himmel!

Derbain. An Ihrer Besorgniß erkennt man das zarte Herz eines Vaters.

Valmont. Sie werden nicht wieder kommen.

Derbain. Aber was haben Sie denn zu fürchten? Wollten Sie darüber klagen, wenn sie eine Stunde später kommen? Die einfachste Ursache kann sie zurückgehalten haben; gewiß werden sie im Augenblick kommen.

Valmont (lebhaft). Gewiß, glauben Sie? Ach, ich bin entzückt —

Derbain. Aber unterdessen gehen wir an unsere Partie. Ich hatte Alles in Stand gesetzt.

Valmont. Ich würde zu zerstreut sein. Lassen Sie uns lieber zu einer andern Stunde spielen.

Derbain. Wie Sie wollen!

Valmont. Verzeihen Sie einem Vater —

Derbain. Ich wollte Ihren Unmuth zerstreuen. Ihre unruhigen Blicke beweisen mir, wie viel Liebe ein Vater für seine Familie hat. Ach, warum habe auch ich nicht schon lange mein Glück mit einer braven Gattin getheilt? Ein guter Vater, ein guter Gatte, wie Sie, würde mein Glück, wie das Ihrige, Neider erregt haben. Von meinen Kindern geliebt, von meiner Gattin angebetet, hätten wir immer nur ein Gefühl, nur eine Seele gehabt. Bei diesen geliebten Wesen, mit ihrem Glücke beschäftigt, würde ich alle Pfeile des Unglücks haben erwarten können. Aber gibt es denn wirklich eins, das ein Vater zu fürchten hätte! Leidet er, so kommt Jedes, ihm zu helfen, mit ihm zu klagen. Seine Gattin erleichtert die Bürde seiner Sorgen; seine Kinder wachen Nachts für seine Ruhe, und indem sie Alles, selbst ihre Jugend ihm aufopfern, verwandeln sie die Leiden seines Alters in Freude.

Valmont (seine Bewegung verbergend). Dies grausame Gemälde — ich muß mich zu fassen suchen.

Derbain (mit Nachdruck). So werden Sie in Ihrem Alter Ihre Kinder sehen.

Valmont. Ich glaube es. — Brechen wir eine Unterhaltung ab, die mir das Herz zerreißt. (Er rückt den Tisch mit ... Schachspiel heran.)

Derbain. Rücken Sie diesen Tisch zum Spiele heran?

Valmont. Ja, wenn Sie wollen, es wird mich zerstreuen.

Derbain (sich setzend). O gewiß! Fangen Sie an.

Valmont (indem er sich das Ansehen von Fassung geben will). Gut. Ich habe gezogen.

Derbain. Das ist ein herrliches Spiel! Sehen Sie, ganz gleich —

Valmont (in der höchsten Unruhe). Es schlägt ein Uhr.

Derbain. Es schadet nicht. Die Uhr geht vor.

Valmont. Ein Uhr Morgens!

Derbain. Geben Sie Acht! Ich sage: Schach dem König!

Valmont (horchend). Horchen Sie, ich höre — Nein!

Derbain. Sie werden verlieren. — (Fein.) Ich habe meine Partie so gut gestellt, daß ich Sie heute matt machen werde. Ich wette darauf.

Valmont (lebhaft aufstehend). Diesmal, ohne Zweifel. — Ha, es kommt Jemand! Sie sind's! Nun, wenn es möglich ist, muß ich aufgebracht scheinen.

Derbain. Es ist Picard!

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Picard.

Picard (zu Valmont). Ich bringe einen Brief, den mir ein fremder Bedienter für Sie eingehändigt hat.

Valmont. Er ist von meiner Frau. Ach, ich zitt're, ihn zu öffnen! (Er liest.)

Picard (leise zu Derbain). Wie geht's?

Derbain. Ich bin ziemlich zufrieden. Er ist mehr betrübt, als *aufgebracht*.

Picard. Gut, wenn er ruhig ist, so sorge ich für den Ausgang.

Valmont. Schreibt sie mir das! Kann ich meinen Augen trauen? Ach, ich muß meine Bewegung unterdrücken! (Er liest das Bruchstück des Briefes mit der größten Bewegung.) Hm! — Hm! — „Alle Mittel der Erniedrigung, die du versuchen könntest, würden vergeblich sein.“ — Hm! Hm! — Ich bewohne ein achtungswerthes Haus — da werde ich mich unter den Schutz der Gesetze begeben; sie allein werden über mein und meiner Kinder Los entscheiden.“ — (Wüthend.) Du rufst die Gesetze an? — Ach, zittre vor meiner Rache! — (Er nimmt den Brief wieder.) „Mit deinem schrecklichen Charakter hast du das Unglück deiner ganzen Familie gemacht. Wenn du geglaubt hast, das Recht zu besitzen, sie als Sklaven zu behandeln, so hat sie in dir nur einen Tirannen sehen und dich auf immer fliehen müssen.“ (Er fällt ermattet auf einen Stuhl.) Auf immer — ich überlebe es nicht.

Derbain (leise zu Picard). Schon vereinigt sich auf seinem Gesichte der Schmerz mit dem finstersten Zorne.

Valmont (mit erstickter Stimme). Fürchtet die Verzweiflung eines Vaters und eines Gatten! Und weil denn alles Unglück auf mich einbricht, Undankbare, weil ihr meinen Tod wollt, so kann der, den ihr so grausam verlasset, euch wenigstens fluchen! Ach, verzeiht, meine Kinder! Nein, dies Herz ist weit entfernt, euch übel zu wollen. Kommt zurück, kommt zurück! Ich gebe euch einen Vater wieder.

Picard. Er scheint erschöpft.

Valmont. Ich muß mich aufrichten. — Was können in meiner Lage Thränen und Klagen helfen? — Ich muß *mich fassen.* (Zu Derbain.) Verzeihung, wenn ich Sie ver-

lasse. Die plötzliche Nachricht eines unvorhergesehenen Unglücks — Mein Herz ist gepreßt — Picard, du folgst mir!

Derbain. Ich nehme den herzlichsten Antheil —

Valmont (mit dem lebhaftesten Schmerz). Sie sollen Alles erfahren, und sich morgen überzeugen, wie bitter mein Schmerz ist. — Ich gehe. Noch gestern empfing ich in diesem Zimmer die Abschiedsgrüße meiner Frau, meiner Kinder. Heute muß ich es verlassen, ohne sie zu sehen. (Geht in sein Zimmer.)

Derbain (lebhaft zu Picard). Wir dürfen hoffen. Er hat ein Vaterherz. Ueberlaß ihn nicht seinen bittern Schmerzen. Ich will unterdessen die Angst meiner Gefangenen beruhigen, und ihnen die Hoffnung bringen, das Glück zu ihnen zurück zu führen. (Ab mit Picard.)

(Am Ende des Aktes kommen die Bedienten herein, und löschen die Lichter im Saale aus. — Es ist ganz finster.)

Fünfter Aufzug.

(Morgen. — Heller Tag.)

Erster Auftritt.

Picard allein.

Ich verlasse meinen Herrn beruhigter. Aber Herr Derbain bleibt lange aus. Was thut's? Ich warte. Unterdessen kann ich ja das Zimmer etwas aufräumen.

Zweiter Auftritt.

Derbain. Picard.

Derbain. Nun, Picard, was gibt's? Werden wir einen guten Ausgang erleben? Was hat dein Herr gesagt, was hat er gemacht?

Picard. Er hat die Nacht, in seinen Schmerz versenkt, und ohne zu Bette zu gehen, zugebracht. Bald hat er sich dem Zorn überlassen, und Frau und Kinder Undankbare genannt; dann wieder sich sein trauriges Mädchen vorgeworfen, ihre Portraits lange angesehen und Thränen vergossen. Beruhigter hat er sich endlich gegen Morgen an seine Arbeit gesetzt, wobei Sie ihn noch finden werden. Er hat seinen ersten Kommis rufen lassen und ihm die Aufsicht über sein Haus aufgetragen. Er will es auf immer verlassen und hat in einer Stunde Pferde bestellt. Aber ob mich gleich seine Abreise beunruhigt, so weiß ich doch nicht, wohin er gehen will.

Derbain. Er geht weg? Das konnte ich nicht erwarten! Aber wohin mag er gehen wollen? Gleichviel! Du wirst seine Abreise zu verhindern wissen.

Picard. Ich verstehe, und werde Ihrem Wunsche gemäß handeln.

Derbain. Deine Gebieterin ist immer noch in einer Unruhe — eile zu ihr und besänftige ihr Leiden.

Picard. Unsere Kinder kennen Sie jetzt?

Derbain. Sie haben mich Beide in ihre Arme geschlossen. In ihrem bittern Schmerz schienen sie an meinem Busen die Zärtlichkeit eines Vaters suchen zu wollen. — Sie kennen meinen Plan, und daß ich für ihr Glück — Aber, wir müssen die Zeit benutzen; geh', suche meine Schwester auf!

Picard (geht ab).

Dritter Auftritt.

Derbain allein.

Vergebens klagte sie ihren Gatten der Ungerechtigkeit an, seine Abwesenheit war eine Folter für sie. Die Gewohnheit

lehrt uns doch jedes Unglück ertragen. Der frei gelassene Sklave sehnt sich zur Arbeit zurück; der Gefangene, der nach jahrelangem Leiden seinen Kerker verläßt, benetzt seine Ketten mit Thränen. Die Frau, die die Launen ihres Tirannen mit Ergebung tragen konnte, kann ihre Fesseln nicht ohne Seufzen zerbrechen, wenn sie ihren Gatten achtete.

Vierter Auftritt.

Derbain. Valmont.

Derbain. Nun, ist der Schmerz, den ich gestern mit Ihnen theilte, ein wenig beruhigt?

Valmont (in Reisekleidern). Ich danke Ihnen. Es ist kein Geheimniß mehr für mein Haus. Mein Leiden kann Sie nicht mehr befremden. Sie wissen es, ich bin verlassen. Sie sehen den unglücklichsten der Väter in mir.

Derbain. Ich höre, daß Ihre Kinder — Ihre Frau —

Valmont. Sie haben es vermocht, mir das Herz zu zerreißen, mein Alter grausam zu verlassen.

Derbain. Waffnen Sie Ihre Vernunft gegen einen so harten Schlag.

Valmont. Ach, was vermag die Vernunft über den Schmerz eines Vaters!

Derbain. Aber vielleicht verzweifelt Ihr Herz zu früh. Hoffen Sie alles von der Zeit.

Valmont. Nein! Ich habe keine Hoffnung mehr. Meine Frau, immer ihren Pflichten getreu, sanft und schüchtern, wie sie ist, muß von einem boshaften Freunde geleitet sein. Ja, ihre Schwäche selbst beweist, daß der Schritt, den sie gethan hat, entscheidend ist; und nun sie sich zu einem so auffallenden hat bewegen lassen, hat sie ihr Geschick auf immer bestimmt.

Derbain. Ich will nicht mit neugierigem Blick die Ursache einer Trennung durchschauen, die Sie unglücklich macht; aber S i e fordere ich auf, der Härte des Schicksals jetzt Muth entgegen zu setzen. Ich, an Ihrer Stelle, würde, den Verdruß zu vertreiben, mich in die große Welt werfen, Freunde aufsuchen —

Valmont. Wer sich auf diese Hoffnung gründet, ist wohl sehr thöricht. Hat man jemals wahre Freunde in der großen Welt gefunden? Die Natur hat mir, mit milder Hand, Freunde geben wollen, und das waren meine Kinder.

Derbain. Sie liebten Ihre Frau?

Valmont (mit Wärme). Ach, niemals wurde eine Frau mit so viel Zärtlichkeit geliebt!

Derbain. Gut. Aber Ihre Kinder haben, für ihre strafbare Verirrung, ihre Rechte auf Ihr Herz verloren?

Valmont (heftig werdend). Ihre Rechte! O nein, mein Herr, o nein, ich versichere Sie. Es auch nur einen Augenblick glauben, hieße mich beleidigen.

Derbain (lächelnd). Werden Sie nicht heftig!

Valmont. Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß nie ein Vater tugendhaftere Kinder hatte.

Derbain. Aber, aufrichtig gesprochen, ich verstehe Sie nicht. Wenn Sie sich nicht über Ihre Familie beklagen dürfen, so haben Sie also selbst Ihr Schicksal verdient. Denn wenn jene Recht hatten, so müssen Sie Unrecht haben.

Valmont (verlegen). Wer? Ich? Ich glaube nicht.

Derbain. Da wir einmal so weit gekommen sind, so lassen Sie uns offen reden. Wir Männer sind immer bereit, die Macht zu mißbrauchen, sobald wir unsere Pflicht auf strenge Tugenden beschränken. Ja, ich habe mehr als einen achtungs-

werthen Ehemann gesehen, der, unversöhnlich in seiner Heftigkeit geworden, im Anfall eines wüthenden Zorns, den heiligen Gegenstand einer tugendhaften Liebe mißhandeln konnte. Ach, bald darauf verwünschten sie sich selbst über die Ausbrüche einer leidenschaftlichen Wuth. Aber ihre Gewissensbisse waren vergeblich; das schwache beleidigte Wesen verzeiht selten, wenn erst sein Herz verwundet ist. Für Augenblicke vielleicht entschließt es sich, zu scheinen; aber kann man den jemals lieben, den man fürchten muß? Nein; jeden Tag dringt der Pfeil tiefer in's Herz. Solche Männer werden dann zunehmend unverträglicher, und ihre Fehler, mit den Jahren wachsend, ändern ihr Geschick noch am Rande des Grabes. Man verläßt sie endlich!

Valmont. Sie erschüttern mein Innerstes!

Derbain. Der thörichte Gatte würde nicht seufzen dürfen, wenn er frühe, weniger streng erscheinend, seinen Charakter zur Sanftmuth gewöhnt hätte. Ach, es kostet so wenig, sich Liebe zu verschaffen! Für die Gattin, die man liebt, ein vertrauenvolles Wort; für zarte Kinder: Spiele, Gefälligkeiten; zuweilen ein wenig Nachsicht für das Hausgesinde; ein Wort mit jedem von ihnen, aber mit Güte gesagt, wird sogleich fröhliche Gesichter machen. Wenn die Zufriedenheit des Herrn ihren Blicken entgegen lächelt, so verbreitet sich das Entzücken über das ganze Haus. Jeder will, aus Liebe, seinen Wünschen zuvorkommen; jeden Tag möchte man ihm neue Freuden schaffen; und dieser gute Herr, der Gegenstand ihrer Dankbarkeit, findet seine Belohnung in den Glücklichen, die er macht.

Valmont (auf's Aeußerste bewegt). Mein Freund, welches

[illegible]

[illegible]

Picard. Nein, das ist es nicht.

Delmont (heftig). Aber so rede doch, Schurke!

Picard (erschrocken). Herr Delmont —

Delmont (wüthend). Verräther, was ist's schon wieder! Nun, wirst du antworten?

Picard (noch mehr erschrocken). Erlauben Sie, daß ich gehe.

Delmont (sich besinnend). Ach, Verzeihung, mein Freund! Ich werde wider meinen Willen heftig.

Picard (bei Seite). Er entschuldigt sich; das ist sehr artig von ihm; ich habe ihn nie so höflich gesehen, als heute.

Dervain. So sage doch, Picard!

Picard. O, es ist ein unwürdiges Komplot! — Sobald

Ihre Leute erfahren hatten, daß Madame weg sei und niemals wiederkommen werde, will keiner von ihnen mehr hier bleiben. Ja, sie setzen schon alle ihre Rechnungen auf. Seit einer Stunde wenigstens ist der Kutscher ausgegangen, zu trinken; Lafleur und der Koch packen ihre Sachen zusammen, und Alle wandern aus, selbst den alten Portier nicht ausgenommen.

Valmont. Sie gehen weg? Aber Lafleur, ein treuer und braver Junge, hat mir doch versprochen, mir auf die Reise zu folgen.

Picard. Wenn Madame noch da wäre, so würden sie alle noch bei Ihnen geblieben sein. Sie hatte für jeden von uns den milden Ton der Stimme, der den Schlechten selbst zur Freundlichkeit zwingt. Aber, wie wurde sie auch geliebt! Ja, warum konnten sie es nicht sehen, als gestern Abends spät Ihre Leute ihr Weggehen erfuhren! Jeder warf Ihnen das Unglück seines Lebens vor, und diese Spitzbuben weinten alle, indem sie Sie verwünschten. — Ach, es würde gewiß ein rührendes Schauspiel für Sie gewesen sein!

Valmont. Erlaß mir deine Erzählungen, Picard! und denke auf die Abreise. — Du wirst an der Stelle von Lafleur mit mir gehen.

Picard. Ich, Herr Valmont?

Valmont. Ich darf auf dich zählen. Du wirst mich begleiten.

Picard. Nein, und sollte Ihr Zorn mich gleich zu Boden strecken, ich muß Sie verlassen.

Valmont (sich zwingend). Picard!

Picard. Ich gehe morgen weg, meine Gebieterin auf-

zusuchen. Für sie habe ich gesorgt, da sie noch ein zartes Kind war; sie allein soll nun auch für mein Alter sorgen.

Valmont. Wie, du weißt also?

Picard. O, nichts! Aber, indem man selbst sucht, ist man gewiß, die Personen zu finden, die man liebt.

Valmont. So verabscheut habe ich mich denn doch nicht geglaubt. Gleichviel! Ich folge meinen Planen. — (Zu Picard.) Ich kann den Beweggrund nicht tadeln, der dich treibt, deine gute Gebieterin aufzusuchen.

Picard (bei Seite). Er rührt mich in der That.

Valmont. Adieu, mein lieber Picard, such' meine Leute auf und denke auf meine Abreise. Sag' ihnen, daß ich sie sogleich bezahlen werde.

Derbain (bei Seite). Gut; er weiß seinen Zorn schon zu bändigen.

Picard. Wie betrübt er ist! Sein Herz ist vortrefflich. Jetzt hoffe ich, daß er sich bessern kann. (Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Derbain. Valmont.

Derbain. Welchen Plan haben Sie? Nach Ihren Reden sind Sie Willens zu reisen.

Valmont. So ist es. Aber Sie werden so gut sein, dies Haus nicht sogleich zu verlassen. Bleiben Sie hier! Als Freund meines Bruders habe ich auf Ihre Aufsicht gerechnet. Sie können mir noch bei meiner Frau dienen, ihr Wohnort wird sich bald entdecken lassen; Picard wird ihn Ihnen sagen; gehen Sie zu ihr; schlagen Sie mir diesen Beweis von Freundschaft nicht ab. Sagen Sie ihr, daß ich in Verzweiflung abgereist bin, daß ich in einem fernen Lande unbekannt leben

werde, daß, wenn sie nur meine Gegenwart vermeiden will, sie durch meine Abwesenheit glücklich sein kann, und daß sie, um ihr Unglück zu endigen, nicht der schimpflichen Hilfe bedarf, die die Gerichte geben.

Derbain. Ja, ich werde Ihnen dienen.

Valmont. Aber fügen Sie noch hinzu, daß, um ein Aufsehen zu vermeiden, das immer entehrt, sie in dies Haus zurückkomme. Ueberdem ist es i h r Haus, das Erbe ihrer Eltern. Was unser Vermögen betrifft, so vertraue ich unsere gemeinschaftliche Rechte ganz ihrer Klugheit an. Für meine Kinder, für mich behalte ich nichts zurück, und mache sie, bei meiner Abreise, zur Gebieterin von Allem. — (Mit dem höchsten Gefühl.) Ach, ich verliere das Höchste, das mich an das Leben bindet! Weit von meiner Familie und meinem Vaterlande will ich, ein Opfer des strengen Schicksals, unter einem fremden Himmelsstrich den Tod suchen.

Derbain. Sie betrüben mich aufrichtig. Wie, Sie wollten Frankreich verlassen?

Valmont. Ach, die Entfernung allein kann meine Leiden mildern! Ich werde Derbain aufsuchen, Derbain, Ihren Freund, den seine Schwester und ich so zärtlich lieben.

Derbain. Zu ihm wollen Sie reisen?

Valmont. Ja; bei diesem guten Bruder will ich das Ende meines Elends suchen.

Derbain (macht eine Bewegung).

Valmont. Glauben Sie nicht, daß er mich gut aufnehmen wird? Ich werde ihm nichts von dem Vorgefallenen verschweigen; er soll in meinem Herzen lesen, mein Unglück kennen lernen; er soll erfahren, daß das Schicksal unser Band zerrissen hat. Er wird mir das Leiden seiner Schwester ver-

zeihen und mich vielleicht beklagen, wenn er meinen Schmerz sieht.

Derbain (sehr bewegt). Er kann Sie trösten, und bald wird Ihre Frau — (Bei Seite.) Sein Schmerz hat mich bis im Innersten der Seele gerührt.

Valmont. Sie scheinen bewegt? Dieser zarte Antheil —

Derbain. Sie reisen heute ab? — Verschieben Sie es noch. Ich habe meine Gründe.

Valmont. Das ist unmöglich. Der Anblick dieses Hauses ist mir zu schmerzlich. Ja, jeder Gegenstand, der sich meinen Blicken zeigt, macht mich durch tausendfache Erinnerungen unglücklich. — Hier saß mein Sohn mit einem Buche, dort (nach dem Stickrahmen deutend) meine tugendhafte Gattin, ihrer Tochter zur Seite, die Beschäftigungen ihrer Kinder mit stiller Heiterkeit beobachtend. — Ach, ich sehe sie noch, mein grausames Gedächtniß wird mir ewig dies Bild zurück führen! Eitle Täuschung! Ich werde sie nicht mehr vereint vor mir erblicken. Schon ist alles hier so stumm geworden. Mein Herz, von diesem grausen Schweigen erschreckt, ruft seine Kinder, als wenn schon der Tod sie mir hier entrissen hätte.

Derbain (bei Seite). Mein Geheimniß entwischt mir unwillkürlich! — (Laut.) Beruhigen Sie sich, lieber Valmont, Ihr Unglück rührt mich.

Valmont (mit einem Ton, der aus der Seele kommt). Ich bin allein. Ach, mein Herz duldet hier zu sehr! Ich sage diesen Mauern ein ewiges Lebewohl! (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Derbain allein, ihn aufhalten wollend.

Halt — Hören Sie! — Meine Furcht ist kindisch. Dank sei es Picard, er kann ja die Stadt nicht verlassen! — Da sind unsere jungen Leute! Welche Ursache mag die Unbesonnenen hertreiben?

Achter Auftritt.

Derbain. Eugenie. Karl.

Karl. Ah, Sie hier, mein Onkel?

Eugenie. Sagen Sie uns etwas von unserm Vater. Sagen Sie uns, was er vor hat. Ich habe einen Postillon mit Pferden gesehen; man packt einen Wagen. Wer reist denn heute aus diesem Hause ab?

Derbain. Dein Vater.

Karl. Gott! Und sollten wir die Ursache dieser schnellen Abreise sein?

Eugenie. Er ist also unglücklich?

Derbain. Verlassen, allein geht er aus diesem Hause.

Karl. Komm, Schwester!

Derbain. Halt! Was wollt ihr thun?

Karl. Wir werfen uns zu seinen Füßen.

Neunter Auftritt.

Vorige. Madame Valmont. Zuletzt **Valmont** von außen.

Mad. Valmont. Gott! was haben wir gethan? Ich habe Valmont gesehen. Der finsterste Schmerz liegt auf seiner Stirne. Er war im Hofe, ich ging hinunter; die Gartenthüre verbarg mich vor seinen Blicken. Ach, wer kann seine

Thränen fließen sehen, ohne zu vergehen! — Er ging weg, und ich wollte eben seinen Schmerzen ein Ende machen, als ich Picard ihm nacheilen sah. »Der Wagen ist zerbrochen!« rief er. »Sie können in diesem Augenblick nicht abreisen.« — Ich habe den Urheber dieses Vorfalls errathen, und, über diese schnelle Abreise schnell beruhigt, komme ich, Derbain zu bitten, die Dauer einer Entfernung abzukürzen, die eben so grausam für uns, als in diesem Augenblicke schmerzvoll für ihn ist.

Derbain. Sie wird bald zu Ende sein; denn ich glaube, ich höre —

Valmont (von außen). Picard! laß mich doch nicht länger warten.

Karl (erschrocken). Ja, es ist seine Stimme.

Eugenie (flieht in eine Ecke des Zimmers). Ach, ich zittre.

Derbain (lächelnd). Er wird nicht zanken; beruhigt euch!

Eugenie. Setzen wir uns an die Arbeit, um unsere Bangigkeit zu verbergen.

(Die jungen Leute setzen sich an ihre Arbeit. — Die Mutter, in Unruhe, nähert sich ihrem Stickrahmen. Alle bilden ungezwungen das Tableau, wie es Valmont zuvor beschrieben.)

Derbain (bei Seite). Er wird, was er zu verlieren befürchtete, im Bilde wieder sehen.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Valmont.

Valmont (in der Thüre). Ach, unwillkürlich komme ich noch einmal hieher zurück!

Derbain (ihm seine Familie zeigend). Beklagen Sie sich jetzt noch, unglücklich zu sein!

Valmont (auf's Aeußerste überrascht). Meine Kinder, meine Frau! Kann ich meinen Augen trauen? (Er fällt auf einen Stuhl.) Ich kann nicht mit ihnen reden; mein Herz ist zu bewegt.

(Die Kinder und die Mutter wollen sich an der Stelle, wo sie vor Valmont's Eintritt waren, auf die Knie niederwerfen; sobald sie ihn auf den Stuhl sinken sehen, eilen sie, seine Knie zu umfassen.)

Karl und **Eugenie.** Mein Vater!

Mad. Valmont. Mein Gemahl! Möge eine edelmüthige Verzeihung —

Valmont (trunken vor Freude). Bittet man die um Verzeihung, die man glücklich macht! Sehe ich euch nicht wieder! Komm, Karl! Komm, meine Tochter! Ach, ich schließe meine Familie wieder in meine Arme! Meine Frau, meine Kinder, ich habe euch wieder gefunden! (Weinend.) Ihr habt mir alle Drei viel Sorgen gemacht.

Mad. Valmont. Sei versichert, daß, von dir getrennt, deine trauernde Familie deinen Schmerz gekannt und ihn herzlich getheilt hat.

Valmont (mit Sanftmuth und Gefühl). Aber, wo war't ihr denn?

Derbain. In meinem Zimmer. Ich —

Mad. Valmont. Mein Bruder ist der Urheber deines Kummers.

Valmont (auf ihn zueilend und ihn umarmend). Es ist Derbain, mein Freund, dessen edelmüthiges Herz mein Haus von einem schrecklichen Fall gerettet hat!

Derbain. Jetzt thut er mehr; er gibt dich dem Glücke zurück. Ja, du wirst glücklich sein; ich kenne dein Herz.

Valmont. Ja, mein Bruder, ich bin zu mir selbst zurückgekehrt. Du hast mich meine Ungerechtigkeit zu sehr erbli-

cken lassen. Ach, ich hatte Unglückliche gemacht, ohne es zu wollen; aber ich werde über einen häßlichen Charakter triumphiren. — (Zu seiner Frau und seinen Kindern.) Wenn ihr noch befürchten solltet, daß die Zeit meine alten Gewohnheiten zurückführen könnte, so droht mir nur alle Drei, mich zu verlassen, und mein erschrecktes Herz wird sein Unrecht wieder gut machen. Aber, ich will euch beweisen, daß meine Seele aufrichtig ist. Du, mein Sohn, kannst in den Soldatenstand treten. Meine Tochter, du liebst den Obersten Valcour, er soll dein Gatte werden, sobald er zurück kommt. Und du, die ich tief kränkte, geliebte Gefährtin, ich werde künftig das Glück deines Lebens machen. Die Lehre, die ich heute von Derbain erhalte, öffnet mir endlich die Augen über meine Fehler. Ich sehe, daß man streng gegen sich selbst sein muß, daß man in der Welt verzeihen und gefällig sein muß, daß, wenn man sich durch Tugenden Achtung erwirbt, es nur die Sanftmuth ist, die uns Liebe gewinnt.

Die Einung.

Ein Schauspiel
in einem Aufzuge.

(Erschien 1811.)

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Erster Auftritt.

Eckers allein.

(Kommt mit Papieren aus der Mittelthür, und geht auf das Seitenzimmer zu seiner rechten Hand hin, welches die Arbeitsstube des Geheimeraths ist. Auf halbem Wege bleibt er stehen.)

So laut da drinnen? (Geht von da weg, vorwärts.) Ja, ja, mein guter Geheimerath muß heute wohl einen harten Tag haben! — Einen Tag — Hm! — ein Tag übersteht sich; aber wenn ihm das ganze Leben verbittert werden sollte! — Das wäre traurig. — Halt da — wer tobt so? — das war der Kanonikus. — „Ich gebe nicht nach, ich gebe nicht nach!" — — So werden Mehrere reden, die Geheimeräthin, ihr Sohn Emil und der alte Onkel Kanonikus —! Gleichwohl fordert der Druck der Umstände, daß alle sich einschränken, und die wenigsten wollen es, bis die unmittelbare Noth befiehlt. Soll ich jetzt mit meinen Papieren zu dem alten Freunde gehen? — Nein — denn wenn sie hier seine Verkleinerungsplane mit einem Male in Reihe und Linie sehen sollten — sie würden noch ärger toben. Besser ist es — die alten Kinder verlieren ihre Spielwerke nach und nach. — Ich komme zu gelegener Zeit wieder. (Geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Emil. Eckers.

Emil (begegnet Eckers am Ausgange, führt ihn rasch vorwärts). Ein Wort!

Eckers. Sehr wohl!

Emil (mit unterdrücktem Unwillen, doch ohne Härte). Sie sind meines Vaters Schreiber —

[illegible]

— [illegible]

Emil. Wenn er aber so ganz, [illegible] — ich möchte sagen — auf die letzte Stufe herunter wäre, daß zwischen ihm und den geringsten Staatsdienern keine gar kein Unterschied mehr ist — so frage ich Sie, ob Sie nicht einsehen, daß wir Alle dabei auf eine Weise verlieren, die nicht zu ertragen ist.

[illegible]. Unstreitig hat er Ihnen seine Gründe genannt.

Emil. Gründe? — Seine Launen hat er bekannt gemacht. Diese Launen sind [illegible] worden, — und Sie haben sie [illegible].

[illegible]. Was könnte ich wohl dabei für mich gewinnen? Das Mißvergnügen einer Familie, zu welcher ich lange und gern gehöre, ist mir in der That schmerzlich.

Emil. Beweisen Sie das und reden Sie ihm seine Grillen aus.

Eckers. Seine Ueberzeugung vermag ich nicht zu ändern —

Emil. Von mir ist keine Rede, das glauben Sie mir. Meine Partie ist genommen.

Eckers. Auch Ihr Vater hat seine Partie genommen, und — ich glaube, sie ist genommen, wie die Umstände und das Glück der Familie es fordern.

Emil. Das heißt — wir von der Familie werden künftig so eben nur das Leben fristen — während eine Zahl von Leuten, die wir nicht bedürfen, ohne Anstand beibehalten werden.

Eckers. Bis sie anderwärts versorgt werden können. — Das gleicht Ihrem Vater.

Emil. Der immer nur Andern gedient hat, ohne —

Eckers. Damit hat er doch ganz eigentlich sich selbst gedient.

Emil. Ich schenke Ihnen die Worte allzumal. Den Versuch, Thorheiten zu verhindern, habe ich redlich gemacht; denn ich habe mich an den gewendet, der meinen Vater beherrscht —

Eckers. Der ihn liebt und der es durch Ausdauer und Geduld gegen jeden — Unmuth beweisen wird.

Emil. Sehr wohl! — Als ein treffliches Ersparungsmittel melden Sie indeß — daß ich das Feld ganz und gar räume! Dabei wird immer etwas gewonnen. (Geht ab.)

Eckers (sieht ihm nach, und nach einer kurzen Pause). Dabei würde meines Erachtens viel gewonnen. Denn — außer etwas galantem Wissen — hat der ehrliche Mann da — nichts zu dem gemeinschaftlichen Besitze hinzugebracht, daran man sich halten und erfreuen könnte.

Dritter Auftritt

Eckers. Der Kanonikus.

Kanonikus (kommt aus des Geheimeraths Arbeitszimmer und zieht die Thür hinter sich zu; er macht einige Verbeugungen, allein man sieht ihm an, daß er in großer Bewegung ist). Bleiben der Herr Bruder nur drinnen — ich habe zu bitten! (Stampft mit dem Fuße.) Ich bitte ganz außerordentlich — lassen der Herr Bruder mich allein!

Eckers. Ich sehe wohl, bei dem muß ich noch einen Augenblick warten. (Geht zurück an die Thür.)

Kanonikus. Ich kann Sie jetzt weiter nicht mehr anhören.

Ghrath. (man hört ihn inwendig etwas lachen, und er sagt): Nun, wie Sie wollen — ich folge Ihnen nicht.

Kanonikus. So bitte ich, so wünsche ich.

Ghrath. Nur begehen Sie keine Extremität, Herr Schwager!

Kanonikus. Bewahre! (Aeußerst ängstlich.) Ich bin ganz gelassen.

Ghrath. So ist's recht. Adieu!

Kanonikus (läßt die Thür los, verneigt sich). O ja, Ihnen aufzuwarten. (Geht vorn im Zimmer umher.) Gott sei mir gnädig! welch ein Mensch ist mein Herr Schwager! Er ist noch ärger, als das Schicksal! — Ei, da sind Sie ja! Ganz lieb. Nun — guten Tag, Herr Eckers!

Eckers. Danke — aber Sie wünschen mir den guten Tag so ängstlich, Herr Kanonikus. — —

Kanonikus. Bewahre! (Seufzt.) Nicht doch! (Er reibt sich fast ringend die Hände.) Ich bin ganz zufrieden; (weinerlich) ganz ruhig. (Mit dem Lächeln der Verzweiflung.) Wir sind ja nun erst ganz glücklich! — Wie?

Eckers. Wir können es werden — ja!

Kanonikus. Sagt der Herr Bruder —

Eckers. Und hat nicht Unrecht.

Kanonikus. Hat niemals Unrecht.

Eckers. Selten

Kanonikus (heftig). Weil wir aber alle glücklich und komplet glücklich sind — so — so will ich fort.

Eckers. Wie wäre denn das? —

Kanonikus. Aus diesem Hause —

Eckers. Ausziehen?

Kanonikus. Aus der Stadt —

Eckers. Wills's ja nicht hoffen!

Kanonikus. Aus dem Lande!

Eckers. Ei! — Wohin denn?

Kanonikus. Gleichviel!

Eckers. Wann wollen Sie fort?

Kanonikus. Heute noch!

Eckers. Weiß es die Frau Schwester?

Kanonikus. Nein!

Eckers. Ihre Herren Neffen?

Kanonikus. Emil, denke ich, wird mit mir gehen.

Eckers. Es ist doch recht Schade darum, wenn wir Sie verlieren!

Kanonikus. Ich tauge nicht in meines Schwagers neue Plane.

Eckers. Der brave Mann schickt sich nur in die Umstände.

Kanonikus. Das will ich durchaus nicht.

Eckers. Was denn?

Kanonikus. Leben, wie ich zuvor gelebt habe. Gerade eben so.

Eckers. Wenn das aber nicht mehr thunlich ist?

Kanonikus. Das ist thunlich, so lange mein Vermögen dauert.

Eckers. Sie werden dann länger leben, als ihr Vermögen dauert.

Kanonikus. Nein! Nein!

Eckers. Wenn Sie auf dem alten Fuß fortleben —

Kanonikus. Das werde ich.

Eckers. Das geht etwa drei, vier Jahre an. Hernach —

Kanonikus. Will ich sterben.

Eckers. Man stirbt nicht so à propos.

Kanonikus. Warum nicht?

Eckers. Man müßte sich denn mit Gewalt aus der Welt schaffen —

Kanonikus (feierlich). Bewahre! — Ich werde aufhören zu leben.

Eckers. Wie denn?

Kanonikus. Von den letzten Thalern werde ich meinen Freunden noch ein Soupé geben, mich hierauf zu Bett legen, keine Nahrung mehr zu mir nehmen, einschlafen und — gewesen sein.

Eckers. Hm! Das geht nicht so —

Kanonikus (heftig). Verderben Sie mir nicht mein letztes Soupé!

Eckers. Verderben Sie sich nicht den letzten Schlaf!

Kanonikus. Sagen Sie mir nur — wie können Sie so ruhig sein?

Eckers. Nachdem ich alles wohl überlegt habe und alles *betrachtet* — habe ich meinen Entschluß genommen, und nun *bin ich ruhig* geworden.

Kanonikus. Herr! Machen Sie sich nichts weiß —

Eckers. Das thue ich niemals!

Kanonikus. Wir sind Alle, Alle arm geworden.

Eckers. Richtig!

Kanonikus. Das ganze Land ist arm.

Eckers. Wahr!

Kanonikus. Wie kann man dabei ruhig sein?

Eckers. Wenn so viele arm sind, hat keiner vor dem Andern etwas Besonderes voraus. Das gibt Einigkeit, und die wenigen, die noch reich sind, wollen Ehren halber nicht reich scheinen!

Kanonikus. Sie zum Exempel — da alles sich verkleinert und verengt — was werden Sie künftig bei meinem Schwager sein —? Schreiber, wie zeither? — Wie?

Eckers. Schwerlich! Man wird künftig, hoffe ich, weniger schreiben und mehr thun.

Kanonikus. Wenn nun nichts mehr geschrieben wird, was wollen Sie dann hier im Hause vorstellen?

Eckers. Eine nützliche Person —

Kanonikus. Wie das?

Eckers. Durch Handreichung aller Art.

Kanonikus. Eine Bedientenstelle?

Eckers. Um den Namen zanke ich nicht.

Kanonikus. Gott sei es geklagt, die Leute ducken sich dergestalt unter — Alle Ehre geht verloren!

Eckers. Das Scheinen hört auf, das Sein geht an. Ich bin dem Hause ergeben, zugethan — schaffen wir daraus eine Bedienung für mich. Wie sie heißt, das gilt gleich.

Kanonikus. Ja — so wie — attaché —

Eckers. *Deutsch*, wenn's beliebt. Meinetwegen auch *Bedienter — nur nicht Lackei.*

Kanonikus. Sie sind doch zu mehrerem gemacht.

Eckers. Herr Kanonikus — Nahrung — Bedeckung — ein Dach — wem damit genügt, wer den Ueberfluß nicht mag, dem Tode nicht aus dem Wege geht, der kann dem bunten Spiele der Welt ruhig zusehen, es komme so oder anders.

Kanonikus. Das ist alles nicht wahr! Alles grundfalsch! Es gibt keinen Ueberfluß. Die Nahrung möchte ich wohl kosten, die so wäre, daß ich sie nicht noch besser haben möchte. Wie kann eine Kleidung gut genug sein, und — ich will nicht unter dem Dache wohnen — hole der Teufel die Dächer! und — und — nehmen Sie mir's nicht übel, die Dachphilosophen ziehen sehr gern herunter in die belle étage.

Eckers. Solchen Philosophen wird es dann sehr schwer, wenn sie wieder unter dem Dache wohnen müssen.

Kanonikus (zornig). Ich bin niemals ein Philosoph gewesen und will jetzt keiner werden.

Eckers. Sie sind ein guter Mann — ich möchte Sie ruhig sehen —

Kanonikus. Ich werde ruhig verhungern.

Eckers. Das traue ich Ihrem Eigensinne allenfalls zu.

Kanonikus (ärgerlich). Bis dahin, daß ich verhungere, soll man mich aber in Frieden lassen.

Eckers (tritt bescheiden zurück). Sie haben das Gespräch angefangen.

Kanonikus. Ja. — Sie haben mir Rath geben sollen.

Eckers. Das habe ich gethan.

Kanonikus (kurz). Solchen Rath will ich nicht. — Und — mit dem Schicksal — hm! Wie? — Das Schicksal — wenn Sie jetzt nichts mehr zu reden wissen — paff! da stellen Sie einem das Schicksal vor's Gesicht.

Eckers (lächelt). Warum nicht? — Das Schicksal darf man anklagen und auszanken.

Kanonikus (treuherzig). Das ist wahr! (Geht umher). Verfluchtes Schicksal! Sagen Sie ehrlich und wahr — für was bin ich nun Kanonikus gewesen?

Eckers. Die Stelle gab Ihnen Zeit, Philosophie zu studiren —

Kanonikus (heftig). Damit bleiben Sie mir weg!

Eckers. Sie sind ein Mann von Wissenschaft —

Kanonikus. So, so! —

Eckers. In der That. Wohlan, gebrauchen Sie Ihre Zeit, geben Sie jungen Leuten — geben Sie Kindern Unterricht. —

Kanonikus. Das sollte mir abgehen!

Eckers. So würden Sie die leeren Stunden ausfüllen.

Kanonikus. Schickt sich nicht. — Ich trete dem Schicksale nicht aus dem Wege. Nein, nimmermehr! Wie ich vormals gelebt habe, so will ich enden. Dabei bleibt's; und nun sagen Sie mir kein Wort mehr! Keine Silbe!

Vierter Auftritt.

Vorige. Geheimeräthin.

Ghräthin. Ist mein Mann allein? —

Kanonikus. Der älteste Herr Neffe — der kluge Jakob ist bei ihm.

Ghräthin. Wovon ist die Rede?

Kanonikus. Sie reden nicht mehr — sie thun. — Alles wird umgeschaffen — nichts bleibt auf der alten Stelle!

Ghräthin. (betroffen). Ohne mein Wissen?

Kanonikus. Was der Vetter Jakob für gesegnete Träume

[illegible] — [illegible] — [illegible] — Ich [illegible]

[illegible]. [illegible] —

Kanonikus. [illegible] —

[illegible]. Ich [illegible] — [illegible]!

Eckers. Ist [illegible]?

[illegible]. [illegible]. Sie [illegible] — [illegible] Sie noch [illegible]. [illegible] Sie!

Eckers. Ihr [illegible] — Sie [illegible] — er [illegible] — [illegible] Sie [illegible], was [illegible] Mühe macht, und [illegible] Ihren [illegible] angezogen ist.

[illegible]. Meine Neigungen kann ich aufgeben, nicht meine Pflichten.

Kanonikus. Er hat [illegible] seiner Einnahme verloren, nun will er noch einen Theil derselben freiwillig aufgeben.

[illegible]. Nimmermehr!

Eckers. Er hat ernstlich davon gesprochen.

Kanonikus (heftig). Er thut es — thut es!

Christchen. Das gebe ich nicht zu. (Geht schnell in das [illegible] des Schlafzimmers.)

Eckers. Ich bedaure, daß ich dem würdigen Manne diesen Augenblick nicht habe ersparen können. (Geht ab.)

Kanonikus. Sie arbeiten wohl eben jetzt in seinem Sinne?

Eckers. Zuverlässig.

Kanonikus. Nicht zu hitzig, Herr Eckers!

Eckers. Sehr ruhig.

Kanonikus. Wir sind noch da.

Eckers. Gottlob! Wir werden auch beisammen bleiben.

Kanonikus. Ich und meine Schwester und mein Neffe Emil — wir werden auch ein Schicksal vorstellen. Wir fallen nicht sogleich zu Boden. Wie? — Wir stehen fest, wir!

Eckers. Wenn das Jeder nach bestem Gewissen vollbringt, so wird alles recht gut werden. (Geht ab.)

Kanonikus. O ja. Nach bestem Gewissen — ganz recht. — Was sie in der Demuth für Worte auf Schrauben stellen. — Das Schicksal — das Gewissen, Aufopferung — den Egoismus tödten. Hm! Wir sind nach Nothdurft getödtet, sie brauchen nicht uns noch Lehren deshalb zu geben.

Fünfter Auftritt.

Kanonikus. Emil.

Kanonikus. Haben sie dir noch nicht den Mittagstisch untersagt, lieber Neffe?

Emil. So gut, als das. Ich soll mich mit anderthalb akademischen Jahren begnügen, und soll hier in aller Stille und Behendigkeit für mich allein meine Studien weiter treiben.

Kanonikus. Sage ich es doch! — Höre — es kann nicht anders sein, die Verluste, das, was das Land gelitten, die allgemeine Niedergeschlagenheit — alle die Dinge haben deinen Vater — verstehst du mich — er kommt mir vor — wie — wie etwas verschoben — verwirrt.

Emil. Sie wissen, er hat von jeher seine eigenen Meinungen gehabt; er hat nie unbedingt an die Nothwendigkeit der Akademien geglaubt, und bei allem, was wir nun verloren haben, glaubt er nicht besser thun zu können, als wenn er diese Meinungen — bei deren Ausübung allerdings beträchtliche Ausgaben erspart werden können — in Erfüllung bringt.

Kanonikus. Er ist toll, sage ich dir. Gehen wir mit

einander fort. Wir beiden! Wie? Gehen wir hier weg, Vetter Emil!

Emil. Ich werde — glaube ich — nach Amerika gehen.

Kanonikus. Hm! — Das ist weit weg.

Emil. Nicht doch!

Kanonikus. Amerika? — Was willst du dort —?

Emil. Gleichviel. Für einen unternehmenden Geist wird sich dort Auskunft finden.

Kanonikus. Ja. Aber — wie? Als Kaufmann —

Emil. Gleichviel!

Kanonikus. Kaufmann hast du nicht werden sollen. Jemand aus der Familie muß in der diplomatischen Karriere bleiben. Das war stets so hergebracht.

Emil. Onkel! Hier langweilt mich alles. Das Wort Karriere mit seinen Schranken — es könnte mir ein Fieber geben.

Kanonikus. Wohl wahr — aber Amerika — es ist weit hin — und es gibt dort auch — meine ich — wunderliche Menschen, besonders Thiere — es mag heiß dort sein, und keine gehörigen Unterscheidungen. — Nach Amerika gehe ich nicht mit!

Emil. Es ist Ihnen auch nicht zuzumuthen.

Kanonikus. Ich hätte doch aber gern, daß Einer von der Familie mit mir hier weg ginge.

Emil. Mein Bruder Jakob —

Kanonikus. Nein. Der Bursche will ja Pachter werden. Den sehe ich schon mit einem Wagen voll Korn und Kohl [illegible]rkte ziehen.

[illegible]l. Meine Schwester Eberhardine —

[illegible]nikus. Die kann ich nicht leiden. — Nichts aus-

zeichnendes, eine geborne Haushälterin! — Könnten wir denn nicht — sollte denn nicht an einem benachbarten Hofe — für dich, meine ich; etwas zu thun sein?

Emil. Schwerlich! — Auch sind mir alle diese Verhältnisse zuwider.

Kanonikus. Du kannst aber doch nicht in Amerika dich flugs an einer Straßenecke niederlassen und mit Tabaksblättern handeln? Wie?

Emil. Sprachkenntnisse, Mathematik, mein Talent in Malerei, Musik und etwas Baukunst — werden mich dort weiter bringen.

Kanonikus. Das ist nichts. So — etliche dreißig Meilen setze ich daran, da kann ich auch meine schönen Möbeln und Kupfer nachkommen lassen. Amerika ist zu weit — das thue ich nicht. Besinne dich!

Emil. Lieber Onkel — Sie sehen —

Kanonikus. Für was hätte ich denn die herrlichen Lusters, die Vasen, die Bronzen und köstlichen Möbeln mir angeschafft — wie? Nein, die müssen mit! In diesen Dingen lebe ich.

Sechster Auftritt.

Vorige. Geheimeräthin. Geheimerath. Jakob.

Ghräthin. Ich bin die Erste gewesen, welche Einschränkungen vorgeschlagen hat; aber es hat alles sein Ziel. —

Ghrath. Weshalb bleibst du doch immer bei dem Worte Einschränkungen stehen, da es dir so viel Beunruhigung gibt. — — Nennen wir es — Veränderungen!

Kanonikus. Wenn ich so gut wie — todtgeschlagen werde — so heißt *das eine* Veränderung!

Ghräthin. Was den Jakob anlangt, so habe ich dir seine Laufbahn von jeher überlassen —

Ghrath. (mit Lächeln.) Schon aus Unwillen über seinen altehrlichen Namen —

Ghräthin. Der Name hat Einfluß auf die Bildung — das sehen wir besonders an Eberhardinen.

Ghrath. (geht zu Emil). Nun, und was sollen wir an dir gewahr werden, lieber Emil!

Emil. Ich füge mich Ihren Anordnungen, lieber Vater, und will lieber —

Ghräthin. Gemach! — Er wird seine Studien fortsetzen.

Ghrath. Fürwahr; und zwar bei uns.

Ghräthin. Auf der Akademie.

Ghrath. Es geht nicht, liebe Freundin, wir können es nicht.

Ghräthin. Wenn wir unser gerechtes Eigenthum als freiwillige Steuer darbingen wollen, können wir freilich weder das, noch manches Andere.

Kanonikus. Er will nach Amerika.

Ghräthin. Was?

Ghrath. Emil!

Emil. So habe ich bei mir beschlossen.

Ghräthin. Nun und nimmermehr!

Jakob. Thu' es nicht, lieber Bruder!

Ghräthin. Untersteh' dich nicht daran zu denken.

Jakob. Bleibe bei uns!

Ghrath. Nach Amerika — hm! — der Gedanke überrascht mich.

Ghräthin. Das hoffe ich.

Ghrath. Aber er verdient Ueberlegung.

Ghräthin. Ganz und gar nicht. Ich verwerfe ihn schlechterdings.

Emil. Liebe Mutter —

Ghräthin. Kein Wort davon!

Ghrath. Emil — ich bin auf deiner Seite.

Ghräthin. Weil wir dagegen sind, vermuthlich.

Kanonikus. Ich bin auch dagegen.

Jakob. Ich auch.

Ghrath. Muß das gleich jetzt ausgemacht werden, ob unser Emil dort sein Fortkommen sucht, oder hier?

Ghräthin. Es ist ausgemacht, daß er nicht hingehen wird.

Ghrath. Er hat doch die erste Stimme bei der Sache.

Ghräthin. Du bringst mich zur Verzweiflung.

Ghrath. Ei!

Ghräthin. Mit kaltem Blute!

Ghrath. Hm! — das — das ist ein harter Ausspruch. Glaubt das wohl Einer von euch Allen — daß ich dergleichen fähig wäre?

Jakob. Die Mutter glaubt es gewiß nicht von Ihnen.

Kanonikus. Sie hat es gesagt —

Emil. Ich läugne nicht, daß Sie Ihr Sistem mit einer Festigkeit erklären, welche an Härte grenzt.

Ghrath. Und Sie, Herr Bruder?

Kanonikus. Ich weiß nur, daß Sie mich zur Desperation gebracht haben. Nun, die Andern da werden Sie schon nach und nach herumbringen. Aber mich nicht. Ich gebe mich nicht — ich folge meinem Kopfe. — Denken Sie daran, daß dies meine *letzten* Worte sind. (Geht ab.)

Ghräthin. Ich habe nichts mehr zu sagen. (Geht ab.)

Ghrath. Emil — bitte deine Mutter zurückzukehren.

Emil (führt sie zurück).

Ghrath. (tritt zu ihr). Du hast eine Thräne im Auge — ja, das begreife ich. Aber bedenke nur, daß es seine Idee ist, daß sie nicht von mir kommt. Ich würde ihn wahrlich nicht ohne große Bewegung dahin reisen sehen.

Ghräthin. Dein Eigenwille hat ihn dazu genöthigt, auf diese Idee zu verfallen.

Ghrath. Mein Eigenwille — hm! — (Geht etliche Schritte.) Liebe Karoline — du bist meine liebe, traute Freundin, meine ehrenwerthe Genossin — willst du wohl jetzt ein Wort über meinen Eigenwillen anhören?

Ghräthin. O ja. (Etwas lebhaft.) Recht gern!

Ghrath. Ich weiß nicht, ob ich dich überzeugen werde, aber ich will dir wenigstens meine Gründe nennen.

Ghräthin. Und dann will ich die Gefühle aussprechen, die mich bestürmen.

Ghrath. Die alten Freunde gehen zu Rathe — die jungen Leute sollen ihr Wort hernach dazu geben.

Jakob. Reden Sie nur in unsrer Seele.

Emil (verneigt sich und folgt).

Ghrath. Wartet! — (Zur Geheimeräthin.) Ehe sie gehen — das — von der Verzweiflung, nimm zuvor zurück, damit sie ruhig gehen können.

Ghräthin. (seufzt unwillkürlich).

Ghrath. Nicht wahr — das Wort kam ohne Bedeutung über deine Lippen?

Ghräthin. Ich wünsche, daß du mich nicht nöthigen [illegible]est, es zu wiederholen.

Ghrath. Ich danke dafür. — Nun geht ruhig eurem Thun nach!

Jakob und **Emil** (gehen ab).

Siebenter Auftritt.

Geheimerath. Geheimeräthin.

Ghrath. Als wir unsern Hausstand anfingen —

Ghräthin. Haben deine Talente und Verbindungen die glänzendsten Aussichten dargeboten. Ich habe ihnen entsagt —

Ghrath. Aus Liebe für mich, weil ich immer dem Schimmer aus dem Wege gegangen bin.

Ghräthin. Was bis daher mühsam erworben ist — die Stelle, auf welcher wir nun stehen — die verlange ich zu erhalten.

Ghrath. Wird das wohl angehen?

Ghräthin. Wenn wir nicht freiwillig herabsteigen — ja!

Ghrath. Ist es nicht besser, wir fassen ruhig den ersten Entschluß, in allen und jeden Dingen und Verhältnissen mit unsern Planen und Ansprüchen uns um die Hälfte unter dem Punkte zu halten, den wir etwa behaupten können, als daß wir mühselig und kläglich uns zwingen zu scheinen, was wir nicht mehr sein können?

Ghräthin. Wir dürfen unsern Kindern nichts vergeben.

Ghrath. Wir zerstören ihr Glück, wenn wir sie auf eine Höhe leiten, die nicht mehr zu halten ist.

Ghräthin. Sie sollen wohl Handwerker werden?

Ghrath. Wenn sie das ernstlich und mit Ueberzeugung werden wollten — weshalb nicht?

Ghräthin. Ich habe nicht Neigung, mit dir zu rechten. Was mich selbst anbetrifft — so gehe ich alles ein, was du

verlangen wirst. Jede Entsagung will ich muthig übertragen. Aber für meine Tochter verlange ich eine Heirath, unserm Stande gemäß, und Emil muß wieder die Akademie beziehen, damit er in andern Zeiten die Laufbahn mit Ehre gehen kann, die meine und deine Familie mit Ruhm bekleidet haben. — Da ich von diesem Entschlusse nichts nachgeben kann — so verlasse ich dich, um ihn nicht wiederholen zu müssen.

Ghrath. Unsere Wege beginnen ganz auseinander zu gehen — wie werden wir es anfangen, daß wir das verhüten?

Ghräthin. Wenn du eben so viel nachgeben wirst, als ich gethan habe. Wenn du dich erhebst, statt dich selbst fallen zu lassen. Wenn alltägliche Männer, wie der Herr Eckers, nicht mehr deine beständige Gesellschaft ausmachen.

Ghrath. Laß mir den Ehrenmann unangetastet —

Ghräthin. Der immer und ewig nichts hat sein wollen, als Schreiber! Feine Grundsätze, wahrlich!

Ghrath. Feste Grundsätze! Hat der Mann nicht Recht gehabt? Jetzt da wir daran sind, die große Summe zu ziehen — wer fällt tiefer: er oder ich?

Ghräthin. Er! Denn wenn alles abgeschafft sein soll, wozu bedarfst du eines Schreibers?

Ghrath. Aber eines Freundes bedarf ich, und ich finde keinen, wie er ist!

Ghräthin. (lächelt). Das weiß Gott!

Ghrath. (lebhaft). Ein Hohnlächeln über einen Abwesenden, ist ein Schlag rückwärts gegeben.

Ghräthin. Ob du jemals meine Partie eben so bei ihm genommen hast!

Ghrath. Niemals! Denn das war niemals nöthig.

Ohräthin. Was wird er künftig hier im Hause sein?

Ohrath. Ein Mann, der uns nöthiger ist, wie wir ihm sind.

Achter Auftritt.

Vorige. Eckers.

Eckers. Verzeihung, wenn ich störe. —

Ohräthin. (halb für sich). Wir werden ja künftig wohl alle zusammen ein Zimmer bewohnen.

Eckers. Sie belieben —

Ohrath. Nichts, was Sie angeht. Nun — was ist's —

Eckers. Der Herr Kanonikus ist ernstlich mit dem Gedanken beschäftigt, von hier wegzuziehen, und —

Ohrath. In der That?

Ohräthin. Sehr begreiflich!

Eckers. Sie wissen, wenn er einen Entschluß erst hat laut werden lassen, kann er dann, Ehren halber, wie er meint, nicht davon abgehen; deßhalb —

Ohräthin. Ja, es gibt denn doch noch einige Leute, die der Ehre wegen etwas unternehmen.

Ohrath. Zu denen meine ich zu gehören.

Ohräthin. Die Begriffe von Ehre sind nur sehr verschieden.

Ohrath. Auf deinen Bruder zu kommen — der Mann darf uns nicht verlassen. Er ist gut, wohlthätig, treu, das beste Herz — aber wer wird seine Eigenheiten, seine Schwächen so tragen, wie wir. Du mußt ihm zureden, liebe Karoline!

Ohräthin. Herr Eckers — ich habe Ihre Grundsätze selten bestritten. Ich ersuche Sie, es nicht mit Gewalt dahin brin-

gen zu wollen, daß ich und mein Haus darnach leben sollen. Das geht nicht an, das geschieht nicht: und wenn Sie es dennoch dahin zu bringen wissen, so — können Sie sich selbst sagen, welche Empfindung mir Ihr Anblick geben muß!

Eckers (betroffen). Madame ich habe niemals —

Ghrath. St! Halt! — Wir müssen jetzt beide nicht antworten.

Ghräthin. Wer allein steht, darf es mit sich halten, wie er will. Wer Pflichten für Andere hat, muß diesen seine Meinungen und Wünsche aufopfern können. (Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Geheimerath. Eckers.

Ghrath. Wie ist es — wollen wir nicht Beide vierundzwanzig zählen, ehe wir sprechen?

Eckers. Ich bedarf es nicht.

Ghrath. Meine Frau ist überaus gut — aber sie ist lebhaft, und so kommt es, daß sie den Kampfplatz nicht so leicht verläßt.

Eckers. Sie fordern auf einmal viel von ihr.

Ghrath. Ich bin nicht für die halben Mittel.

Eckers. Ich halte dafür — es wird nicht gut thun, wenn ich im Hause bleibe.

Ghrath. Können Sie mich verlassen?

Eckers. Nur mit großem Kampfe.

Ghrath. In allem Sturm der Zeiten sind wir uns dieselben geblieben. Wir haben jeder an dem Andern Haltung gefunden — wir müssen uns nicht trennen.

Eckers. Geben Sie etwas nach.

Ghrath. Es geht nicht.

Eckers. Wenn auch Emil seine Studien auf der Akademie vollendet — das kann Sie nicht umwerfen.

Ghrath. Daß er den alten, ausgetretenen Weg wandeln, daß er so einseitig leben, auf ein Amt lauern, und wenn es ihm entginge — müßig und albern am Wege stehen sollte — ich kann's nicht wollen.

Eckers. Aber was soll er denn?

Ghrath. Gemeinnützig werden — sich treiben — sich in Thätigkeit bringen — nicht auf das todte Wissen Forderung machen. Ein rühriger Mensch soll er werden, der überall mit anstehen kann. Er mag sich die Wege brechen und bahnen; ich nehme den Leitzaum ab, er soll allein gehen.

Eckers. Nach Amerika?

Ghrath. Dazu hat er den Willen nicht. Er hat gar keinen Willen. Er hat etwas gelernt, er ist thätig; aber es ist mir, als bewegte sich keine rege Seele in ihm. Mir ist nur der rüstige Mensch etwas werth, der Allen Alles sein möchte.

Eckers. Ich widerspreche Ihnen nicht — denn Sie sprechen meine eigene Meinung aus. Aber übereilen Sie nichts — stören Sie nicht den Frieden Ihres Hauses, indem Sie das Heil desselben gründen wollen.

Ghrath. Lieber alter Freund — Sie wissen, wir waren nie reich — nur wohlhabend, so lange alles noch so beisammen war. — — Das hat aufgehört, und die Umstände, wie sie allmälig sich entwickeln, werden die Meinigen schon überzeugen, daß die Dinge sich so fügen müssen, wie ich sie geordnet wünsche. (Er lächelt.) Ich weiß das; aber —

Eckers. Welche Umstände?

Ghrath. Nur *einige* Geduld — es wird alles anders

kommen, wie die guten Leute denken. Ich möchte ihnen das Vergnügen schaffen, daß sie selbst aus Ueberzeugung gewollt hätten, was nachher die Nothwendigkeit erheischt.

Eckers. Weshalb soll mir das noch undeutlich bleiben —?

Ohrath. Es sind Sorgen — die trage ich gern allein. Es wird aber gewiß Alles gut werden; dann wollen wir uns miteinander freuen!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Kanonikus.

Kanonikus. Herr Bruder! Ich will noch einen Versuch auf Sie unternehmen.

Ohrath. Ihre Absicht verkenne ich nicht.

Kanonikus. Schön! — Herr Eckers, kommen Sie mir zu Hilfe!

Eckers. Das werde ich — indem ich mich entferne; denn Sie wissen, ich kann nicht gegen meine Ueberzeugung reden. (Geht ab.)

Kanonikus. So gehen Sie — es ist besser! — Wie kann auch so ein Mensch etwas von der Welt wissen, da er sie nicht leiden kann.

Ohrath. Er lebt recht gern, hat aber niemals viel dazu gebraucht.

Kanonikus. Lassen Sie doch den Emil was Rechtes werden. —

Ohrath. Bei Gott! das soll er!

Kanonikus. Etwas Standesmäßiges.

Ohrath. Wie es kommt. Und Sie — bleiben Sie *bei uns.*

Kanonikus. Wenn Sie das Haus so erhalten wollen, wie es war.

Ghrath. Das geht nicht mehr an.

Kanonikus. Ich nehme an, daß etliche große Diners wegfallen — ja! Sie verlieren an Einnahme — also wird man sich darein finden müssen. Aber das Uebrige lassen Sie so fortgehen, und treten Sie nicht noch freiwillig von Ihrer Einnahme ab.

Ghrath. An uns ist es, Beispiel zu geben.

Kanonikus. Mit der Denkungsart, mit Zusprache, ja! Mehr kann Niemand fordern.

Ghrath. Wir müssen thun, was nicht gefordert wird.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Emil.

Emil. Lieber Vater — haben Sie die Frau von Bauern lange nicht gesprochen?

Ghrath. Ziemlich lange nicht.

Emil. Ich komme eben von ihr her.

Kanonikus. Brav! Das ist eine wahre Freundin unseres Hauses.

Ghrath (lächelt). Nun ja — so ziemlich!

Kanonikus (ärgerlich). Freilich empfiehlt sie nicht die Entsagung von Allem, was der gute Ton fordert.

Ghrath. Gewiß nicht.

Kanonikus. Sie hält sich zu ihres Gleichen. Sie lebt nicht in der Dunkelheit, wie Herr Eckers. Sie seufzt wohl auch über unsere Zeiten —

Emil. Das *thut* sie.

Ghrath. Das thut Eckers nicht.

Kanonikus. Nein, der — der könnte seine Wohnung in einem Schäferkarren aufschlagen.

Ghrath. Nun, wie bist du von ihr aufgenommen worden, Emil?

Emil. O — gut!

Kanonikus. Gewiß ist gleich ein appetitliches Frühstück bei der Hand gewesen — nicht wahr?

Emil. Das wohl!

Kanonikus. Nun — sie hat auch verloren — freilich ist sie sehr reich — aber sie weiß sich auch in Werth zu halten. — Hat sie dir Kappwein offerirt?

Emil. Nein!

Kanonikus. Nimmt mich Wunder! — Niemand hat den echten Constantia so gut, wie sie. — Hat sie schon von den Veränderungen hier im Hause gehört? — Wie —?

Emil. Ja.

Ghrath. Was sagte sie dazu?

Kanonikus. Still! — Laß mich es nicht wissen. — (Setzt sich.) Wir werden zum Spektakel.

Emil. Sie hat mir einen Auftrag gegeben — einen sehr unangenehmen Auftrag, in der That!

Kanonikus. Ich kann mir's denken — die ganze Stadt wird über Ihre unnöthigen Beschränkungen schreien. — Nun — was hat sie gesagt?

Emil. Sie fordert das Kapital zurück, was mein Vater von ihr aufgenommen.

Kanonikus. Wie?

Ghrath (ruhig). Das habe ich erwartet.

Kanonikus. Es ist ihr ja doch gesichert — nicht wahr?

Ghrath. Sehr gut gesichert.

Emil. In den jetzigen Umständen könnte es Sie stürzen, erwiederte ich ihr —

Kanonikus. Freilich!

Ghrath. Ich war darauf gefaßt, ich habe Anstalt dazu gemacht und einen Freund gefunden, der mir helfen wird.

Emil (freudig). Haben Sie?

Kanonikus. Aber — wie verstehe ich das? Die beste Freundin meiner Schwester —

Ghrath. Eine Tafelfreundin!

Kanonikus. In den gegenwärtigen Umständen!

Ghrath. D'rum gehen wir den Umständen aufrecht entgegen —

Kanonikus. Weiß es deine Mutter?

Emil. Noch nicht!

Ghrath. Das Kapital ward übrigens für die Erziehung meiner Kinder aufgenommen, da ich — aus Liebe für deine Mutter, die den Ton des Hauses in früheren Zeiten nicht beschränken wollte —

Kanonikus. Wie ist es möglich, daß eine so herrliche, noble Wirthin, eine Frau von so feiner Sitte — eine so wahre Freundin, dergleichen jetzt an diesem Hause thut? — Sie haben sie aber auch lange nicht eingeladen —

Ghrath. Sie nicht und Niemand.

Kanonikus. So eine feine Frau, der — ich kann's wohl sagen — die Worte wie Honig von den Lippen gleiten —

Emil. Sehr fein und süß — hat sie den Termin der Zahlung in drei Monaten unwiderruflich angesetzt.

Kanonikus. Da muß etwas anders dahinterstecken — das will ich wissen. Ich gehe zu ihr.

Ghrath. Keineswegés! —

Kanonikus. In dem Augenblicke. — Geben Sie Acht — wenn ich komme, wird Alles anders. Ei — noch gestern habe ich mit ihr Rabouge gespielt — sie hat mir zwei Schüsseln extra machen lassen. Die Bedienten lächeln schon drei Häuser weit, wenn sie mich sehen. Ich werde zu ihr in's Zimmer treten — und wie sie den alten Hausfreund gewahr wird — wird sie peccavi! rufen. Gebt Acht! (Geht.)

Ghrath. Nicht doch — ich zahle.

Kanonikus. Aber jetzt nicht. — Ist ja von einer so alten Freundin fälschlich gehandelt. — So werde ich in's Zimmer treten, so ihr mit dem Zeigefinger zärtlich drohen — dann mich auf meinen Stock lehnen, sie recht in's Auge fassen und sagen — »was hat mein Mäuschen gemacht? — Aufgekündet jetzt — den besten Freunden? Lieb alt Mäuschen, was ist das? Wie?" — Da werden die Thränen wie echte Perlen herabkugeln, die Aufkündigung wird zurückgenommen und morgen Mittag speist sie hier. Nicht wahr?

Ghrath. Nein!

Kanonikus (ärgerlich). Auf meine Kosten! — Ein Kapaun in Champagner gebeizt — das will ich wissen, wie? (Geht.)

Emil. Nie hätte ich geglaubt, daß eine Frau, die ihr halbes Leben in diesem Hause zugebracht hat, die so reich ist, in diesem Augenblicke, von ihrem Recht zu unserm harten Nachtheil Gebrauch machen würde.

Kanonikus (kommt zurück). Du kennst wohl das Gericht nicht? Wie! — Der Kapaun wird mit Champagner angefüllt, muß ihn durchaus bei sich behalten. Dann wird er gejagt und gehezt, daß der feine Geist ihn ganz und gar durch-

bringe. Dann appetitlich zugerichtet und genossen. — Unsere alte Freundin wird stets weichherzig bei dem Anblick von dergleichen. — Laßt mich nur machen! (Geht ab.)

Emil (zuckt die Achseln). Lieber Himmel, wie ist es möglich, daß man —

Ghrath. Laß den alten Mann, er kann sich nicht wohl mehr ändern. Mag er in seinen Verwöhnungen verkehren, so lange sie Niemand weh thun. Sie sind um nichts schlimmer, als die deinigen.

Emil. Leider kann ich Ihre Zufriedenheit nicht erlangen —

Ghrath. Laß sehen — ich denke immer, du wirst etwas darum thun. — Mein Sohn — du siehst wohl ein, wir und unsersgleichen müssen uns künftig anders führen, als zuvor.

Emil. Das wohl. Aber —

Ghrath. Jakob hat glücklicherweise schon früher den Beruf des Landlebens gewählt. Was er künftig anders und minder zu thun hat, als vorher, kann ihm leichter werden, als es dir und den übrigen ankommen kann.

Emil. Ich bitte, daß sie meinetwegen durchaus unbesorgt sein wollen.

Ghrath. Um dein Leben und deinen Unterhalt bin ich in der That nicht besorgt. Du hast Anlagen; du bist fleißig gewesen; du wirst es ferner sein. Talent und Thätigkeit bahnen sich überall Wege.

Emil. So hoffe ich.

Ghrath. Könnte das nicht hier bei uns sein — so müßten wir uns darein ergeben — daß du auswärts deinen Weg machtest.

Emil. So denke ich.

Ghrath. Willst du in der That nach Amerika?

Emil. Nun — ja! weshalb nicht? Man muß etwas unternehmen — man muß wagen.

Ghrath. Wenn man vorher wohl überdacht hat, was man unternehmen will — allerdings!

Emil. Es scheint, Sie trauen mir nicht zu, daß ich überdacht hätte.

Ghrath. So ist es und davon ist die Rede. — Du bist übler Laune gegen uns, gegen mich besonders.

Emil. Ich werde mir nicht erlauben —

Ghrath. Es zu bejahen? So viel traue ich dir zu. Aber es wäre mir fast lieber, du wolltest das. Dann würden wir Gelegenheit haben, uns gegen einander auszusprechen. — Emil! — Wenn das Wissen in dem Menschen nicht aufräumt und ordnet — so gebe ich nicht viel darauf.

Emil. Wie verstehen Sie das?

Ghrath. (mit Wärme). Sich Kenntnisse erwerben, sie gebrauchen, damit spielen und dann von einem Tage zum andern fortleben, abwarten, wo man hingestellt wird, um sie zu verwenden — das war bisher das Treiben der jungen Leute deiner Art und auch das deine. Das hat mir nie gefallen; jetzt aber beunruhigt es mich und es darf nicht so bleiben.

Emil. Was ist Ihre Meinung, das ich thun sollte?

Ghrath. Du sollst das Herz mehr gewähren lassen.

Emil. Mein Herz? Haben Sie Zweifel gegen meine Gesinnungen?

Ghrath. Werde ich dein Herz wohl gewahr, mein Sohn?

Emil. Da haben Sie ein hartes Wort ausgesprochen.

Ghrath. Ein nothwendiges. Du siehst, daß deine Mutter und ich mit Liebe um die Zukunft besorgt sind, und du erwiederst diese Bekümmerniß mit nichts, als mit etlichen kal-

ten Worten, höchstens mit einer Meinung, und endlich in übler Laune — mit der Redensart — ich will nach Amerika gehen!

Emil. Lieber Vater — was bleibt mir übrig? Ihr Entschluß ist genommen.

Ghrath. Einen Entschluß möchte ich von dir auch hören. Deinen Willen, mit Bedacht auf dein Glück und unsere liebevolle Sorge um dich.

Emil. Da sich hier alle Gesichtspunkte verändert haben, wie Sie sagen — und ich räume ein, daß es so ist — was soll ich hier?

Ghrath. Dir andere Gesichtspunkte aufstellen. Zieh' deine Neigung zu Rathe und laß uns über das, was möglich ist oder nicht, uns freundlich berathen.

Emil. Die allgemeine Beschränkung —

Ghrath. Fordert die freiwillige Beschränkung der Einzelnen. Stand und Verhältnisse ließen in früherer Zeit erwarten, daß sich leichter eine Stelle für dich finden würde, als jetzt.

Emil. Also?

Ghrath. Ist jetzt eine erhöhtere Verwendung nöthig, damit die Stelle deiner noch mehr bedürfe, als du der Stelle.

Emil. Das ist allerdings sehr gut gesagt.

Ghrath. Sehr wahr gesagt. — Ich bilde mir ein, der Gang der Geschäfte werde künftig von der Art sein, daß man den Mann von kaltem Wissen ohne lebhaftes menschliches Regen und Thun aufgeben wird, und den hervorziehen muß, der Herz und Charakter durch Wissen und Fleiß veredelt und bewährt.

Emil. Vielleicht!

Ghrath. Gewiß!

Emil. Entscheiden hier nicht die äußern Umstände, wie fast überall —

Ghrath. Es treibt alles rascher zum Ziele und dazu gehören die gesunden Kräfte eines regen Gemüthes. Maschinen, die in den Formen sich fortbewegen, — reichen nicht mehr hin!

Emil. Halten Sie mich für eine solche Maschine?

Ghrath. Ich besorge, du könntest dich dahin verlieren, nicht mehr zu werden. Es ist dir gleichgiltig, ob du das Eine thust, oder das Andere unterlässest. Du zeigst mir weder Reizbarkeit noch Leben, als darüber, daß ich entschlossen bin, die äußere Repräsentation unsers Hauses aufzugeben.

Emil. Ich gestehe, daß ich glaube, Sie gehen viel zu weit. Die Verminderung mancher Verhältnisse scheint mir hinreichend, den Zweck zu erreichen, den die Umstände nöthig machen.

Ghrath. Emil! Wir müssen nicht andere Menschen scheinen, wir müssen andere Menschen werden. Mich trifft Vorwurf genug, daß ich den Stoß des Schicksals abgewartet habe und nicht früher meiner Ueberzeugung gefolgt bin. — Die Liebe für deine Mutter — mag mir für diese Schwäche einige Nachsicht erwerben.

Emil. Wenn wir es aber allein sind, die plötzlich so tief herabsteigen —

Ghrath. Wir thun es freiwillig.

Emil. Wenn wir uns auf eine Weise abzeichnen, welche uns zum Gespötte macht —

Ghrath. Wer nicht stark genug ist, ein Achselzucken zu ertragen, wird nichts erreichen.

Emil. *Und was werden wir erreichen?*

Ghrath. Gleichmuth — für noch bedrückendere Schicksale, die möglich sind. Unabhängigkeit von Ereignissen, die noch kommen können.

Emil. Alle Aufopferungen können diese uns nicht verschaffen.

Ghrath. Mein Sohn — ich bedarf nicht der Kolonialwaren — ich kann leichten Muthes Allem entsagen, was die Verzärtelung nach und nach uns zum Bedürfniß gemacht hat — und wenn ich weiß, daß die Meinigen in der Stärke des Charakters auf sich selbst beruhen — achte ich auch den Tod nicht. Das ist Unabhängigkeit von allen Ereignissen, wie sie Namen haben mögen.

Emil (seufzt).

Ghrath. Deine Mutter findet sich nach und nach, das weiß ich. Du allein machst mich besorgt — kann ich dich gewinnen — so bin ich ein reicher Mann!

Emil (ergreift seine Hand). Lieber Vater! Sie setzen mich in Verlegenheit —

Ghrath. Wohl mir — so beginnt dein Herz zu reden.

Emil. Erwägen Sie nur, wie ich alles und alles hier verändert finde —

Ghrath. Wahr! — das lose Gebäude hat dem harten Stoße nicht widerstreben können. Nur etliche Wände mit bunten Verzierungen sind noch stehen geblieben. Sie schützen uns nicht, sie freuen uns nicht — laß uns sie vollends freudig niederreißen und eine Hütte bauen, die uns deckt, und aus der wir ohne Verzweiflung scheiden können, wenn's Noth thut.

Emil. Meine Schwester hatte eine so ansehnliche Partie —

Ghrath. Ihr Herz war nicht dabei.

Emil. Der Mann hat sie verlassen —

Ghrath. Weil der Vater weniger gilt.

Emil. Sie liebt einen so gewöhnlichen Menschen —

Ghrath. Der Fleiß, Sinn, Erwerb und ein Herz hat.

Emil. Sie willigen in der That in diese Verbindung?

Ghrath. Mit freudigem Herzen.

Emil. Ist's möglich? Sie kennen die Welt —

Ghrath. Wie sie nun werden muß und werden wird.

Emil. In Ihren Jahren entsagt man manchen Dingen; aber —

Ghrath. In sechs Jahren wirst du über alle Einwendungen lächeln, die du mir eben gemacht hast.

Emil. Möchte es Ihnen doch möglich sein, die Veränderungen, welche Sie machen wollen, nach und nach zu beginnen.

Ghrath. Die Menschen respektiren nur, was mit der vollen Entschlossenheit geschieht.

Emil. Aber —

Ghrath. Vergönne mir den Segen des Beispiels. Heute werden wir belächelt, in kurzer Zeit begriffen und dann bald nachgeahmt.

Emil. Ist es denn wahr, daß Sie allen Hausrath veräußern wollen?

Ghrath. Sollte ich nicht mit solchem Hausrath, wie ihn eben die Nothwendigkeit erheischt, ein ganz achtbarer Geheimerath sein können?

Emil. Aber Ihre Freunde?

Ghrath. Die es in der That sind — werden meine Freunde bleiben. Die sich vor dem einfachen Hausrathe zurückziehen — erzeigen mir die Wohlthat, daß etliche Karnevalsmasken weniger mit uns verkehren werden!

Emil. Ihre Grundsätze sind trefflich; aber in der Anwendung wirkt so manchen ganz anders, wie es lautet.

Ghrath. Wenn nun alle unsere Habe ein Raub der Flammen geworden wäre!

Emil. Dann würden wir die Würde der Unglücklichen haben.

Ghrath. Die Würde der Selbstherrschaft geht über Alles.

Emil. Die schönen Träume des Ehrgeizes —

Ghrath. Diese Luftgebäude kann ein Tag zerstören! Die Grundsätze der Ehre liegen in unserer Brust, und keine Macht auf Erden kann sie überwältigen. — Laß die Ersten dahin sein — sichern wir die Anderen.

Emil. Was soll ich aber unternehmen?

Ghrath. Der Menschheit nützlich sein. Mit Wissen, Thun und Ausdauer die Angelegenheit der Menschheit fördern. Viel sein, darin viel gelten und so wenig als möglich bedürfen.

Emil. Und Sie beharren darauf — daß Sie außer dem, was die Gesetze für die Bedürfnisse des Vaterlandes Ihnen abfordern, noch freiwillig von Ihrem Einkommen abgeben wollen?

Ghrath. Ja. Ich weiß gewiß, ihr werdet mir es leicht machen.

Emil. Wenn Sie aber zum Beispiel die Schuld von Frau von Bauern in drei Monaten abtragen müßten! —

Ghrath. Gleichwohl! Den Fall habe ich wohl bedacht, denn ich konnte ihn vorhersehen.

Emil. Wird das alles möglich sein?

Ghrath. Emil! Man muß recht viel wollen, um recht

Vieles zu können! Was werden wir nicht vollbringen können, wenn wir Alle zu einem Ziele ausgehen!

Emil. Wohlan! Es sind — wir wollen es.

Ghrath. Gewiß?

Emil (ergreift des Geheimeraths Hand). Ich will Ihrer Entschlossenheit nicht nachstehen.

Ghrath. Gott sei gedankt!

Emil. Ich gehe ganz in Ihre Plane und Absichten ein und thue es mit Muth.

Ghrath. Mit der Freudigkeit, welche die Ueberzeugung gibt — dann kommt etwas Ganzes heraus!

Emil. Sie haben mich gewonnen — die Ueberzeugung wird folgen.

Ghrath. Sie wird folgen und wir behalten unsern Emil hier. Wir erhalten ihn neu geschenkt, er lebt, empfindet und will mit uns, als Haus- und Herzensgenosse —

Emil (umarmt ihn). Ihre Freude belebt und entzückt mich! Mein guter Vater!

Ghrath. Das sehe ich und es macht mich zum reichen Manne! — Aus deinen Augen spricht die Treue, das innige Wohlwollen, der kindliche Sinn. — Laß mich dich noch einmal recht darauf ansehen — ja — nun kann ich Trost und Glauben aus deinem Anblicke nehmen. Vorher — wahrhaftig, es redete nichts aus den Augen und mein Blick zog sich davon zurück, wie von abgestorbenen Fenstern. — (Gerührt.) Es hat mich manchmal recht beklommen gemacht.

Emil. Sie haben mir doch zu viel gethan!

Ghrath. Was beginnen wir nun? — Wir wollen vor die Stadt gehen — in's Kornfeld. — Im Zimmer ist meines *Bleibens nicht*. Mir ist so wohl — ich möchte zum Fenster

hinausrufen, daß hier hohes Fest ist! Emil! Emil! wie sind wir so reich, da wir arm sein wollen! — Deine Mutter — — freilich, da wird es lange dauern, ehe sie dem Besitz der Kleinigkeiten entsagen lernt.

Emil. Ich will mit ihr reden —

Ghrath. Nein. Das nicht — sie muß selbst auf unsere Seite herüber treten, und das wird sie auch. (Lächelt.) Weißt du nicht — wenn wir spaziren gehen — niemals läßt sie sich führen, noch sich den nähern oder bessern Weg zeigen. — Stehen wir aber ein Weilchen still — nun — dann findet sie allmälig das Bessere. So wird es auch hier geschehen, verlaß dich darauf!

Emil. Treuer Führer — Sie haben mir einen köstlichen Tag gegeben. Das selige Gefühl der reinen Kindlichkeit ist erwacht und mit diesem eine Kraft entgegenzustreben, die fast verloschen war. Vor einer Viertelstunde hätte ich es für unmöglich gehalten, daß ich so aufgefrischt in die Zukunft blicken könnte. Wohl! Ich gelobe es Ihnen, mit jedem Tage sollen Bedürfnisse aus der Reihe schwinden und die stille Gewalt der Unabhängigkeit soll zunehmen. Der Himmel segne Sie für den Geist, den Sie heute über mich haben kommen lassen! (Geht ab.)

Ghrath. Nun — was sind denn die paar Kapitalbriefe, die darauf gegangen sind, gegen die Wonne, die mir jetzt eben dadurch wird, daß die Geldbeutel zum Kuckuck sind! — Weg mit allem Tand der verweichlichten Sitte — ich möchte alle Bronzen und was dazu gehört, gleich vor der Hausthür öffentlich und jubelnd ausbieten. Je mehr die Sachen außer Gehalt und Brauch kommen, je mehr suchen sich die Menschen; und sie finden sich, weil sie sich brauchen. — Ueberall

aufgeregte Herzen — überall erhöhter Wille — der Neid kommt aus der Mode — die Unterscheidungen thun minder wehe — das soll ein Leben werden voll Herz und Ernst — Vivat das Schicksal! — Es bringt uns auf die rechte Stelle!

Zwölfter Auftritt.

Geheimerath. Geheimeräthin.

Ghräthin. Weshalb der Jubel und die Herrlichkeit?

Ghrath. Weil wir große Herren werden.

Ghräthin. Wo sehe ich den Eingang?

Ghrath. Beim Ausgange aus der alten Mummerei.

Ghräthin. Ich habe dich Vivat rufen hören!

Ghrath. (reicht ihr die Hand). Ja, Vivat! — Liebe Karoline, bald rufst du es mit mir.

Ghräthin. Das scheint mir nicht so.

Ghrath. Mit uns Allen wirst du einstimmen, glaube es mir!

Ghräthin. Sobald du die große Herrschaft antreten wirst.

Ghrath. Die Herrschaft über uns selbst und unsere Vorurtheile können wir jede Stunde antreten.

Ghräthin. Wo ist eine rechtliche Empfindung, die jetzt nicht Vorurtheil gescholten wird! — Doch — gerathen wir nicht wieder auf das alte Kapitel! —

Ghrath. Recht so — beginnen wir ein neues mit Lust und Liebe.

Ghräthin. Ist es wahr, daß die schönen Meubeln aus deinen Zimmern verkauft werden?

Ghrath. Ich hoffe, du wirst mir darin folgen.

Ghräthin. Zuverlässig nicht. — Ei, des großen Kapitals, was damit gewonnen wird!

Ghrath. Es trägt immer etwas.

Ghräthin. Einem Manne von acht und zwanzig Jahren möchte man eine Thorheit der Art hingehen lassen —

Ghrath. Karoline! In unsern Jahren sind die Spielwerke verbraucht, die in frühern Jahren uns hinhalten. — Ist es nicht klug und gut, daß wir sie jetzt aufheben — wo es uns nicht mehr gut läßt, Werth darauf zu legen?

Ghräthin. So werden wir denn außer dem alltäglichen Hausrath künftig nichts mehr besitzen?

Ghrath. Wir werden uns so befinden, daß wir die ganze Herrlichkeit in zwei Stunden etwa versenden können — oder sie ganz und gar aufgeben, wenn's Noth thäte!

Ghräthin. Es ist unerhört!!

Ghrath. Zum Theil! — Die Bilder deiner Eltern aber — geben wir nicht weg.

Ghräthin. Sehr vermuthlich.

Ghrath. Die sollen unsere Hausgötter werden!

Ghräthin. Ja, diesen werde ich mein Leid klagen dürfen, denn du achtest nicht darauf.

Ghrath. Deine Mutter besonders war eine treffliche Frau. — Auf alles gefaßt, Rath und That beisammen.

Ghräthin. Solche Dinge hat sie nicht erlebt.

Ghrath. Sie war allen Ereignissen gewachsen, denn sie war gleichmüthig, wußte jedem Dinge die leidliche Seite abzugewinnen, und darin vorzüglich bewährte sie die Hausfrau, daß sie dem Unvermeidlichen entschlossen entgegen trat.

Ghräthin. Sie wußte ihre Rechte zu vertreten, wich niemals von ihrer Ueberzeugung, und niemals hat sie dem Kleinmuth sich hingegeben.

Ghrath. Ganz recht! Das ist es, wo ich dich erwarte.

Ehräthin. In wie fern? —

Ehrath. Es werden uns Dinge betreffen — wo du wahrscheinlich mehr Muth und Ausdauer erhalten wirst, als ich.

Ehräthin. Die größte Geduld beweise ich, seit ich deinen ausschweifenden Ideen nur Gehör gebe! Ich beweise sie in diesem Augenblicke, da ich das Gespräch noch fortsetze.

Ehrath. Auf gewisse Weise — denn meine Ideen gefallen dir nicht, du bist lebhafter, wie deine Mutter, viel reizbarer; aber da du weißt, daß es mir Mühe macht, eine Ueberzeugung durchzuführen, die dir nicht angenehm ist: so suchst du gleichwohl, aus Liebe für mich, deinen Unwillen nicht lauter werden zu lassen, als es dir möglich ist, ihn zurückzuhalten.

Ehräthin. Das ist sehr wahr — Und es ist nicht billig, daß du deshalb meiner Sorgen gar nicht achtest.

Ehrath. Was kannst du besorgen, daß ich nicht in deiner Seele früher als du schmerzlich empfunden hätte!

Ehräthin. Ehedem war es so!

Ehrath. Und wie muß ich der Fürtrefflichkeit deines Herzens gewiß sein, da ich meine Wünsche, ohne deine Beihilfe, gar nicht ausführen kann, da ich weiß, daß sie jetzt nicht die deinigen sind, und doch gewiß bin, du wirst mir alles erleichtern, was du vermagst.

Ehräthin. Ich kann ertragen, was nicht zu ändern ist — ich kann Geduld haben — aber von aller Mitwirkung wirst du mich frei sprechen.

Ehrath. Man wird anfangs über mich lachen —

Ehräthin. Und über mich —

Ehrath. Sicher nicht; aber man wird sich über deine Nachgiebigkeit wundern —

Ehräthin. Das ist wohl sehr einladend für mich —

Ehrath. Allerdings! Es steht in deiner Gewalt, mich geltend zu machen. Sobald man uns beide zu einem Zwecke handeln sieht, so erhalte ich und mein Thun Werth durch deine Billigung.

Ehräthin. Wenn dringende Nothwendigkeit eine so auffallende Veränderung erheischte, als du vor hast: so würde ich mich fügen.

Ehrath. Nothwendigkeit läßt keine Wahl; und wo bliebe dann das Verdienstliche deiner Zustimmung?

Ehräthin. Es ist die Eitelkeit, ein auffallendes Beispiel zu geben, welche dich alle Rücksichten vergessen läßt.

Ehrath. Wir bedürfen kräftiger Handlungen zur Rettung des Vaterlandes!

Ehräthin. Wird unsre Erniedrigung es retten?

Ehrath. Wir bringen unsre Gabe dar — je höher sie zu stehen kommt, je gutwilliger ist sie gewidmet.

Ehräthin. Soll ich künftig als Handwerkerin gekleidet gehen, oder als Bäuerin?

Ehrath. Du wirst in Auswahl und Form Geschmack beweisen. Wer weiß, ob du nicht eine Tracht ersinnst, die von dir den Namen bekommt.

Ehräthin. Werden ich und die Kinder die Hausdienste leisten sollen?

Ehrath. Wir schaffen ja keine Hausgenossen ab!

Ehräthin. Bediente und Mägde heißen also künftig Hausgenossen?

Ehrath. Dank deinem Wohlwollen, daß sie stets so gehalten worden sind!

Ghräthin. Diese sollen also nichts vermissen, während wir ihnen uns gleich stellen?

Ghrath. So lasse das gute Schicksal es mich ausführen!

Dreizehnter Auftritt.

Jakob. Vorige.

Jakob. Lieber Vater — der Onkel ist nach Hause gekommen, ist ganz still und wie tiefsinnig.

Ghrath. Aha — ich denke mir das!

Ghräthin. Aber du achtest es nicht! Nicht seinen Kummer, nicht meine Wünsche!

Ghrath. Hm! ich könnte das alles mit einem Worte beantworten — aber — gestatte mir, daß ich es nicht thue.

Jakob. Liebe Mutter, Sie sollten dem Onkel ein freundliches Wort sagen. — Er ist wahrlich gar zu niedergeschlagen.

Ghräthin. Ich will es. (Geht ab.)

Ghrath. Nicht doch — laß mich die Sache mit ihm abthun.

Ghräthin. Dein Starrsinn — denn so muß ich dein Betragen nennen — soll den guten alten Mann nicht noch tiefer kränken. (Geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Geheimerath. Jakob.

Ghrath. Es ist mir nicht gelegen. Deine Mutter wird ein großes Mißvergnügen beleben. Ich habe ihr das ersparen *wollen — es kann* aber nicht sein.

Jakob. Ich kann mir es schon denken, die Mutter hat immer viel auf diese Frau gehalten. Sie that ja auch, als könnte sie ohne uns gar nicht sein und leben. — Jetzt wird alles anders.

Ghrath. Es werden sich mehrere zurückziehen.

Jakob. Desto besser! So sind w i r e i n s dem a n d e r n nur um so lieber und nöthiger. Darauf freue ich mich recht von Herzen.

Ghrath. Ich auch! —

Fünfzehnter Auftritt.

Eckers. Vorige.

Eckers. Der gute Onkel wird unten recht laut! Unsere liebe Freundin war ganz stumm — nur einen Ausruf that sie — dann verbarg sie das Gesicht in das Kissen des Sopha!

Jakob. Der Onkel aber mag seltsame Dinge vorhaben; denn einige Male hat er die Arme weit ausgebreitet — reden wollen — hat es aber unterdrückt, sich gesetzt und wieder starr auf eine Stelle gesehen!

Eckers. Begreiflich! Er ist überall ein Feind jeder Unrechtlichkeit — aber wenn Standespersonen etwas begehen, was nicht liberal oder gar — etwas gemein ist — so kann er des Zornes gar nicht Herr werden.

Ghrath. Die alte Dame von Bauern — ist mir eine liebe Person. — Ja, ja, seht mich nur darauf an — ihre Aufkündigung bringt uns zum Ziele. Meine Frau hat viel Ambition — aber auch recht viel Ehre. Daß die gestrenge Frau recht p r o m p t ausbezahlt wird —

Eckers. Daß sie vor der Zeit ausbezahlt wird — das wird nun ihr einziges Trachten werden.

Ghrath. Wir werden nun bald den prächtigen Tand verkaufen dürfen.

Jakob. Mir wäre es besonders lieb! Ich bin wohl kein Bauer geradezu — aber zu dem Wesen hier im Hause habe ich doch niemals recht taugen können. Wie es nun werden wird — gehöre ich zur Sache!

Eckers. Sie können ja früher abtragen, wenn Sie wollen. Habe ich nicht einen stattlichen Kapitalbrief — er liegt unter ihren Papieren.

Ghrath. Nimmermehr!

Eckers. Heben Sie nur den Aktenstoß rechter Hand etwas auf —

Ghrath. Alter Freund! (Reicht ihm die Hand.)

Jakob. Das wundert mich gar nicht, daß Sie das thun wollen, obschon es mich recht freut.

Eckers. Ich danke, lieber Pathe — so ist es auch.

Ghrath. Der Nothpfennig — der Stab für die alten Tage —

Eckers. Da steht er, der Stab für meine alten Tage — (gibt Jakob die Hand) und es ist ein sicherer Stab!

Jakob. Nicht wahr? — Sollte ich aber verloren gehen — auf Emil können Sie rechnen, das glauben Sie mir!

Ghrath. Nein! Ich kann es nicht annehmen — wahrlich nicht!

Eckers. Ei! Ich will ja Zinsen haben. — Das Geld gehört dem Jakob — und dem soll und muß es verzinset werden.

Ghrath. Der ganze Besitz — den ein wackerer Mann so mühsam erworben hat —

Eckers. Falsch — grundfalsch das! Ich habe zurückgelegt, was ich nicht brauchte, und da sie nun Alle wenig gebrauchen wollen, was werden Sie erst zurücklegen!

Ghrath. Ich nehme es an.

Eckers. Versteht sich!

Ghrath. Ich kann den längst bewährten Freund darum nicht mehr lieben — aber ich bin in einer so eigenen Bewegung — sieh mich an und freue dich der schönen Gefühle, die du erregt hast. — Ich will sie mit Wortgepränge nicht verderben. (Geht in sein Zimmer).

Jakob. Herr Pathe — wenn ich in der Welt zu etwas komme, dann will ich es eben so machen. Sie sollen wohl Ihre Freude an mir haben. (Geht ab.)

Eckers. Die habe ich jetzt schon an dir, ehrlicher Bursche! Ich kann meinem Jugendfreunde einen kleinen Dienst leisten, und er sieht, daß ich es gern thue. Hätte ich in meiner Jugend mich mit auf die Hatze nach großen Stellen begeben — wer weiß, so könnte ich wohl nicht so viel anbieten und — wäre vielleicht so schwach und trocken worden, daß ich nicht mit zugreifen möchte, selbst wenn ich es könnte. — Sei zufrieden, Jakob Eckers, daß du nicht höher hinauf gewollt hast. — Aber die Frau muß von meinem Anerbieten nichts wissen, sonst will sie Rücksichten nehmen und Höflichkeiten gegen mich exerciren — dann müßte ich wieder dergleichen thun und — da wären wir am letzten Ende noch auf der Maskerade — das will ich nicht. — Sie sollen mich immer sofort wie den Haushund unter sich herum gehen lassen. — Einen Stoß hat mir noch Keiner gegeben; einige streicheln

den alten Philax, und die übrigen lassen ihn gewähren. — Das Plaudern muß ich verbitten. (Geht nach des Geheimeraths Zimmer.)

Sechzehnter Auftritt.

Vorige. Kanonikus.

Kanonikus (geht gerade auf Eckers los). — Ja — und die geht nun stets den besten Kanzelrednern nach —

Eckers. Wer? — die Frau von Bauern? —

Kanonikus. Und ist doch so — so — unartig!

Eckers. Sie war immer so.

Kanonikus. Ich bin — (setzt sich) ich bin ganz weg. Sagen Sie selbst — kommen Sie doch zu mir her, daß ich nicht so schreien muß.

Eckers. Recht gern! (Tritt zu ihm.)

Kanonikus. Für was beschert die Vorsicht Habe und Gut, ein schönes Haus, liebe Freunde — wenn man so — so — (springt auf) so verdammlich handeln kann! Wenn man die besten Freunde in den Grund verderben will! Hat sie nicht zu tausendmalen mit uns angestoßen — genippt — und wieder angestoßen, daß es mir noch in den Ohren klingt — und daß mir bei dem Klange und dem herrlichen Bouquet, was der Wein hatte, die Freundschaftsthränen in die Augen getreten sind, und haben innerlich gedacht — das ist ein Fundament-Eckstein von Freundschaft! Ja, ja — (äußerst bewegt) so habe ich gedacht, und nun — da es gelten soll — welchen Klang läßt die alte Freundin vernehmen?

Eckers. Einen sehr heiseren.

Kanonikus. Was? — Ihr Gemüth ist kein echtes *Gut — es hat einen Riß* — einen Sprung.

Eckers. Wir werden deren mehrere kennen lernen.

Kanonikus. Glaube es, lieber, alter Eckers, glaube es! — Da wird nicht Einer sein, der die Kourage hat, nach und nach mit Anstand zu Grunde zu gehen. Ei, so hole sie der — — nun — ich habe ihr die Meinung gesagt —

Eckers. Das traue ich Ihnen wohl zu.

Kanonikus. Das Kinn hat ihr gezittert, wie dem hölzernen Wackelmann auf dem Kamine unten im Gartensaale. Sie hat sich nicht geschämt, aber geärgert.

Eckers. Das kann ihr nicht schaden.

Kanonikus. Wo habe ich denn aber meine Augen gehabt, daß ich — — denn ich habe ihr und andern dergleichen nicht zugetraut — (Zornig). Fast sage ich — mein Herr Schwager hat Recht, daß er alles abschafft.

Eckers. Nicht wahr?

Kanonikus. Wäre es auch nur, um dergleichen Leute zu ärgern. — Wie? — Aber ich will doch die Verbauerung der Familie nicht mit ansehen. Ich ziehe fort — und — ich denke — ich gehe weit — weit von hier!

Eckers. Weshalb?

Kanonikus. Die innerliche Erboßung ist zu groß.

Eckers. Nun — nun! Sie sind doch auch so etwas von einem geistlichen Herrn!

Kanonikus. Hm! — Wir protestantischen Kanonici — Sie wissen — wir nehmen es denn weiter nicht so genau — wie?

Eckers. Es ist noch immer Zeit dazu!

Kanonikus. Nicht wahr? — Ich bin da auf einen Gedanken gekommen — der ist, meine ich — gut. Von dem Kanonikate — habe ich denn dermalen nichts mehr, als

den Tittul! — Wie wäre es, wenn ich gerade jetzt für das ehedem Genossene noch einen christlichen Helden abgeben wollte! — Wie?

Eckers. Nun — man kann ein Held sein, ohne je die Stube verlassen zu haben!

Kanonikus. Ich will aber — was meinen Sie? — ich will zur See gehen!

Eckers. Zur See? — Hm!

Kanonikus. Zur See! — Sagen Sie mir, — wie weit ist Tranquebar?

Eckers. Dahin wollten Sie?

Kanonikus. Lachen Sie nicht! — Ich habe von den Missionarien gelesen — sie sind wahre Helden, und sind mitunter hoch respektirt worden —

Eckers. Mitunter — ja!

Kanonikus. Dörfer und Städte sind ihnen bei der Ankunft entgegen gegangen.

Eckers. Aber vor der Ankunft — ?

Kanonikus. Ja — da — da hat es manchmal an Lebensmitteln sehr gefehlt.

Eckers. Und die Fliegen und anderes Ungeziefer haben den armen Leuten sehr zugesetzt.

Kanonikus. Hm! Das ist wieder wahr. — Aber es ist doch wahr, daß sie eine christliche Art von Ritterschaft treiben und hochgeachtet werden. — Was soll ich thun? Wie? — Hier hört alles auf — ich kann nicht am hellen Tage wie ein Nachtwächter in der Stadt umhergehen. Ich muß wahrlich fort.

Eckers. Nicht doch! — am wenigsten nach Tranquebar.

Kanonikus. So geben Sie mir einen andern Rath. —

Etwas muß ich vornehmen. Denn wenn ich nicht mehr so leben kann, wie bisher, so muß ich anders leben. Wie nun aber? — He! —

Eckers. Schreiben Sie die Geschichte Ihres Stiftes —

Kanonikus. Hat keine Geschichte.

Eckers. Sie haben nach Tranquebar reisen wollen, um Heiden zu bekehren.

Kanonikus. Je nun — von wegen der christlichen Ritterschaft —

Eckers. Ueben Sie diese hier?

Kanonikus. Hm!

Eckers. Nun?

Kanonikus. Wir — sehen Sie — Herr Eckers — wir sind weder christlich noch ritterlich mehr.

Eckers. Wer weiß, was wir jetzt wieder werden?

Kanonikus. Mit einem Worte — so kann's nicht mehr mit mir fortgehen, wie es zeither gegangen ist — was soll's dann werden? Ich verlange einen brauchbaren Rath.

Eckers. Bekehren Sie keine Heiden — bleiben Sie hier und bekehren Sie die Thoren.

Kanonikus (ärgerlich). Da würde ich erst nichts zu thun haben.

Eckers. Wie so?

Kanonikus. Weil man die Narren nur bessert, wenn man sich gar nicht um sie bekümmert. — Hm! Wenn die jungen Leute hier im Hause verheirathet wären — so könnte man sich verwenden, daß ihre Kinder nicht Thoren würden — das wäre denn doch etwas!

Eckers. Tragen Sie dazu bei, daß Ihre Nichte Eberhardine —

Kanonikus. Den Krämer heirathen? — Hm! — Zwar — jetzt wird ja wohl alles fein demüthig hergehen, und da — mag sie heirathen, wen sie will.

Eckers. Es bleibt Ihnen noch etwas Kapital — legen Sie es mit Jakob an, lassen Sie ihn eine größere Pachtung übernehmen. Studiren Sie die Landwirthschaft. Es ist ein vornehmes Studium.

Kanonikus. Ja. Das wohl! Aber — um vier Uhr Tag — um die Zeit löschte ich vordem mein Licht aus und ging zur Ruhe. Neun Uhr zu Bette — da rangirte ich sonst die Partien.

Eckers. Wenn Sie ein Philosoph sein wollen —

Kanonikus. Dergleichen müßte ich nun auf mich nehmen — ich bin sonst eben nicht darauf ausgegangen. — Es mag noch das Beste sein. Der Jakob muß mir aber die Sache vortragen —

Eckers. Allerdings!

Kanonikus. Und muß mir das Werk mit antragen.

Eckers. Die Philosophie?

Kanonikus. Die fällt uns auf dem Blachfelde von selbst zu. So sei es denn darum. — Er soll eine Pachtung suchen — ich trete mit an. — Es wird schon gehen. Ja! Nur des Abends, wo ich die Partien gewohnt bin — da wird mich noch lang eine Angst überfallen — wie Gott will — ich werde ein Philosoph und ein Bauer. Es soll aber nichts bekannt gemacht werden. Die Leute mögen es so nach und nach gewahr werden.

———

Siebzehnter Auftritt.

Geheimeräthin. Jakob. Emil. Vorige.

Ghräthin. Wo ist mein Mann?

Eckers. In seinem Zimmer!

Ghräthin (will dahin).

Kanonikus. Schwester — ich werde mich der Landwirthschaft befleißigen —

Ghräthin. In der That?

Kanonikus. Und ein Philosoph werden.

Ghräthin. Das liegt schon in dem Entschlusse zum Landleben.

Kanonikus. Es soll aber noch nichts davon unter die Leute kommen. Hörst du? —

Emil. Onkel — wir können alle noch sehr glücklich werden! —

Kanonikus (halblaut). Ich glaube kein Wort davon; aber wir thun wohl, wenn wir es den Leuten weiß machen.

Ghräthin. Mein Mann geht zu weit, das bleibt wahr; allein in vielen Dingen hat er doch Recht.

Jakob. Der Vater fährt gut — laß uns nur mit einsetzen.

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Geheimerath.

Ghrath. Da seid ihr ja alle beisammen und, wie ich glaube, auf dem Wege zu mir?

Emil. Mich haben sie wieder auf den rechten Weg gebracht, Vater!

Jakob. Nun wirst du auch bald vorwärts kommen. Ich kenne dich.

Ghräthin. Beantworte mir eine Frage: — Hast du gewußt, daß Frau von Bauern so unfreundlich an uns handeln würde?

Ghrath. Ich habe es nicht gewußt — aber ich habe es vorausgesagt. Wenn das Verhängniß einmal recht fest zugreift, so bleibt von solchen Verbindungen nichts übrig, als das Aergerniß, sich so lange damit geschleppt zu haben.

Kanonikus. Ja — so zu sagen. Aber da haben der Herr Bruder auch so eine Flankenirwaffe ergriffen, indem Sie sagen, das Verhängniß. Wer jetzt nicht mehr aus und ein weiß, der steckt sich augenblicklich hinter das Verhängniß und rumort damit. Ich erlebe, daß nächstens in der Zeitung ein Diebstahl damit anhebt: »Das Verhängniß hat bei mir einbrechen lassen, u. s. w.

Ghräthin. Mein lieber Ferdinand — ich weiß nicht, wieviel du hast, und wieviel dir fehlt.

Ghrath. Durch den habe ich die Hälfte —

Eckers. Pst!

Ghräthin. Wie ist das?

Eckers. Ein Spaß!

Jakob. Der uns das Wasser in die Augen gebracht hat.

Ghrath. Er hat den Kapitalbrief über sein Ersparniß mir freundlich aufgedrungen.

Eckers. Ein braver Mann — bis auf die Neckereien. (Geht ab.)

Ghräthin. So — so komme ich denn freilich später und minder gutmüthig.

Ghrath. Das kann nicht sein, denn gutmüthig bist du.

Emil. Die Mutter hat mit mir alles Silbergeräth zusammen getragen und ihre Juwelen — und wünscht, daß Sie uns die Frau von Bauern aus dem Gesichte schaffen.

Ghräthin. Da hier ist der Schlüssel zu den blanken Habseligkeiten. Schaffe sie weg und — da ich die Erfahrung mit meiner ältesten Freundin gemacht habe: so verlasse ich diese Gattung Welt, und gehe willig in die über, wo du uns einführen willst.

Ghrath. Gewiß? Und du thust es willig?

Ghräthin. Siehst du Zwang an mir?

Ghrath. Gottlob, nein! Du bist stets wahr, und man kann sich immer treulich mit dir berathen. — Emil — Jakob — dabei bleibt!

Ghräthin. Jetzt laß uns die neue Bahn frisch beginnen — der erste Schritt sei der — Eberhardinen unsere Bewilligung zu ihrer Heirath zu geben.

Jakob. So fängt's brav an! — — Augenblicklich hole ich den neuen Schwager! (Geht ab.)

Kanonikus. Ei — das — das ist denn doch etwas schnell — sollte ich meinen. Wie?

Ghrath. Laß uns rasch angreifen! Die Welt eilt — wir wollen nicht zurückbleiben.

Kanonikus. Wie ist denn aber das — wenn der Herr Eckers sich mit meinem Kapitalbriefe hat vernehmen lassen — wie ich höre? Dergleichen hätte ich ja ebenfalls gekonnt! Wie? Nun — laßt mich nur mit der Philosophie in Richtigkeit gekommen sein — dann werde ich nicht zurückbleiben!

Eckers. Draußen gehen Ihre Leute hin und her — sie

möchten danken, daß sie beibehalten werden sollen. Ich denke, Sie heben hier das pro und contra auf und treten unter die Zufriedenen.

Ghrath. Komm, Karoline — laß uns das thun! — Wir verlieren Land — sie behalten Unterhalt. Ich denke, damit haben wir uns für die Zukunft um ein leidlich Schicksal verdient gemacht! —

Liebe und Wille.

Ein ländliches Gespräch
in einer Handlung.

(Erschien 1811.)

(Zum Besten der Hinterlassenen derer, welche im Kampfe für das Vaterland geblieben sind.)

Personen.

Gerhard Faber, Müller.

Seine Frau.

Heinrich, }
Sophie, } deren Kinder.

Jakob Wernau, }
Walter, }
Johanna, seine Frau, }
Berthold, Schmied, } Landleute.
Wilhelm, }

Der Verwalter.

Bauern und Bäuerinnen.

Erster Auftritt.

(Freier Platz am Ende des Dorfes, vor der Wohnung des Müllers.)

Der Müller. Die Müllerin.

Müller (im Heraustreten). Laß uns heraus gehen, es ist nicht meines Thuns in den vier Mauern!

Müllerin. Da d'rinnen kann man auch reden, sich einander vernehmen und ansehen, hier aber nehmen Luft und Lärm die Worte vom Munde weg.

Müller. Die Wolken ziehen, wie unsere Gedanken und Wünsche, frisch fort, weiter hinaus! Lärm ist noch zur Zeit nicht da; denn Alle sind heimgegangen und reden sich aus weit und breit, und beschließen, was zu thun ist.

Müllerin. So sollten wir's auch. — Gethan muß werden. Wem Gutes widerfahren ist, der thue Gutes.

Müller. Hier, unter Gottes freiem Himmel, sei das bedacht. Was recht ist und ehrbar, was wohlgefällig ist und wohlthuend — das erdenkt sich nirgend besser, und gedeiht nirgend besser, als wenn man frisch hinauf blickt in das klare Blau!

Müllerin. O ja — und da kommt dort ein Wagen mit Korn, will nach der Mühle zu —

Müller (hinaus deutend). Dort walten die großen Flügel — fahrt zu!

Müllerin. D'rinnen schreien die Kinder mit ihren Spielgenossen —

Müller. Sie jauchzen für Freude —

Müllerin. Springen über Kisten und Kasten —

Müller. Aus freudigem Gemüth —

Müllerin. Zerbrechen und zerschlagen —

Müller. Was nicht mehr halten will. Laß sie heute meinetwegen in Stücken brechen, was schwächer ist, als sie. Laß ihre Freude stark sein, waren sie doch auch stark in der Noth.

Müllerin. Ich sage so: wer in der Freude —

Müller. Heraus mit der Rede; denn ehe kommen wir nicht zur Sache. Was sagst du?

Müllerin. Wer in der Freude keine Ordnung zu halten weiß, versteht in der Noth nicht anzugreifen.

Müller (mit Muth). Wer in der Noth an seinem Platze zu bleiben wußte, der darf einen Sprung thun, wenn's Freude gilt.

Müllerin. Nun, so springe denn in Gottes Namen! Aber ich springe nicht mit.

Müller. Und halte du Ordnung in deiner Freude — am Ziele werden wir doch bei einander sein.

Müllerin (etwas hastig). Wovon soll denn nun die Rede sein?

Müller. Von der Freudigkeit.

Müllerin. Ja nun. So wohl! — Freudig bin ich von ganzer Seele, das weiß Gott!

Müller (mit Herzlichkeit). Weiß das und thut mir wohl; aber, was treiben wir nun, daß die Freudigkeit nicht mit der Abendsonne hinunter geht? Wie stellen wir es an, daß wir uns morgen noch an unserer Freudigkeit erfreuen, und die andere Woche noch, und so viele Wochen und Jahre noch, als wir auf der Welt leben? He? Das muß ausgeführt sein, und zur Stelle!

Müllerin. Ja so? Hm! Ja, das ist denn freilich zu bedenken. — Ei nun — wir — ja, wir thun eben was Gescheites und was Gutes aus Freudigkeit und zum Gedächtniß der Freudigkeit, die uns Gott nun verliehen hat.

Müller. So ist's recht!

Müllerin. Und in der Ordnung!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Jakob Wernau.

Wernau. Guten Tag, Nachbarn! (Er grüßt, reicht die Hand, will weiter.)

Müller. Wohinaus? Den guten Tag haben wir schon; nun reden wir von andern Dingen!

Wernau. Ein andermal. Es ist mir heute nicht um's Reden, sondern um's Gehen. (Will fort.)

Müllerin (hält ihn auf). Können doch die Männer nichts denken und wollen, sie meinen, sie müßten gleich dabei auch hantiren.

Wernau. Frau! Gott läßt es uns wohl werden, denn unsere Kinder sind nun wieder da.

Müllerin (ehrerbietig befremdet). Unsere Kinder? Ei! Nachbar —

Wernau. Ja, so sage ich! Denn wir sind Alle, wie wir sind, des Königs Kinder; und so sind seine Kinder auch unsere Kinder.

Müller. Freilich! Sind wir nicht Alle Ein Herz, Ein Haus und Ein Wille!

Wernau. Nun hat mir die Freude die Brust recht weit gemacht, als ich wieder an uns vorüberziehen sah, was unserm guten Vater das Liebe und Theure ist!

Müller. Ging mir eben so, Gevatter! — Und dachte, da fängt der liebe Frieden allmälig wieder an bei uns einzuziehen, wie ich die theuern Kinder sah!

Müllerin. Ihr Anblick zog mir die Augen zusammen und ich sagte zu meiner Tochter: »Guter Gott, schütze den

Vater, den Kronprinzen, die Brüder, und dir an seiner Seite gehen!" — mußte aber herzlich dabei weinen; denn — —

Wernau. Richtig! Nun wißt ihr wohl: ich stehe allein, habe zu Hause Niemand, mit dem ich von der Sache reden kann.

Müllerin (faltet die Hände). Freilich wohl!

Müller. Ehrlicher Wernau!

Wernau. Mein Sohn — er ist voran gegangen — er starb für König und Vaterland! Fließen die Augen über — so fasse ich das eiserne Kreuz, was er erwarb — sehe aufwärts und denke: Bestelle mir Platz neben dir! und schaffe denn so weiter fort, wie es gehen will.

Müllerin. Als Ehrenmann!

Müller. Das weiß Gott!

Wernau. Nun — ich helfe mir denn so leidlich durch die Einsamkeit. — Nur heute will's schwer werden. Wie ich die Kinder betrachtete, die lieben Gestalten ansah, die alle des Vaters treuen deutschen Sinn aussprechen, und der Mutter Gottesfurcht und Grüßbarkeit und Milde — da überfiel es mich mit Eins: — Du hast zu Hause Niemand, mit welchem du dich erfreuen kannst! — Das will ich nun erst aus mir heraus gehen — dann will ich wieder daher zu euch kommen! (Geht ab.)

Müllerin (holt ihn zurück). Nachbar! Ihr habt dem Vaterlande Euer Köstlichstes gegeben. — —

Müller. Und habt es mit christlichem Muthe gegeben. —

Müllerin. Euch gebührt der Ehrenplatz in der Gemeinde.

Wernau. Nicht also! — Aber, als mein Fritz — ich freue mich, daß mein Sohn diesen Liebes-Namen getragen — im Krankenhause auf seinem letzten Lager da lag — der König herein trat, den Kranken und Sterbenden Trost zu-

sprach — die Bursche sich auf dem Lager empor richteten, und mein Sohn mit der letzten Kraft unserm Friedrich Wilhelm zurief: — »Es lebe der König!« — wie alle Sterbende mit Glauben und Liebe den Ruf also wiederholten: — »Es lebe der König!« — daß die frommen Thränen dem Herrn vom Angesicht flossen — da dachte ich wohl daran — der Bursche und seine Kameraden sind, Gott sei Dank! auf einem Ehrenplatze verschieden! — Laßt mich nun jetzt d'rauf losgehen, und das noch eine Weile so bedenken — mir wird alsdann wieder frisch zu Muthe, und so bin ich als ein brauchbarer Mann bald wieder hier bei euch zur Stelle! (Geht ab.)

Müller (sieht ihm nach). Wie ist mir nun? Ich kann mich nur freuen — ich meine es wohl gut. —

Müllerin. Du thust auch gut.

Müller. Sind doch nur Worte und leichte, nicht eigentlich Sachen; der aber hat gethan und thut.

Müllerin. Ist denn nicht unser Sohn dabei gewesen; und wenn seine Wunden vollends geheilt sind, wird er nicht zurück kehren?

Müller. Und wenn wir ihn verlieren — werden wir es auch so tragen, wie der Nachbar Jakob?

Müllerin. Das weiß ich nicht so vorher zu sagen; aber das weiß ich: wäre es uns beschieden, den Heinrich zu verlieren, so werden wir Freunde finden, wie der Nachbar sie gefunden, denn wir sind Niemand abhold und helfen Freude und Leid ehrlich tragen, wie wir können und vermögen.

Müller (ermuthigt). So wohl! Darum laß uns sinnen und denken, was wir heute Gutes und Nützliches thun können, zum Gedächtniß des Freudentages, wo die königlichen Kinder in das Vaterhaus wieder eingezogen sind.

Müllerin. Ja, es ist ein Freudentag; denn mit tiefen

Seufzern sahen wir sie von uns ziehen aus der Mitte derer, die uns Alle bedrängten. Es ist ein Ehrentag; denn wir haben mit der alten Ehre auch das Haus und das Blut unsers Vaters uns wieder erobert und gewonnen. Mit Gott für König und Vaterland! Der Vater an der Spitze, so ging es darauf zu, und Alles ist uns reichlich zugefallen.

Müller. Nun — sprich einmal von dergleichen in der Stube! — das geht ja gar nicht! In alle vier Ecken der Welt möchten wir hinaus schreien: — Wir sind wieder das Volk der Ehre, des Ruhms, und die Welt glaubt an uns! — Gelobt sei Gott, der König und sein Volk!

Dritter Auftritt.

Vorige. Johanna.

Johanna. Denkt nur, was sich zugetragen hat! Wißt ihr's etwa? Nein, ihr wißt es nicht!

{**Müller.** Doch was Gutes?
{**Müllerin.** Ihr seid ja ganz außer Athem!

Johanna. Wie sollte ich nicht! Den ganzen Tag auf den Beinen — bewegt — belebt — erfreut — muß mir auch das noch kommen!

Müller. Ei, was denn?

Johanna. Bei allen Bekannten war ich schon, und sie haben Alle Freude daran. Nur ihr fehltet mir noch. — Ihr wißt, wie wir uns Alle gefreut haben, als es nun hieß: die königlichen Hoffnungen kommen wieder zu uns her!

Müller. Vor Tage machten wir uns auf den Weg entgegen.

Müllerin. Und drängte immer ein Theil an dem andern *vorüber*. Jeder wollte der Erste sein, der sie zu Gesichte kriegte.

Johanna. Ja, und wie wir die Wagen aus der Ferne

sahen — schlug uns das Herz! Wir blieben stehen, falteten die Hände, und da rief Einer: »Sie sind's!« — Ein Anderer: „Unsers guten Königs Kinder!" — Allmälig Eins um's Andere: »Gott erhalte sie! — Die Friedenssonne geht auf! — Der liebe Herr schickt uns den ersten Segen herein — Seine Kinder wohnen wieder unter uns!«

Müller. Wie wir da die Hüte schwenkten, aufschrien: »Gott sei mit dem Könige und seinen Kindern!«

Müllerin. Uns die Hände reichten, in die Arme fielen und mit Dank und Segensruf den geliebten Kindern entgegen traten!

Müller. Der fand die Züge des Vaters, der das Auge der Mutter — wir fanden Alle, was wir lieben und hoch in Ehren halten.

Johanna. Ja, ja — so ist es! Aber, was ist mir dabei begegnet! Ihr wißt ja, wie leider mein Mann und der Nachbar Berthold so bittre Feinde geworden sind, wegen des Streits um die Wiese am hohen Steine.

Müller. Nun, lassen wir das heute liegen!

Johanna (freudig). Nicht also!

Müllerin. Es hat mich oft bekümmert, denn Beide sind recht gegen einander ergrimmt.

Johanna. So hört doch nur! Indem wir so dem Wagen entgegen gehen, zieht der Berthold an uns hinaus, drückt den Hut in's Gesicht und bietet uns kein Lebenszeichen. Da wir dort zur Stelle sind, die Wagen halten, umgespannt wird, die guten Kinder uns Alle freundlich ansehen und zu uns reden — da kann ich nicht anders — das Herz sagt mir's zu — ich fasse den nächsten Nachbar und spreche: — »Gott, so blickte *sie ja auch* auf uns her, die gute Mutter, so grüßte *Sie, so hielt Sie* sich!« — Da drückt mir der Mann die

Hand gewaltig. — „Ganz recht, Frau Johanna, so war sie, die uns den Segen da eben erbeten und diesen Segen uns gelassen hat!“ — Ich weine laut auf, und da ich mich umsehe, wer war es, der zu mir gesprochen? Nachbar Berthold war's — geht fort, holt meinen Mann her, schlägt ihm die Hand in seine Hand und sagt überlaut: „Guter Eltern Kinder sind Gottes Engel; wo sie durchziehen, darf kein Unfrieden hausen — wir sind verglichen!“ — Mein Mann will reden und kann's nicht zuwege bringen. — „Es lebe der König!“ — sagen seine Thränen mehr, als seine Worte. — Beide Männer umarmen sich herzhaft, und die dicht umher waren, sprachen alle: „Es lebe der König und seine Kinder! Sie gleichen ihm und ihr, die ja ewig unter uns lebt!“

Müller und **Müllerin.** Ewig!

Johanna. — Lebt und uns zum Segen durch Ihr Gedächtniß fort waltet und wirkt!

Müller (mit ausbrechendem Herzen). Weil es denn nun so ist — und unsre Freudigkeit und unsre Kraft darin besteht, daß es so ist; so laßt uns nun zu Rathe gehen, wie wir von diesem Tage ein frommes Gedächtniß stiften.

Müllerin. Ja; denn ich sehe den Tag an, als den ersten Vorboten des großen Friedenstages, den wir mit Gut und Blut und Glauben an Gott und die inwohnende Kraft erworben und errungen haben!

Johanna. Ja, laßt uns etwas aussinnen —

Müller. Und damit sogleich unter die übrigen treten.

Müllerin. Die wir aber erst vorher auch hören, daß alles in Einigkeit bleibe! — Einigkeit, Einheit, Ausdauer und Einigkeit — das ist der Segen, um den wir bitten wollen. Durch Eintracht sind wir stark geworden, damit haben

wir's hindurch gekämpft, damit allein können wir die Kraft bewahren! —

Johanna. Es muß ein Ehrengedächtniß sein.

Müller. Ein jährliches Freudenfest, als etwa eine Heirathsfeier wackerer Leute.

Johanna. Oder ein festlicher Vergleich unter uns Eins gewordenen Menschen.

Müllerin (die indeß nachgedacht, tritt zwischen Beide). Nicht so! Die Ehre haben wir gewonnen und können nun das Leben verlieren; aber von der Ehre lassen wir nicht mehr ab. Die Freude ist vorhanden, weil die Ehre gewonnen ist. Die Uneinigkeit wollen wir nicht vorher bedenken. Der kleine Hader ist der Rede nicht werth; vor der innerlichen Zwietracht bewahren uns Gott und die Ehre!

Müller. Was soll's denn sein? Denn ohne Gedächtnißfeier soll der Tag nicht bleiben.

Müllerin. Mann, ich sage dir — wo wir stehen und sind, hat uns nicht der Verstand hingebracht, sondern das Herz und die Liebe. Die Liebe hat den Willen geheiligt und die Kräfte enger zusammen gebracht und gehalten. So laßt uns zur Feier des Tages ein Werk der Liebe stiften und der Treue!

Johanna. Das habt Ihr aus meiner Seele gesprochen. Ein Werk der Liebe laßt uns stiften!

Müller. Und mich freut es herzlich, wenn solche Gedanken von den Frauen ausgehen. Sie haben bei uns in großem Trübsal ihren Platz mit Würdigkeit genommen und im Verein aller Tugenden ihren Beruf so geheiligt, daß es in angrenzende Länder, ja weit in die Ferne hinaus gewirkt hat. Wem Gott einen lebendigen Athem gegeben, der schämt sich des Kleinen und Halben. Das Gute ist zur Natur geworden. Aus dem Verderbniß ist das Kräftige und Mächtige empor gestie-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Müller (schlägt in die Hände). Ja, wahrlich!

Wilhelm. Wie? Sie waren ja Todtfeinde!

Berthold (frohlockend). Aller Zwist hat nun ein Ende.

Walter (mit Jauchzen). Auf der Stelle selbst haben wir uns verglichen.

Berthold. Und ohne Gerichtsperson. Da, unser ehrlicher Freund, der Herr Verwalter, hat's mit ein paar Worten niedergeschrieben.

Wernau. Ich ging des Weges und mußte Zeuge sein. Gelobt sei Gott, sprach ich, und Dank dem Freudentage im Hause unsers Herrn und Vaters! Fröhliche Menschen sind gute Menschen; wer die Fröhlichkeit schafft, bringt den Segen!

Walter. So sprach er, und wollte von uns und weiter gehen.

Berthold. Er darf nicht. Wir leiden's nicht.

Heinrich. Bei uns muß er bleiben.

Verwalter. Wir haben Gedanken für den Freudigen, und für den, der's nicht sein kann.

Müller. Wir — und da die jungen Leute, wir wollen Euch treulich zur Seite bleiben.

Wilhelm. O, und ich — ich lasse Euch schon gar nicht mehr allein! Ihr seid Jedermann tröstlich und behilflich, so ist's wohl recht und ehrlich, daß wir Euch zur Seite sind, wie wir können und wissen.

Heinrich. Ich wiederhole es nicht, weil der's schon gesagt hat, denke aber sonst eben so viel — Und — seht nur dort hinaus — da kommen mehr Leute aus dem Orte! —

Wilhelm. Was gilt's, die wollen auch davon reden, daß der Tag nicht so leer ausgehen darf —

Tochter. Heute Abend muß getanzt werden!

Müller. Nun, nun!

Müllerin. Warum nicht gar!

Alle junge Leute. Auf den Abend tanzen wir! Wir tanzen!

Johanna. Ganz recht! Wenn alles wohl im Hause steht, schlägt das Herz hoch auf, und da kann man nicht an die Stuhllehne rücken und es abwarten. Man muß auf, heraus, herum, sich um einander herum tummeln und in's Weite hinaus rufen: Leid weg, Freude ist da, gehe, wer brauche, schwenke die Dirne, hebe das Glas, mit dem Vater, mit den Kindern, Freude hier und überall!

Alle. Freude hier und überall!

Roman. Nun, so bleibe ich denn hier bei euch!

Heinrich. So ist's recht! Mögt Ihr lächeln, mögt Ihr ernst drein sehen. Thut, wie Ihr könnt — lieb seid Ihr Allen! (Er geht mit Wilhelm den Kommenden entgegen.)

Müllerin. Es ist ja nicht gut, daß der Mensch allein bleibe!

Walter. Wir gehören zusammen.

Berthold. Wie meinen Vater betrachte ich Euch.

Verwalter. Und Ihr seid uns stets ein Vorbild gewesen in allem, was zu thun war.

Müllerin. Was gilt's, die suchen sich Tänzerinnen!

Johanna. Vorwärts mag dringen, wer nie rückwärts gelaufen ist.

Müllerin. Aber, wo bleibt der Entschluß, die That? — (Zum Müller.) Das kommt vom Hinauslaufen — heiße Köpfe stürmen in's Freie! Drinnen muß es bedacht, mit dem Kirchgange angefangen sein, darnach mag man sich auslassen.

Wernau. Ja — mit dem Kirchgange sei es begonnen; von daher bringen wir den frischen Sinn, das reine Herz, und die geben die rechte Fröhlichkeit!

Sechster Auftritt.

Vorige. Heinrich, Wilhelm in der Umgebung **mehrerer Landleute jedes Geschlechts und Alters.**

Heinrich. Hier — haben wir noch Niemand etwas gesagt; das kann Vater und Mutter bezeugen.

Wilhelm. Und Ihr auch, Frau Johanna —

Sophie. Das ist gewiß wahr!

Alle (treten im Halbzirkel näher vor).

Müllerin. Es soll mir lieb sein, wenn du einen gescheiten Gedanken hast; aber das vergiß nur nicht, ein Jeder hat das Recht, seine Gedanken zu sagen.

Müller. Und die mehrsten Stimmen entscheiden.

Johanna. Unser lieber Nachbar Jakob soll entscheiden.

Heinrich. Nein, das geht nicht an!

Wilhelm. Er hat Recht; der kann nicht entscheiden.

Sophie. Und Ihr auch nicht, Vater!

Wilhelm. Weil's Euch mit angeht.

Müller. Nun — ich gehe gern mit den Andern.

Wernau. Und ich dränge mich nirgend zu.

Walter (zu Heinrich). So redet!

Berthold. Ja. Laßt uns wissen, was Ihr meint.

Heinrich (verlegen). Nun sie da alle beisammen sind —

Wilhelm. Und uns so ansehen —

Heinrich. Will's mit dem Reden nicht recht fort — Sprich du, Sophie!

Sophie. Nein, du!

Wilhelm. Sei's darum, rede! Ehrlich Wort finde gute Statt!

Heinrich. Ich denke — was zu thun war, haben wir gethan, und werden's fernerhin mit Gut und Blut. Heute aber sollten wir zur Kirche gehen und danken, daß unser König, seine guten Kinder und alle Seinen frisch erhalten sind; dann sollten wir sammeln und geben — für die Hinterlassenen derer, die mit dem Leben dargethan, wie sie es mit dem Könige und dem Vaterlande gemeint haben.

Alle. Ja, ja, ja!

Müller und **Wernau** (zugleich). Zur Kirche!

Alle. Zur Sammlung für die Hinterlassenen!

Müllerin. Das ist das Wort unserer Liebe und unseres Willens an die Nachkommenschaft.

Johanna. Ich wollte so gern ein Fest der Eintracht —

Müllerin. Aus freudiger Liebe — geht Eintracht hervor. Aus Dünkel und Falschheit kommt der Zwiespalt. Der Segen der Liebe im Herrscherhause war dem Volke Beispiel! — Im Leiden war die verklärte Liebe unser Hoffnungsstern!

Müller. Aus Gewalt der treuen Liebe sind wir mächtig geworden und ehrenwerth; aus der Kraft freudiger Liebe ströme unser Dank; heilige Eintracht befestige das Werk! An den Ehrentagen des Volks, huldigen wir für uns und die Nachkommen der Tugend, die uns gerettet hat — der Eintracht!

Alle. Der Eintracht.

Die Brautwahl.

Ein Lustspiel
in einem Aufzug.

Neue, von dem Verfasser verbesserte Ausgabe. Mit einer Musikbeilage.
(Erschien 1825.)

Dieses Lustspiel hatte Iffland in seinem Almanach für's Theater, Jahrgang 1808, abdrucken lassen. Er fand aber demnächst selbst, daß es mancher Aenderungen und Verbesserungen bedürfe, unterzog sich solchen und äußerte gegen die Verlagshandlung den Wunsch: daß dies kleine Theaterstück mit jenen Umänderungen einzeln neu abgedruckt werden möchte.

Die Verlagshandlung versprach: diesem Wunsche zu genügen, und wenn solches auch nicht bei Lebzeiten des Dichters hat geschehen können, so hat sie den Manen des um die vaterländische Bühne so vielseitig Verdienten um so lieber diese kleine Huldigung darbringen wollen, als es den Schauspiel-Directionen und den Liebhaber-Theatern gewiß willkommen sein wird.

Die Verlagshandlung.

Personen.

Hofrath Lobau.

Die Hofräthin, seine Frau.

Fritz, ihr Sohn.

Doktor Wels.

Philipp, des Hofraths Bedienter.

Erster Auftritt.

Hofrath Loban allein.

(Er hat eine Fliegenklatsche in der Hand.)

Zehn Uhr? — und ich bin heute wieder noch nicht weiter gekommen, als wo ich gestern, vorgestern, vorehegestern, vor acht Tagen war — und wo ich über acht Tage sein werde. — Mein Sohn? — ist manierlich, brav, gut, — aber verschlossen! Versteh' ich noch etwas von der Augensprache — so liebt er das hübsche arme Mädchen da drüben und — wird wieder geliebt. Mir — der ich das Mädchen gleich herüberholen möchte, sagt er nichts, weil er von seiner Mutter Widerstand fürchtet, die mit dem einzigen reichen Sohne gar hoch hinaus möchte! — Fritz ist gut — er will keine Spannung zwischen seinen Eltern. — Meine Frau — hat entweder nichts gemerkt, oder — denkt — wenn wir Alle nicht davon reden, verliert sich diese Liebe. — Ich aber sage — der Sohn könnte sich verlieren. — Was dabei zu thun? — Meiner Frau zureden? — dann bringt sie ihre Gründe zu Tage, und lassen wir die Frauen erst diese in Schlachtordnung stellen — so sind wir verloren. — Kann man aber ihre Gefühle aufregen, so gerathen ihre Meinungen aus der Reihe, und können sie dann unter dem Schutz der Ambition die Retirade nehmen — so bleiben wir Meister vom Felde. — Aber ein fester Plan führt selten dahin, der Zufall muß dabei das Beste thun. Alles kömmt darauf an, die Dinge so zu lenken, daß sie zufällig scheinen. — Ich will heute einmal eine Rekognoszirung unternehmen, damit ich erfahre, woran ich mit dem Fritz und ihr bin. — Zum Cour machen

bin ich nicht in der Mode — so will ich Großpapa werden. — Ja, bei meiner Seele, die Zeit wird mir lang! — Ich schaffe, treibe, webe, tummle mich den ganzen Tag herum — und — und — was hab' ich davon? — (Pause.) Eine junge Frau muß in's Haus — eine hübsche, junge Schwiegertochter — (lacht) die fehlt! — Da frag' ich denn — wie haben Sie geschlafen? — bringe ein Blümchen — frisches Obst — eine Sonate — einen neuen Aufsatz — führe auf die Promenade — kurz, da hab' ich für den ganzen Tag zu thun — und wieder den galanten Dienst! —

Zweiter Auftritt.

Hofrath. Hofräthin.

Hofräthin. Du hast nach mir gefragt? Hast du mir etwas zu sagen?

Hofrath. Ja, Sophiechen! Ich möchte mit dir reden —

Hofräthin. Wovon?

Hofrath. Das findet sich. (Setzt sich.) Setze dich zu mir.

Hofräthin. Ich habe zu thun.

Hofrath. Was denn?

Hofräthin. Eine Hausfrau hat immer zu thun und zu denken. —

Hofrath. Der Hausfrau allen Respekt! — Aber mein Sophiechen, mein liebes Weibchen möchte ich in die Arme schließen.

Hofräthin. Wie du nun bist! — Ich denke, du hast von etwas Wichtigem mit mir zu reden, und am Ende —

Hofrath (küßt sie). Sieh — von sieben bis acht Uhr bin ich dir zur Seite gegangen; — aber deine Wirthschaftsbefehle haben mir alle Gelegenheit zu einem Kusse genommen.

Hofräthin. Man ist nicht immer dazu aufgelegt; man —

Hofrath. Ein Kuß von dir, ist mein Ernst.

Hofräthin. Wir sind nicht mehr Kinder!

Hofrath (seufzt). Leider! — (Recht traulich). Wie machen wir es, daß wir es wieder werden?

Hofräthin. Mein Freund — wir haben einen erwachsenen Sohn —

Hofrath. So ist es!

Hofräthin. Der uns daran erinnern sollte, daß wir ernste Pflichten für ihn zu erfüllen haben.

Hofrath (schlägt in die Hände). Ernste Pflichten leicht und fröhlich erfüllen — das ist meine Losung! — (Sehr freundlich.) Fritz hat etwas gelernt! —

Hofräthin. Das muß ihm jetzt Früchte tragen —

Hofrath. Er ist arbeitsam —

Hofräthin. Aber er hat kein Amt! —

Hofrath. Das findet sich; — aber er ist nicht verliebt.

Hofräthin. Die Liebe findet sich zeitig genug; aber das Amt —

Hofrath. Die Liebe gehört auch zum Amte — sonst dient nur eine Maschine. Wo keine Liebe ist, ist auch kein Leben.

Hofräthin. Wenn du mich zufrieden sehen willst: so suche für Fritz eine Anstellung.

Hofrath. Wenn du mich glücklich sehen willst: so gib mir die Nachricht, daß er verliebt ist.

Hofräthin. Immer hast du noch die Schwachheit, dich um die Liebeshändel deiner Familie und deiner Freunde zu bekümmern. Du bist deshalb so oft mißverstanden worden —

Hofrath. Doch niemals von dir!

Hofräthin. Nun aber, da die Rede von deinem
ist —

Hofrath. Liebt er, und wir wüßten nichts davon
müßten wir ihn zur Sprache bringen.

Hofräthin. Er liebt nicht.

Hofrath. Ich glaube doch!

Hofräthin. Weshalb?

Hofrath. Er hält mehr auf Kleidung, wie sonst
geht öfter aus, wie sonst, kommt schnell zurück, un
wieder fortzugehen; er —

Hofräthin. Das beweist nichts. Denn — w
liebte, hätte er's mir zuerst vertraut.

Hofrath (lächelt und schüttelt den Kopf).

Hofräthin. Gewiß mir zuerst.

Hofrath. Du bist eine überaus gute Mutter; –
— du gehst hoch hinaus und hast deine eigenen Meinun

Hofräthin. Fritz theilt sie.

Hofrath. Wer weiß? — — Und sieh — dar
es mir gar zu leid, daß ich nicht sein Vertrauter bin.

Hofräthin. Du würdest dich mit ihm auf die
der Zusammenkunft freuen, bei zärtlichen Neckereien n
nen und lächeln, dem Boten mit den Briefchen en
gehen —

Hofrath. Errathen! — ja, ja! Ach! wann w
diese Freude erleben!

Hofräthin. Es ist Zeit, dir zu sagen: wie ich
denke.

Hofrath. Schon recht! Dann sag' ich dir, wie ic

Hofräthin. Fritz muß eine vernünftige Partie su

Hofrath. Das heißt?

Hofräthin. Ein Mädchen von untadelhaftem Ruf.

Hofrath. Versteht sich!

Hofräthin. Von Stande.

Hofrath. Hm hm! (Geht umher.)

Hofräthin. Von unserm Stande! — Allenfalls — möchte sie über unsern Stand hinaus —

Hofrath (ruhig). Nein! — Weiter! —

Hofräthin. Ich sage nicht, daß sie ihm Reichthum zubringen soll.

Hofrath. Ich will nicht, daß sie ihm Reichthum zubringen soll.

Hofräthin. Ich hab' also hierbei gar keine Stimme?

Hofrath. Du? Die erste! — Aber ich möchte sie gern für mich gewinnen.

Hofräthin (sehr lebhaft). Das heißt mit einem Worte —

Hofrath. Uebereile dich nicht, Sophiechen!

Hofräthin. Fritz soll eine Bettlerin heirathen? Allerliebst!

Hofrath. Wenn sie arm wäre — das wäre mir lieb.

Hofräthin. Du hast wohl schon Jemand im Vorschlage?

Hofrath (mit einem sehr freundlichen Seitenblick nach dem Fenster). Ich hätte wohl —

Hofräthin (die auch nach dem Fenster blickt). Daraus wird nichts.

Hofrath. Wie? Weil —

Hofräthin. Nichts!

Hofrath. Ehe du weißt, wer sie ist?

Hofräthin. Eine solche Kreatur —

Hofrath. Kreaturen sind wir alle.

Hofräthin [illegible] an's Fenster). Da drüben?

Hofrath. [illegible], ja, da drüben!

Hofräthin [illegible]

Hofrath. [illegible] — [illegible] dich in Acht — i [illegible] Schatten.

Hofräthin [illegible] Ich gehe, um nicht [illegible]

Hofrath. [illegible] und [illegible]!

Hofräthin [illegible]. Ein Mädchen aus der

Hofrath. Die Erde ist überall des Herrn.

Hofräthin. Ohne Verwandte?

Hofrath. Vater und Mutter muß sie doch gehab

Hofräthin. Von der man nichts — gar nichts

Hofrath. Nichts Nachtheiliges. Gar nichts. [illegible] schon viel.

Hofräthin. Die von ihrer Handarbeit lebt?

Hofrath. Tugendhaft lebt!

Hofräthin. Ein hübschen Larve — eine hübsche Sti

Hofrath. Das ist wahr — die Stimme bringt [illegible] mer an's Fenster. —

Hofräthin. Zum Gelächter der Nachbarschaft –

Hofrath. Mir ist recht wohl zu Muthe, wenn si — Wenn du dich nur einmal hier zu mir setzen [illegible] wenn das Mädchen singt, du würdest gewiß andern [illegible]

Hofräthin. Dafür sollt' ich gesorgt, gewacht, [illegible] delt, Verbindungen unterhalten haben, dafür, daß [illegible] Ende —

Hofrath. Das wäre doch ein schönes Ende, we Mädchen, die von nichts weiß, durch dich hier ein [illegible] de.

Hofräthin. Ein allerliebster Roman!

Hofrath. In den Romanen hat mich das stets besonders erfreut — wenn das Verdienst den Lohn erhält.

Hofräthin. Ein glänzendes Verdienst, die Mamsell Lingen!

Hofrath. Ein seltenes Verdienst!

Hofräthin. Es hat dich bezaubert!

Hofrath. Gerührt.

Hofräthin. Du vergißt, daß Fritz nicht an sie denkt.

Hofrath. Du solltest ihn auf das Mädchen aufmerksam machen.

Hofräthin. Allerliebst!

Hofrath. Das wird aber wohl nicht geschehen?

Hofräthin. Gewiß nicht.

Hofrath. So wird der arme Schelm zu Grunde gehen, und wir mit ihm! — Sieh, das hat mich eine Zeit her so beschäftigt!

Hofräthin. Schlage dir den Gedanken an eine solche Verbindung aus dem Sinne!

Hofrath. Hm — das geht nicht!

Hofräthin. In meinem Kopfe wird sie nie Raum finden.

Hofrath. Aber in deinem Herzen! —

Hofräthin. Nie — niemals!

Hofrath. Sage das nicht. Du weißt, dein Herz hat deinem Kopfe schon manchen Prozeß abgewonnen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Fritz.

Fritz. Guten Morgen, liebe Mutter! — Vater, haben Sie etwas in Remfeld zu bestellen?

Hofrath. Ich — nichts!

Hofräthin. Gehst du dahin?

Fritz. Wir fahren zum Mittagessen zusammen hinaus, der junge Berting —

Hofräthin (einen Blick nach dem Fenster, zu ihrem Manne). Der Sohn des Ministers —

Fritz. Der Graf Herstig und ich.

Hofräthin (zu ihrem Manne). Wie würde dergleichen nun künftig bestehen können, wenn — — hahaha! —

Hofrath. Wenn dergleichen künftig nicht bestehen könnte — würde es aufhören.

Hofräthin (sehr lebhaft). Das wäre sie auch werth!

Hofrath. Gewiß!

Fritz. Darf ich fragen, wovon die Rede ist?

Hofräthin. Von — von einer sonderbaren Grille.

Hofrath. Von einem wohlgemeinten Plane, er ist freilich etwas ungewöhnlich —

Hofräthin. So — etwas. O ja!

Fritz. Darf ich nicht wissen —

Hofräthin. Nein, lieber Fritz!

Hofrath. Weshalb nicht?

Hofräthin. Jetzt nicht. Das verbitte ich. Fritz! — Was führt dich denn eigentlich nach Remfeld? Hast du etwa eine besondere Absicht dabei?

Fritz. Die — mich zu amüsiren. — Ich bin gern im Wagnerischen Hause.

Hofräthin (beifällig). Ich begreife das. Die Töchter sind schön —

Fritz. Ja. Besonders die zweite.

Hofräthin. Sehr wahr. Schön, interessant, reich; und

die Familie lebt in den ersten Verbindungen. Solltest du einst dort Absichten haben —

Fritz (in einiger Verlegenheit). Zur Zeit nicht.

Hofrath. Ei, das ist mir lieb!

Hofräthin. Hättest du sie aber über kurz oder lang — auf meine Zustimmung kannst du rechnen.

Fritz. Ich erkenne Ihre Güte mit Dank. — Aber bis jetzt hab' ich an's Heirathen noch gar nicht gedacht.

Hofrath (schnell). Gar nicht?

Fritz. Nein!

Hofrath. Das ist ja recht — dumm — hätte ich bald gesagt.

Hofräthin. Dein Vater, seiner Gewohnheit nach, hat daran gedacht.

Fritz. So?

Hofräthin. Er hat dir eine brillante Partie ausgesucht.

Hofrath. Brillant — nun ja — wie man es nimmt! —

Hofräthin. Die Mamsell da drüben — da — sieh' nur hin — eben tritt sie an's Fenster!

Fritz (sieht ruhig hinüber). Mamsell Lingen?

Hofräthin. Sie macht eben ein Bouquet.

Fritz. Sie macht artige Blumen.

Hofräthin. Sie macht sie zum Verkauf! — Für Geld!

Hofrath. Für Besoldung arbeite ich in den Akten.

Hofräthin. Für Geld werden auch Schuhe gemacht. Es ist nur — der Unterschied in der Arbeit.

Fritz. Wie kommen Sie darauf, lieber Vater, daß ich —

Hofrath. Fritz! Hast du sie schon singen hören?

Fritz. Ja.

Hofrath. Sie singt mit überaus herzlichem Ausdruck.

Fritz. [illegible] — Glauben Sie, daß sie mich interessirt?

Hofrath. Wär' ich in deinen Jahren, so würde mich ein Mädchen gewiß interessiren. So hübsch, so [illegible] und so sittsam!

Hofräthin. Der Vater bringt halbe Stunden hier am Fenster zu.

Hofrath. Das ist wahr!

Hofräthin. Er würde sie mit großem Jubel als Schwiegertochter hier in's Haus einführen!

Hofrath (lächelnd). Das weiß Gott!

Hofräthin (heftig). Es ist Thorheit, über solche Possen noch weiter zu reden.

Hofrath. Das Mädchen hat ein Paar Augen — die Augen mußt du gesehen haben —

Fritz. — Ich glaube — blaue.

Hofrath. Hast du sie einmal gesehen — so hast du sie auch oft gesehen. — Und einen so frommen Augenaufschlag! — Hast du den auch bemerkt? Sprich!

Fritz. Ich habe ja die Aussicht nach dem Hofe.

Hofrath. Du kannst ja hieher ziehen — ich mache dir Platz.

Hofräthin. Vorher würd' ich das Fenster zumauern lassen. — (Heftig.) Ich bitte, das Kapitel zu enden. Mich verdrießt der Spaß, und Fritz denkt Gottlob! nicht an dergleichen.

Fritz. Freilich nicht!

Hofrath (faßt seine Hand). Ganz und gar nicht?

Fritz. Wie meine Mutter sagt, so ist es — —

Hofrath. Deine Mutter? Aber du sagst das nicht! — (Freundlich.) Rede nicht weiter — laß mir die Hoffnung, daß

mein Prozeß noch nicht durch alle Instanzen verloren ist — ich kann noch appelliren. — Gut, ich appellire an dich! — Liebes Sophiechen, laß mir meine lieben Träumereien! Eine arme, hübsche Schwiegertochter, die allen Segen unsers Reichthums mit Fritz theilt. Wie sie sich lieben, wie sie sich in das Glück nicht finden kann — wie er in ihrer Freudetrunkenheit so selig ist — wie du, von deinem Herzen überwältigt, das erste sauer-süße Gesicht machst — hernach aber dein Herz walten läßt — wie ich dir mit Thränen der Liebe dafür danke! Wie du mir Morgens den Enkel entgegen trägst — wie ich mit dem Jungen im Garten herumspringe — wie du mir nachläufst, Sophiechen, wie wir beide wieder zu Kindern werden, und als Kinder erst ganz und gar wieder so überirdisch glücklich werden, wie wir es als Verliebte waren. — Fritz, bringe mir die Tochter in die Arme, so muß ich weinen, lachen — Verse machen, die Armen speisen, dich wieder lieben und preisen, und — und — in der Stubenluft ist kein Bleiben mehr für mich! — (Er eilt davon.) Hinaus, weg, fort, auf und ab in den Garten! —

Hofräthin (setzt sich). Das ist mir unerklärbar!

Fritz. Ich bin eben so überrascht, wie Sie!

Hofrath (kommt zurück und tritt gerade auf Fritz zu). Denn das begreifst du doch auch, daß ein Mädchen, mit der Erziehung unserer ersten Häuser, mich mit allen meinen — nun ja — nennt es Herzensschwächen — nicht fassen, wohl ein bischen zum Besten haben würde! He? — Sie da — deine Mutter — die weiß das auch recht gut. Aber — es hält schwer, bis wir von der obersten Etage herunter kommen — Nun — komm bald herunter, lieb Sophiechen — hörst du? Bitte, bitte! (Er geht ab.)

Vierter Auftritt

Hofräthin. Fritz.

Hofräthin. Wenn du mich lieb hast — so vergiß was dein Vater gesprochen hat. Vergiß es ganz und ga

Fritz. Liebe Mutter, ich —

Hofräthin. Diesen Augenblick! — Gib mir dein darauf!

Fritz. Sie sehen (er lächelt) mein Befremden.

Hofräthin (nach kurzer Pause). Nein — das seh' ich

Fritz. Wie? Sie meinen — Sie denken doch nicht e

Hofräthin. Ich will nicht sagen, was ich mei Gib mir dein Wort, daß von dieser Sache keine Red sein soll.

Fritz. Glauben Sie, daß die Rede davon ist?

Hofräthin. Daß nie die Rede davon sein soll — gib dein Wort!

Fritz. Meines Vaters Benehmen fiel mir auf, ab setzen mich noch mehr in Erstaunen.

Hofräthin. Ja, eine Art von Erstaunen werd' dir gewahr. In der That! Noch mehr — ich glaube sprich, geschieht dies Alles in Verabredung mit deinem

Fritz (fest). Nein!

Hofräthin. Gewiß nicht?

Fritz. Auf mein Wort — nein!

Hofräthin (erleichtert). Ich glaube dir. — Gut! - ist etwas. — Fritz, betrüge mich nicht! Liebst du die die — — so sage es mir! Ich bin des Todes, wen — aber ich will es wissen. Nein — sag' es nicht — Ic es ist nicht — es kann nicht sein. Nicht wahr? — Ne

Fritz. Wie Sie sagen — es kann nicht sein.

Hofräthin (seufzt). Ganz recht! (Befehlend.) Es kann nicht sein.

Fritz. Also — (Will gehen.)

Hofräthin. Bleibe da!

Fritz. Wie Sie befehlen.

Hofräthin. Bisher habe ich mich in dergleichen nicht mischen wollen. Da aber einmal die Rede davon ist, und — ich dich dabei sehr zurückhaltend finde — so muß ich fragen: wen liebst du? — Daß du Niemand lieben solltest, glaube ich nicht. Es wäre mir unbegreiflich, wenn es so sein sollte. — (Sehr lebhaft.) Es wäre unverzeihlich! Darin hat dein Vater ganz Recht. Du liebst also — wen liebst du?

Fritz. Ich begreife es durchaus nicht, wie Sie dergleichen so auf einmal zur Sprache bringen?

Hofräthin. Ich fürchte, es kommt zu spät zur Sprache. Ich will wissen, woran wir mit dir sind.

Fritz. Liebe Mutter. — Sie haben immer so liebreich für mich gesorgt.

Hofräthin. Das darf ich behaupten.

Fritz. Sie haben so manche Plane für mich gemacht —

Hofräthin. Durchdachte Plane.

Fritz. So weit aussehende Absichten für mich gehegt —

Hofräthin. Deine Talente berechten mich dazu.

Fritz. Daß ich — fast gar nicht an meine Zukunft denken mochte, da Sie jeden Schritt mir beinahe vorgezeichnet hatten.

Hofräthin. Soll das ein Vorwurf sein?

Fritz. Eine Bemerkung, die zur Sache gehört.

Hofräthin (nach einer Pause). Hast du das Mädchen gesprochen?

Fritz. Demoiselle Lingen?

Hofräthin (nachdem sie ihn zuvor scharf angesehen). Fritz, du liebst sie!

Fritz (ruhig). Ich habe sie gesprochen.

Hofräthin. Wo?

Fritz. Im Konzert.

Hofräthin. Mehrmals? — Ich will's nicht wissen. Ich will nichts mehr wissen. Verlaß mich! — Sei so gut, laß mich jetzt allein!

Fritz. Ist das Ihr Ernst?

Hofräthin. Ja.

Fritz. Ich soll gehen?

Hofräthin. Ja.

Fritz. Ich gehorche. — Aber wenn ich einst Ihnen etwas zu vertrauen haben könnte — dann werden Sie mir es nicht so schwer machen. Nicht wahr? liebe Mutter! (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Hofräthin allein, in großer Bewegung.

Ist es — ist es nicht! — Wie verschaffe ich mir Gewißheit? — Wär' es — und ich allein hätte nichts gesehen? Aber es darf nicht sein — ich setze es durch — so gebe ich die Plane für sein Glück nicht auf.

Sechster Auftritt.

Vorige. Philipp.

Philipp. Herr Doktor Wels!

Hofräthin. Wir sind Alle wohl — danken für die Güte. — Ich bin nicht da. Mein Mann ist im Garten — oder ausgegangen. Ich weiß nicht. Genug, ich kann ihn nicht annehmen.

Philipp. Sehr wohl! (Geht ab.)

Hofräthin. Philipp!

Philipp (kehrt zurück).

Hofräthin. Ich will — — ich will ihn doch sprechen. Ich lasse bitten, sich herauf zu bemühen.

Philipp (geht ab).

Hofräthin. Der Doktor weiß ja alles, was vorgeht; vielleicht weiß er auch — und — wüßte er nichts: so mag sein ehrliches Herz mir Rath ertheilen.

Siebenter Auftritt.

Hofräthin. Doktor Wels.

Doktor (sehr lebendig und froh). Guten Morgen, guten Morgen, schöne Frau! — Habe zwar heute keine bedenkliche Kranke — halte aber nicht gern ohne Noth. — Sie sind wohl? — Servus! Ich fahre wieder.

Hofräthin. Verzeihen Sie — ich bin krank! —

Doktor. Krank? — Wollen abhelfen. (Faßt den Puls.) Geht im Galopp! — Das hat indeß nichts auf sich. Auf dem Zifferblatte im Angesichte seh' ich, wie viel Uhr es ist. — Passable Aergerniß?

Hofräthin. Sorge! Sorge!

Doktor. Ueber einen nicht zu Dank gemachten Putz — Ueber zerbrochenes Geschirr? — Ueber Stadtlästerungen? — Oder ist ein großes Kapital verloren? — Hat der Herr Gemahl etwas peccirt? oder der Filius einen dummen Streich gemacht?

Hofräthin. Beide. Ich fürchte Beide!

Doktor (legt Hut und Stock ab; setzt ihr einen Stuhl und dann

sich). Das geht den Freund mehr an, als den Doktor? — Reden Sie!

Hofräthin. Mann und Sohn sind gegen mich im Komplott! —

Doktor. Kann nicht sein.

Hofräthin. Wie? auch Sie? —

Doktor. Sie sind zwar herzensgut, aber Sie haben immer viel Cholera gehabt — doch das geht vorüber. Sie sind eine verständige Dame — wir werden uns zurecht finden.

Hofräthin. Wo soll ich anfangen?

Doktor. Beim ersten Aerger.

Hofräthin. Mein Mann — es ist zu arg!

Doktor. Der Bösewicht, der Treulose, der Verräther, der Sünder, der Arglistige —!

Hofräthin. Scherzen Sie nicht!

Doktor. Wollte nur die Galle erst wegschaffen. Nun — was hat er denn nicht zu Danke gemacht, der gutmüthige, herzliche, ehrliche Freund?

Hofräthin. Ja, er ist gut und herzlich; aber —

Doktor. Will nicht, wie Sie wollen? Nun, er muß auch einmal seinen Willen haben.

Hofräthin. Die Rede ist —

Doktor. Von dem Sohne? — Hat er etwas angestellt? Hören Sie, so still, wie er hier im Hause verkehrt, ist er nicht überall.

Hofräthin. Das fürcht' ich.

Doktor. Hat neulich ein recht schmuckes Duellchen gehabt.

Hofräthin (steht auf). Mein Sohn?

Doktor (drückt sie wieder auf ihren Sitz). Ein Aderläßchen oben — hier am Arme. Ist excellent geheilt. Sein Gegner liegt noch krumm. — Nun, der Sohn —

Hofräthin. Ein Duell, mit —

Doktor. Gleichviel! Es hatte eine honnete Ursache, das weiß ich; und das junge Herrchen ist schnell und wie der Teufel auf dem Platze gewesen. Eins, zwei, drei — hatte er's weg. — Eins, zwei — lag der Ehrabschneider am Boden, rief: Ach Herr Je! verwunderte sich, und wird sobald kein unbescholtenes Mädchen wieder lästern.

Hofräthin. Lästern — welches Mädchen?

Doktor. Ein prächtiges Geschöpf, weiß Gott! — Da drüben, die hübsche Lingen!

Hofräthin (steht auf). So? — Nun weiß ich genug.

Doktor. Was wissen Sie?

Hofräthin (traurig). Mein Mann hat also doch Recht, mein Sohn ist verliebt. —

Doktor. Vier und zwanzig Jahre — Feuer und Leben — Geld die Fülle — keine Sorgen — muß sich verlieben, gratulire!

Hofräthin (schlägt die Hände zusammen). Verliebt in die Lingen!

Doktor. Davon weiß ich nichts, glaub's auch nicht.

Hofräthin. Und hat sich um ihretwillen geschlagen?

Doktor. Habe mich auf der Universität zweimal um ein paar Mädchen geschlagen, mit denen ich weder vorher noch nachher ein Wort gewechselt habe. Das macht mir noch heute ein Gaudium! — Nun — — was haben Vater und Sohn peccirt?

Hofräthin. Sie kennen die Eigenheit meines Mannes, wie er immer gern sich in fremde Liebeshändel mischt, und —

Doktor (lacht herzlich). Hahaha! Er ist aller Liebenden Trost und Rathgeber! Da hat er aber Recht, das erhält frisch

[illegible]

Doktor. [illegible]

Hofräthin. Ein Mädchen ohne alles Vermögen! —

Doktor. Haben Sie doch welches!

Hofräthin. Geringen Standes —

Doktor. Darüber sind wir weg!

Hofräthin. Die von Handarbeit lebt —

Doktor. Das ist eine baare Aussteuer! Denn wer sagt uns, ob wir das nicht Alle noch thun müssen?

Hofräthin. Nachdem Sie mir nun vollends erzählt haben, daß er für eine solche Person sich duellirt hat — so —

Doktor. Für eine solche Person! Hm! Sie haben nun eben jetzt noch starkes Fieber —

Hofräthin. Mit einem Worte: sagen Sie mir, wissen Sie, daß mein Sohn das Mädchen liebt?

Doktor. Ich weiß nichts! Wirklich nichts. Aber wollen Sie es wissen?

Hofräthin. Mir liegt Alles daran.

Doktor. Fragen Sie Ihren Sohn selbst!

Hofräthin (verlegen). Das kann ich nicht.

Doktor. Warum nicht?

Hofräthin. Er weiß, daß ich von jeher andere Absichten für ihn hatte und — gewiß solche — die besser zum Glücke führten, als eine solche elende —

Doktor. Halt! — Das Elend lassen Sie weg, da er sich für das hübsche Elend herumgehauen hat.

Hofräthin. Ich habe ihm gesagt, daß er nie daran denken dürfe.

Doktor. Da waren Sie noch recht in der Fieberhitze — hätten mich rufen lassen sollen.

Hofräthin. Sie sind nun hier. Wollten Sie —

Doktor. Was soll ich?

Hofräthin. Der vieljährige Freund wird mir einen Liebesdienst nicht versagen, durch ihn erfahre ich vielleicht von dem Mädchen —

Doktor. Ist nichts! Von dem Sohne müssen Sie's erfahren. Ihn ehrlich und gelassen in seine beiden Augen hineinfragen: »Willst du das Mädchen heirathen?« — Dann wird er schon antworten.

Hofräthin. Und wenn er »ja!« sagt?

Doktor. Dann lassen Sie das Mädchen rufen — und ich liefere ihr den Strauß zur Trauung. Sie wissen, ich habe die herrlichsten Blumen in der ganzen Stadt.

Hofräthin (ernst). Das kann ich nicht.

Doktor. Hm! Wo Grundsätze sind — schießt Eigensinn mit herauf. Passirt wohl! Schade um den zerstörten Frieden in diesem wackern Hause!

Hofräthin. Mein Mann hat ihn zerstört.

Doktor. Oho! Geben Sie Acht, das glaubt Ihnen kein Mensch in der ganzen Stadt.

Hofräthin. Ich folge meiner Ueberzeugung.

Doktor. Das bilden Sie sich nur ein!

Hofräthin. Ich habe Grundsätze — und werde sie aufrecht zu halten wissen.

Doktor. Haha, lassen Sie die nur fallen. Alle Verliebten, und deren sind nicht Wenige in dieser Stadt — Alle nehmen die Partie vom Vater, Sohn und den schönen Augen des Mädchens, gegen Sie!

Hofräthin. Gegen mich?

Doktor. Ja, gegen Sie; und wenn Sie dann mit Ihren Grundsätzen sich zeigen — heißt es — die hat auch kein Mutterherz, der Hoffahrtsteufel plagt sie. Ich sage das nicht, aber ich muß Ihnen reinen Wein einschenken. (Nimmt Hut und Stock.) Sonst noch was zu befehlen?

Hofräthin. So bleiben Sie doch noch, Sie sehen, in welcher Lage ich mich befinde!

Doktor. Hab' Ihnen, weiß Gott, mein bestes Pulver verordnet — habe es Ihnen selbst eingegeben — das muß *nun wirken*. Häufe nicht gern die Medikamente. — Ist nicht

gut, wenn ein Heilmittel die Wirkung des andern stört. (Geht.) Servus, schöne Frau!

Hofräthin (schellt). Der Doktor ist mit allen Dreien im Bunde. Ich soll dahin gegängelt werden, wohin sie mich haben wollen. Das geschieht nimmermehr! Das erste Geständniß muß mein Sohn mir ablegen — dann soll es meine Sorge sein, ihn von einer Thorheit abzuhalten.

Achter Auftritt.

Hofräthin. Philipp.

Philipp. Was befehlen Sie? —

Hofräthin (tritt an's Fenster, geht, ohne auf den Bedienten zu achten, vorwärts). Hübsch ist sie — das ist nicht zu läugnen! Man kann auch nichts gegen ihr Betragen einwenden. — Aber —

Philipp (tritt mit Respekt einen Schritt näher und sagt treuherzig). Nein — gewiß nicht!

Hofräthin (erschrocken). Was will Er?

Philipp (zieht sich betroffen zurück). Die Frau Hofräthin haben geschellt —

Hofräthin (geht weiter vor). Von dem könnte ich mir Gewißheit verschaffen — Sagt mir, Philipp — Ihr habt Euch immer treu und ehrlich gezeigt.

Philipp (tritt näher). Das sollte ich meinen, ich diene Ihnen nun schon achtzehn Jahre, und —

Hofräthin. Habt Ihr nichts bemerkt —

Philipp (lächelt). Ei freilich, freilich! Ich werde ja —

Hofräthin (ernst). Ihr wißt ja noch nicht, wovon die Rede ist?

Philipp (tritt nahe zu ihr heran). Fragen Sie nur — fra-

gen Sie mich nur — (Lächelt und nickt mit dem Kopf nach dem Fenster hin.) Ich will Ihnen schon aus dem Traume helfen.

Hofräthin (schnell). Wißt Ihr nicht, ob mein — (geht von ihm) nein, auf diesem Wege nicht! — (geht wieder zu ihm) ob — mein Mann noch zu Hause ist?

Philipp. So? — Ja, Sie sind im Garten.

Hofräthin. Ich wünsche ihn zu sprechen.

Philipp. Sehr wohl! (Geht.)

Hofräthin. Aber gleich!

Philipp. Der Herr Doktor ist bei ihm.

Hofräthin. Ich habe nicht gefragt, wer bei ihm ist.

Philipp (im Gehen). Ich meinte nur —

Hofräthin. Ruft ihn nicht! Geht!

Philipp. Fast hätt' ich vergessen — der Herr Hofrath schickt Ihnen da eine Rose, und ich sollte nur sagen: — der Herr Sohn hätte sie ihm herunter geschickt.

Hofräthin (nimmt, betrachtet die Blume, und geht damit vor). Dem Vater die Rose? — (Seufzt.) Die Dornen mir! (Setzt sich mit Wehmuth.) Das verdiene ich doch nicht!

Philipp. Haben Sie sonst noch etwas zu befehlen?

Hofräthin. Ist mein Sohn noch zu Hause?

Philipp. Ja.

Hofräthin. Er soll zu mir kommen.

Philipp (geht). Sehr wohl!

Hofräthin. Sie sollen sich nicht rühmen, daß ich nachgeben müßte. — Ist es — so sei's durch mich. — Aber — wenn ganz und gar nichts daran wäre — dann habe ich mich dem Gelächter ausgesetzt — oder wohl gar — bei meinem Sohne eine Idee erweckt, die er noch nicht hatte. (Sie sieht nach dem Fenster.) Da ist sie — ich will sie begrüßen! (Geht

langsam nach dem Fenster, öffnet es und grüßt mit Anstand; dann kehrt sie zurück.) Mich dünkt, sie wird roth? (Sie sieht nach dem Fenster zu.) Sie ist zurückgetreten — mein Gruß hat sie in Verlegenheit gesetzt? — Es ist klar! — (Man sieht, daß sie von einer Idee überrascht wird.) Ich will mir Gewißheit verschaffen. (Sie schellt sehr rasch, eilt an den Tisch, schreibt schnell einige Zeilen.)

Neunter Auftritt.

Hofräthin. Philipp.

Philipp. Der Herr Sohn werden gleich hier sein.

Hofräthin (im Schreiben). Gut!

Philipp (geht).

Hofräthin (indem sie das kleine Billet, ohne es zu siegeln, faltet). Ihr bleibt hier, bis mein Sohn kommt — versteht Ihr?

Philipp. Ja, ich hab's verstanden.

Hofräthin (macht die Aufschrift). Dann geht Ihr schnell hinüber, tragt dies Billet zu Mamsell Lingen —

Philipp (kläglich). O! —

Hofräthin (steht auf). Was gibt's?

Philipp (erschrocken). Zu der Mamsell da d'rüben — dies Billet —? Ach!

Hofräthin. Meine Empfehlung an sie!

Philipp (freudig). Eine Empfehlung — von Ihnen — an das gute Kind eine Empfehlung! — Nun, scharmant — Gottlob!

Hofräthin. Was fällt Euch ein?

Philipp. Gar vieles! — Du lieber Gott — wenn ich nur reden dürfte, so —

Hofräthin. Kein Wort!

Philipp. So, so!

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] wir [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Schmid. —

[illegible]

Hofräthin. Denn — [illegible] angenommen, du liebtest das Mädchen wirklich —

Fritz. Ich bitte, reden Sie nicht mehr davon!

Hofräthin. So bin ich gewiß, du würdest deiner Mutter dein Vertrauen nicht entzogen haben.

Fritz (verlegen). Sie lassen meinen Gefühlen Gerechtigkeit widerfahren.

Hofräthin. Das allein würde mich mehr, als Alles schmerzen — wenn — wenn es — —

Fritz. Wenn —

Hofräthin. (Pause.) Zögerst du noch, mir Rede zu stehen? — (Sehr lebhaft.) Erspare mir die Worte! Fritz! Du fühlst, was ich sagen will.

Fritz. Wer volles Vertrauen verlangt, wird den Weg dazu ebnen — und gewiß nicht erschweren.

Hofräthin (faßt seine Hand). Du weißt, daß ich dich liebe. —

Fritz (vollherzig). Ja, das weiß ich!

Hofräthin. Sieh — ich könnte aus Liebe für dich sterben! — Ja — das könnte ich gern. — Aber, ich könnte mich auch entschließen, großen Kummer zu tragen, ehe ich dich unglücklich sähe.

Fritz. Glück und Unglück ist mancher Deutung unterworfen.

Hofräthin. — Du hast mehr Vertrauen zu deinem Vater, als zu mir!

Fritz. Ich liebe sie Beide gleich innig und herzlich, das betheure ich!

Hofräthin. Und das glaube ich; — — aber ich wiederhole es: Du hast mehr Vertrauen zu deinem Vater, als zu mir? — Antworte mir darauf!

Fritz. — Ich darf sagen — ich habe ihm nichts vertraut, was ich Ihnen hätte vertrauen sollen. Gewiß nicht!

sich). Das geht den Freund mehr an, als den Doktor? — Reden Sie!

Hofräthin. Mann und Sohn sind gegen mich im Komplott! —

Doktor. Kann nicht sein.

Hofräthin. Wie? auch Sie? —

Doktor. Sie sind zwar herzensgut, aber Sie haben immer viel Cholera gehabt — doch das geht vorüber. Sie sind eine verständige Dame — wir werden uns zurecht finden.

Hofräthin. Wo soll ich anfangen?

Doktor. Beim ersten Aerger.

Hofräthin. Mein Mann — es ist zu arg!

Doktor. Der Bösewicht, der Treulose, der Verräther, der Sünder, der Arglistige —!

Hofräthin. Scherzen Sie nicht!

Doktor. Wollte nur die Galle erst wegschaffen. Nun — was hat er denn nicht zu Danke gemacht, der gutmüthige, herzliche, ehrliche Freund?

Hofräthin. Ja, er ist gut und herzlich; aber —

Doktor. Will nicht, wie Sie wollen? Nun, er muß auch einmal s e i n e n Willen haben.

Hofräthin. Die Rede ist —

Doktor. Von dem Sohne? — Hat er etwas angestellt? Hören Sie, so still, wie er hier im Hause verkehrt, ist er nicht überall.

Hofräthin. Das fürcht' ich.

Doktor. Hat neulich ein recht schmuckes Duellchen gehabt.

Hofräthin (steht auf). Mein Sohn?

Doktor (drückt sie wieder auf ihren Sitz). Ein Aderläßchen oben — hier am Arme. Ist excellent geheilt. Sein Gegner liegt noch krumm. — Nun, der Sohn —

Hofräthin. Ein Duell, mit —

Doktor. Gleichviel! Es hatte eine honnete Ursache, das weiß ich; und das junge Herrchen ist schnell und wie der Teufel auf dem Platze gewesen. Eins, zwei, drei — hatte er's weg. — Eins, zwei — lag der Ehrabschneider am Boden, rief: Ach Herr Je! verwunderte sich, und wird sobald kein unbescholtenes Mädchen wieder lästern.

Hofräthin. Lästern — welches Mädchen?

Doktor. Ein prächtiges Geschöpf, weiß Gott! — Da drüben, die hübsche Lingen!

Hofräthin (steht auf). So? — Nun weiß ich genug.

Doktor. Was wissen Sie?

Hofräthin (traurig). Mein Mann hat also doch Recht, mein Sohn ist verliebt. —

Doktor. Vier und zwanzig Jahre — Feuer und Leben — Geld die Fülle — keine Sorgen — muß sich verlieben, gratulire!

Hofräthin (schlägt die Hände zusammen). Verliebt in die Lingen!

Doktor. Davon weiß ich nichts, glaub's auch nicht.

Hofräthin. Und hat sich um ihretwillen geschlagen?

Doktor. Habe mich auf der Universität zweimal um ein paar Mädchen geschlagen, mit denen ich weder vorher noch nachher ein Wort gewechselt habe. Das macht mir noch heute ein Gaudium! — Nun — — was haben Vater und Sohn peccirt?

Hofräthin. Sie kennen die Eigenheit meines Mannes, wie er immer gern sich in fremde Liebeshändel mischt, und —

Doktor (lacht herzlich). Hahaha! Er ist aller Liebenden Trost und Rathgeber! Da hat er aber Recht, das erhält frisch

nt jung, und so gesunden Herzens braucht man den
ter nicht.

Hofräthin. Da wünscht er nun, daß sein Soh
erste Liebe erwachen möge —

Doktor. Daß er sich an dem Herzensbedürfnisse e
nme — begreiflich!

Hofräthin. Und macht gleich einen Plan zu ein
chen Liebe —

Doktor. Grundfalsch! Werde ihm den Text lesen.
nicht sein.

Hofräthin. Nicht wahr? O, Sie sind recht zur
lichen Stunde gekommen!

Doktor. Der junge Mensch muß selbst suchen, sel
ben! Der Vater muß sich darein nicht meliren! Gar n

Hofräthin. Und da meint er dort gegenüber —
— eben die Lingen!

Doktor. Schau! — Der alte Herr hat Geschmack
Mädchen ist hübsch, gesund, brav — nun, und der
will nicht?

Hofräthin. Das weiß ich nicht. Er wich mit sein
wort aus — — es könnte am Ende möglich sein! —

Doktor. Und wenn? — Gäste gebeten, Ringe g
selt — prosiciat!

Hofräthin. Ein Mädchen ohne alles Vermögen!

Doktor. Haben Sie doch welches!

Hofräthin. Geringen Standes —

Doktor. Darüber sind wir weg!

Hofräthin. Die von Handarbeit lebt —

Doktor. Das ist eine bare Aussteuer! Denn w
uns, ob wir das nicht Alle noch thun müssen?

Hofräthin. Nachdem Sie mir nun vollends erzählt haben, daß er für eine solche Person sich duellirt hat — so —

Doktor. Für eine solche Person! Hm! Sie haben nun eben jetzt noch starkes Fieber —

Hofräthin. Mit einem Worte: sagen Sie mir, wissen Sie, daß mein Sohn das Mädchen liebt?

Doktor. Ich weiß nichts! Wirklich nichts. Aber wollen Sie es wissen?

Hofräthin. Mir liegt Alles daran.

Doktor. Fragen Sie Ihren Sohn selbst!

Hofräthin (verlegen). Das kann ich nicht.

Doktor. Warum nicht?

Hofräthin. Er weiß, daß ich von jeher andere Absichten für ihn hatte und — gewiß solche — die besser zum Glücke führten, als eine solche elende —

Doktor. Halt! — Das Elend lassen Sie weg, da er sich für das hübsche Elend herumgehauen hat.

Hofräthin. Ich habe ihm gesagt, daß er nie daran denken dürfe.

Doktor. Da waren Sie noch recht in der Fieberhitze — hätten mich rufen lassen sollen.

Hofräthin. Sie sind nun hier. Wollten Sie —

Doktor. Was soll ich?

Hofräthin. Der vieljährige Freund wird mir einen Liebesdienst nicht versagen, durch ihn erfahre ich vielleicht von dem Mädchen —

Doktor. Ist nichts! Von dem Sohne müssen Sie's erfahren. Ihn ehrlich und gelassen in seine beiden Augen hineinfragen: »Willst du das Mädchen heirathen?" — Dann wird er schon antworten.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Eilfter Auftritt.

Vorige. Hofrath.

Hofrath (mit offenen Armen). Pst — du — liebe Frau — ich bedanke mich!

Hofräthin (erstaunt). Weshalb? Wofür?

Hofrath. Bedanke mich von ganzem Herzen. (Zeigt ein Fernglas.) — Sieh einmal — das ist ein excellentes Fernglas!

Hofräthin. Was soll das jetzt? —

Hofrath (in großer Freude). Damit habe ich prächtige Dinge gesehen —

Hofräthin. Damit — ?

Hofrath. Freilich! (Ganz entzückt.) Ich war drüben bei der Lingen! —

{**Hofräthin.** Weshalb?
{**Fritz.** Sie waren drüben? (Er umarmt den Vater.)

Hofrath. Ei freilich! (Zu seiner Frau.) Kommt der dumme Lips von hier herunter, hat ein Billet an die Lingen in der Hand — das nahm ich ihm ab, trug's hinüber — (Mit steigendem Entzücken.) hörte dort den Gesang in der Nähe — sah, wie das liebe Herz den Busen hob — erblickte von dort die Confusion, die hier war, die Umarmungen —

Hofräthin. Das konntest du bleiben lassen!

Hofrath. Keine Eifersucht — ich war nicht allein da! — Den Doktor schleppte ich mit hinüber — und während er noch dort ist und ihr recht artige Dinge sagt, denke ich — daß ich hier gerade zur rechten Zeit ankomme, mich bei dir zu bedanken, Sophiechen!

Hofräthin (gerührt). Das bleibt ewig wahr, nichts geschieht zur gehörigen Zeit durch deine Voreiligkeit.

Hofrath. Das widerspreche ich, du hältst ja die Zügel in sicherer Hand — wir sind gern eingespannt, fahren zu — halten an — wie du es willst. Nun — wie willst du's gehalten wissen? He?

Fritz. Liebe Mutter —

Hofräthin (zu ihrem Manne; halblaut). Nun siehst du's doch ein, daß ich erst herausbringen mußte, was du nur vermuthetest?

Hofrath. Im Examiniren geht nichts über eine Frau! Aber ich sehe noch mehr ein — (Zu Fritz, mit großer Herzlichkeit.) Die Eitelkeitsdünste hausen nur im Kopfe und treiben heillosen Spuck; aber das Gefühl für das Wahre, Gute und Schöne in der Frauen Herzen ist das Heiligthum, an welchem alle Haustugenden sich hinaufranken — (Umarmt die Hofräthin.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Doktor Wels.

Doktor (wie außer Athem). Gestritten — geplaudert, geweint, umarmt, gesegnet — aber die Hauptsache nicht berichtigt.

Hofrath. Die Heirathssache?
Hofräthin. Was ist vergessen?
Fritz. Mein theurer Freund!

Doktor. Wer ist die Lingen? — He! — Aus der Kollegenschaft ist sie. Ja -- weiß Gott! Doktor war der selige Vater, kurirte eine Menge arme Teufel umsonst — leppte Medizin, alten Wein und Almosen an's Strohlager

— ward von den Reichen schlecht honorirt — denn er wollte nicht den geschmeidigen Charlatan machen, wollte nicht —

Fritz. So ist es — ja! Davon werde ich Sie überzeugen, liebe Mutter!

Doktor. Lebt das hübsche Kind in dieser leichtfertigen Stadt mit den schönen Augen unsträflich, hält die Narren in Respekt, arbeitet zur Lebensfristung, und Ihnen, Frau Hofräthin, ist es vorbehalten, die vergeltende Nemesis vorzustellen, die Alles in gehörige Ordnung bringt.

Hofräthin. Das will ich — (reicht ihrem Manne und Fritz die Hand) nach gehöriger Prüfung —

Hofrath. In deinem Auge glänzt eine Thräne — was willst du länger prüfen? Handle auf der Stelle! Gleich!

Hofräthin. Wie? gleich! Ich sollte —

Fritz (zu seiner Mutter). Ja — lassen Sie uns gleich zu ihr hinüber gehen!

Hofräthin (unschlüssig). Zu ihr — jetzt schon — — ?

Doktor. Freilich ein kaltes Bad! Thut aber nichts! Brust und Kopf muß zuerst in's Wasser, so ist der kleine Schauer schnell überstanden! Geben Sie mir den Arm Frau Hofräthin.

Hofräthin (reicht ihrem Manne die Hand). Es sei darum! (Nachdem sie Fritz den Arm gibt.) Deinen Arm, Fritz! — Ich gebe deine Führung auf. Führe du mich — aber vergiß nicht — dieser Arm hat dich bis daher sicher geleitet.

Doktor. Nur etwas langsam — Kinder! Ich habe ein innerliches Gaudium! Erstlich, wegen des seligen Kollegen — dann wegen meiner Patienten. Die werden heute aus Redseligkeit alle Nervenschwächen vergessen. Einen Allarm gibt es durch die ganze Stadt — heute erkalten alle

[illegible] , [illegible] — [illegible] ! (er [illegible])

Hofrath. [illegible] — [illegible], noch auf ein [illegible]:

Hofräthin (geht zu ihm).

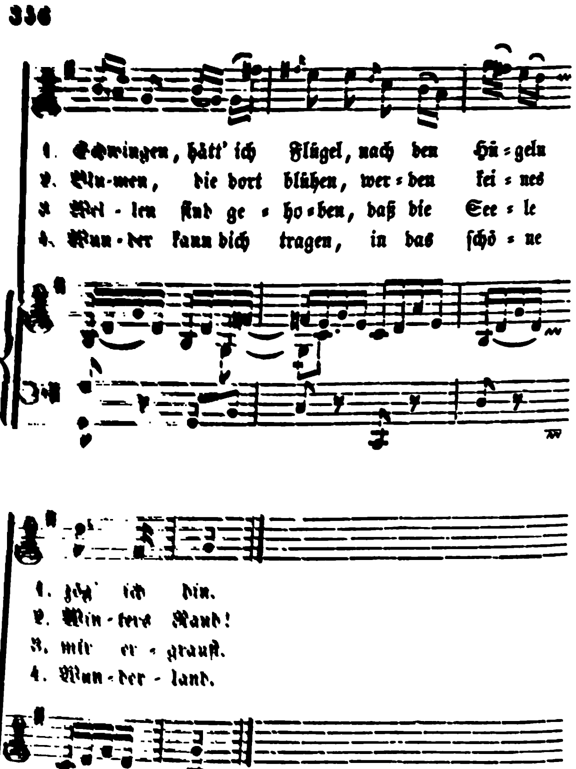
Hofrath. Herausgebracht hat er die Sache — aber ich habe sie doch zuerst gemerkt! (Er führt sie zum Zimmer. — Sie gehen.)

Doktor (der den Hofrath einen halben Schritt zurück führt). Merken wir? — Das ist nicht wahr! — Sie hat es zuerst gemerkt, aber zuletzt geglaubt. Sobald die Frauen erst glauben, wird auch flugs zugefahren — pro oder contra! .... (Sie folgen Arm in Arm.)

Sehnsucht,

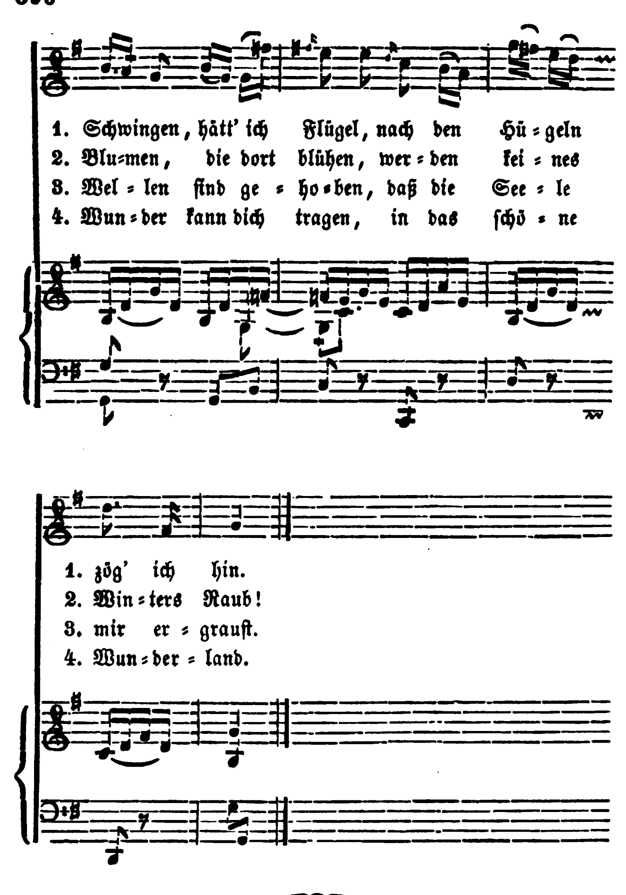
von Schiller, komponirt von Bernhard Anselm Weber.




1. Schwingen, hätt' ich Flügel, nach den Hü = geln
2. Blu-men, die dort blühen, wer = den kei = nes
3. Wel - len sind ge = ho = ben, daß die See = le
4. Wun - der kann dich tragen, in das schö = ne
1. zög' ich hin.
2. Win - ters Raub!
3. mir er - graust.
4. Wun - der - land.

Inhalt.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.


1. Schwingen, hätt' ich Flügel, nach den Hü = geln
2. Blu=men, die dort blühen, wer = den kei = nes
3. Wel = len sind ge = ho = ben, daß die See = le
4. Wun = der kann dich tragen, in das schö = ne
1. zög' ich hin.
2. Win = ters Raub!
3. mir er = graust.
4. Wun = der = land.



Facsimile



von

Aug. Wilh. Iffland.

Erste vollständige Ausgabe.

Mit Biographie, Portrait und Facsimile des Verfassers.

Vierundzwanzigster Band.

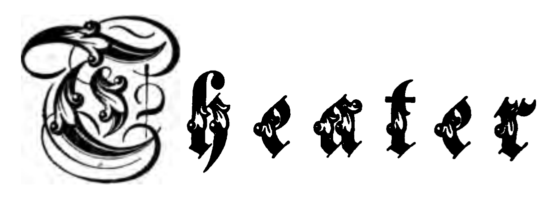


Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.



Facsimile



von

Aug. Wilh. Iffland.

Erste vollständige Ausgabe.

Mit Biographie, Portrait und Facsimile des Verfassers.

Vierundzwanzigster Band.



Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Seiner Excellenz

dem

Königlich-Preußischen

Staatsminister

Freiherrn von Hardenberg

im reinen Gefühl der innigsten Verehrung

gewidmet

von

A. W. Iffland.

Ueber meine theatralische Laufbahn.

Vorrede.

Es fehlt diesen Schauspielen die Kraft, welche die Unterscheidung der Zeitgenossen erwirbt; es kann ihnen nicht an Wohlwollen fehlen, das sagt mir mein Gefühl. Die nach mir leben, werden das mit Wohlwollen erkennen. Damit glaube ich die Herausgabe meiner Schauspiele rechtfertigen zu können. Ich habe sie verbessert, so gut ich es vermag.

Berlin, im Oktober 1798.

Iffland.

Einige Männer, deren Meinung mir schätzbar ist, haben mich aufgefordert, bei Gelegenheit der Herausgabe meiner Schauspiele über meine theatralische Laufbahn etwas zu sagen. Diese Aufforderungen, das Vergnügen, welches ich empfinde, da ich im Niederschreiben die Vergangenheit mir wieder näher bringe, besonders die Ueberzeugung, daß ich auf dem Wege, den ich gewählt habe, mehr Ruhe und viel mehr inneren Frieden genieße als andere — das sind die Veranlassungen zur Entstehung und die Entschuldigungen für die Bekanntmachung dieser Fragmente.

In meinem fünften Jahre habe ich das erste Schauspiel gesehen, und es machte einen wundersamen Eindruck auf mich. Er steht durchaus in Verbindung mit einer früheren Begebenheit aus dem dritten Jahre meines Lebens; diese ist meine älteste Rückerinnerung.

Im Kriege, oder bei der Friedensfeier 1763, kam der Herzog Ferdinand von Braunschweig nach Hannover. Unter den Anstalten zur Feier seines Empfanges war eine Beleuchtung der Stadt angeordnet und ein großer beleuchteter Triumphbogen. Ich entsinne mich wohl, wie den ganzen Tag über die Rede davon war, daß ich dieser Herrlichkeit zusehen sollte. Meine Geschwister erzählten mir vorher viel davon, und im ganzen Hause war eine fröhliche Erwartung, ein

Treiben und Drängen zu dieser Festlichkeit. Ich tanzte, jauchzte und hüpfte der Stunde entgegen. Endlich wurde ich wohl eingehüllt einer Magd auf den Arm gegeben, und nach dem Markte, wo der Hauptschauplatz war, hingetragen.

Starr sah ich nach der Feuermasse in die Ferne hin. Wie ich näher kam und einzelne Lampen unterscheiden konnte, schrie ich vor Freuden, wollte vom Arme meiner Wärterin herab, und da ich ganz nahe gekommen war, das bunte Feuer sah, überfiel mich ein überirdisches Entzücken. Man hatte mich in ein rothes Mäntelchen gewickelt, auf dessen Vorderseite Schleifen von weißem Schmelz gesetzt waren. Ich erinnere mich ganz deutlich, daß ich an dem Glanze, den diese Schleifen durch die Lichtmassen von sich warfen, an der rothen Farbe des Mantels, ein eigenes Vergnügen hatte. Ich erinnere mich, als wäre es eine Geschichte von gestern, der Menschenmenge, der Pferde, der Kutschen, des hohen Triumphbogens, von dem ich glaubte, er reiche an den Himmel hinauf — der glänzenden Kirchenfenster und des Freudengeschrei's, das die Volksmenge erhob. Ich hüpfte auf den Armen meiner Trägerin, und weinte und schrie laut und unaufhörlich, als mich diese deshalb weg und wieder in unser finsteres Haus trug. Ich konnte und wollte nicht einschlafen, ich dachte mir den anderen Tag und viele Wochen nachher immer das große glänzende bunte Bild aus jener Nacht. Ich bauete lange Zeit nachher aus Stühlen und Bänken die Ehrenpforte oft wieder

ich setzte Lichter daneben, hing den rothen Mantel mit

Schmelz wieder um, und war sehr traurig, daß dieses schöne Kleid bei meinen Lichtern zu Hause nicht so glänzend aussah als jenen Abend.

Endlich mag das Bild sich verloren haben; wenigstens erinnere ich mich nichts von allem, was in dem Zeitraume mit mir vorgegangen ist, bis ich das erste Schauspiel gesehen habe. Dieses muß im Jahre 1765 gewesen sein.

Wie ich hier wieder viele Lichter, viele Menschen, einen großen Raum und bunte Farben auf dem Vorhange sah, so stand auf einmal jenes entzückende Bild wieder vor mir. Die Musik, das Hinaufrollen, das Verschwinden des großen Vorhanges, dünkte mich eine Zauberei. Der große, freundliche, helle Raum hinter dem Vorhange war mir unerwartet. Als er von wohlgekleideten Menschen betreten wurde, als diese sprachen, lachten, als in dem hellen Raume eine Handlung vorging wie zu Hause, so war ich ganz außer mir vor Bewunderung und Freude. Ich küßte meinen Bruder, ich sprach kein Wort, um von der himmlischen Herrlichkeit nichts zu verlieren, die vor meinen Augen aufgegangen war.

Es war, glaube ich, »der Kranke in der Einbildung,« der den Tag gegeben wurde. Ich wollte noch den Platz angeben, wo der alte Ackermann im Schlafrocke gesessen hat; ich sehe noch den Liebhaber im grauen Kleide und grüner Weste mit Golde. Ich erinnere mich, daß es mir häßlich vorkam, daß der Vater seine kleine Tochter in Gegenwart so vieler Menschen schlagen wollte. Zum Schluß wurde das Ballet, die

„[illegible]" gegeben. Das machte mir wenig Freude. Der große Topf, der darin zerbrochen wird, ärgerte mich. Es gefiel mir nicht, daß die Leute nicht [illegible] wollten, [illegible] was ich nicht begreifen konnte, und es für ungezogen hielt, daß sie in dem großen, schönen Zimmer beständig sprangen und liefen.

Der große helle Raum, auf dem alles vorging, kam mir vor, wie unsere [illegible] zu Hause; und wie diese [illegible]lich war, wie darin wieder ein Topf hätte zerschlagen, und wie die Juden hätten darin herumspringen dürfen, so kam mir das auf diesem hellen Platze äußerst unschicklich vor.

Das zierliche Benehmen der Personen, welche vorher im Schauspiele gesprochen hatten, und daß sie so einer hinter einander gesprochen hatten, dünkte mich so reizend, so vornehm, so ehrwürdig! Man erklärte mir, daß sie das alles auswendig gelernt hätten. Nun staunte ich sie an, wie hohe, besondere Wesen.

An jedem Fenstervorhange probirte ich zu Hause das Hinaufrauschen der Zauberdecke, und das Herabsinken, das den schönen hellen Raum und die Wesen, die so zart und fein darin gewandelt waren, mir wieder genommen hatte.

Immer sprach ich von diesem schönen hellen Bilde, und war recht betrübt, daß niemand so entzückt darüber war als ich. Als nun gar einige von den Menschen, die das Bild darstellten, verächtlich sprachen, so gerieth ich in Zorn und Kummer. Ich suchte allein zu sein, allein an das zu denken, wo- [illegible]mand in meinem Entzücken mit mir reden wollte. Ich

zog heimlich die Fenstervorhänge auf und nieder, weil man mich auslachte, daß ich mit diesem Spielwerke den Zauber wieder herstellen wollte.

Bis jetzt hatte die Kunst keinen Theil an meinen Empfindungen. Das helle Licht, worin alle Gestalten erschienen, hatte blos einen angenehmen Eindruck auf meine Sinne gemacht, der in Vereinigung mit jenem ersten Eindrucke war, der mich zuerst empfinden ließ, daß ich lebe und bin.

Da ich fleißig in die Kirche geführt wurde, erinnerte man mich einst, daß es besser wäre, dem nachzudenken, was ich dort sähe und hörte, als mich an den Possen zu üben, die ich auf dem Ballhofe gesehen hätte.

Nun fiel es mir zum ersten Male ein, die Kirche mit dem Theater zu vergleichen, weil ich hoffte, da ich nicht mehr nach dem Ballhofe geschickt wurde, die Empfindung, die ich vor dem großen Vorhange gehabt hatte, dort wieder zu erneuern.

Ich freute mich auf den nächsten Sonntag, und ging rasch und munter den Kirchweg hin.

Die große Orgel und der volle Gesang gaben mir an diesem Tage ein Gefühl, das ich dabei noch nie empfunden hatte. Vorher war mir beides nur wie Lärm und Geschrei vorgekommen. An dem Tage war es anders. Aber was es war und wie es war, das konnte ich mir nicht sagen; doch schien es mir viel mehr zu sein als die Musik in der Komödie. Nun trat der Prediger auf die Kanzel. Ich stand auf, und wollte

[illegible]

[illegible]

Die nächste Nahrung für das Vergnügen, das mir so werth geworden war, empfing ich aus Hübner's biblischen Geschichten. In jedem Kupfer sah ich das sichtliche Bild vom Schauspiele. Auf einigen machte ein zurückgeschlagener Vorhang den Vordertheil des Bildes aus. Diese Geschichten las ich um des Vorhanges und um der Bilder willen, die daran sich reiheten, am liebsten.

Nun kam im Jahre 1767 die Seilerische Gesellschaft nach Hannover. Dieser wurde das kleine Schloßtheater eingeräumt.

Im Stillen dachte ich mir diese als ganz außerordentliche Menschen, weil sie in der Wohnung des Königs hausen durften.

Von ihren trefflichen Darstellungen wurde viel und mit Wärme gesprochen. Meine Geschwister hatten sie gesehen, erzählten den Inhalt der Schauspiele, und sprachen davon mit Rührung, Verstand und Ueberzeugung.

Mein ältester Bruder las zu Zeiten Leßing's Dramaturgie, die eben damals heraus kam, in den Abendstunden laut vor. Er verglich den Inhalt mit dem Gesehenen, und gab mit Geist, Wärme und Zartheit das deutlichste Bild von Allem. Seine Schulfreunde — und das waren Leute von Kraft, bestritten hie und da seine Meinung, die er mit Feuer und Eigenheit aufrecht hielt. Mit Empfindung, Geschmack und jeder Weiblichkeit gab meine Schwester oft den Ausschlag.

Ich saß in einer Ecke, von niemand bemerkt, und hörte mit Innigkeit zu. Ich verstand das Wenigste, aber ich fühlte Vieles. Nie kam mir der Schlaf über diesen Gesprächen, so lange sie auch dauern mochten.

So bekam ich ein dunkles Vorgefühl von dieser Kunst, und auch wohl etwas mehr. Es muß etwas Seltenes sein, sagte ich mir, was kluge und gute Menschen in eine solche Bewegung setzen kann.

Einst kam mein ehrwürdiger Vater aus einer Vorstellung der Miß Sara Sampson nach Hause. Er war ganz erweicht von den Leiden der Sara, er sprach viel von der Reue des Mellefont und von dem Grame des alten Vaters Sampson. Es ist lehrreich anzusehen, sprach er, wie die Tochter in das Unglück geräth, und Kinder können da einsehen, was

ein armer Vater durch ihren Leichtsinn leidet. Ich will alle meine Kinder hinschicken, wenn dieses Schauspiel wiederholt wird.

Dieses geschah bald darauf, und wir wurden hingeschickt.

Ganz anders war meine Freude auf diesen Tag, als vorher, wie ich nach dem Ballhofe geschickt wurde.

Mein Vater hatte gesagt: die Sache sei lehrreich, wir könnten dabei lernen. Ich hatte ihn von der Geschichte gerührt gesehen. Auf dem Zettel stand: ein Trauerspiel! Es war also von Würde, Trauer, Unterricht die Rede. Und alle diese Dinge waren auf dem Schlosse des Königs zu sehen! Die ganze Sache war also vornehm, feierlich, gebilligt von dem Könige und meinem Vater zu betrachten. Mein Vater selbst gab mir den Komödienzettel, und erklärte mir die Personen. Er gab mir Lehren, wie ich mich im Schauspielhause zu betragen hätte. Ich sollte still, sittsam, ruhig sein, nicht umhergaffen, die Augen nach dem richten, was auf dem Theater vorginge, wohl Acht haben, was dort für nützliche Dinge gesagt würden. Dieses alles gelobte ich ernstlich und aufrichtig.

Den Komödienzettel steckte ich mit aller Sorgfalt, wie einen Reisepaß, zu mir. Das Einlaßbillet betrachtete ich mit süßer Freude, und schwärmte mir manche erhabene Ursache, weshalb das Siegel auf diesem Billet einen Dolch und eine Larve vorstellen mußte.

Ich wurde angezogen, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegte, wenn wir Fremde besuchen durften. Alles das gab

mir einen sehr feierlichen Begriff von der Sache. Um vier Uhr sollten wir hingehen; um drei Uhr hatte ich schon den Hut in der Hand. Endlich schlug es denn. Wir wallten durch zwei Schloßhöfe die breite Treppe hinan. Noch nie war ich in diesem großen Gebäude gewesen. Die langen Gänge, die hohen Thüren, die Wachen, die gemalten Deckenstücke über den Gängen, alles dünkte mich groß und erhaben. Der Eingang zum Theater war gedrängt mit Menschen angefüllt. Verehrung, Freude, Wonne gab es mir, daß so viele Menschen auch nach dem sich sehnten, was meine ganze Seele erfüllte. Angst überfiel mich, daß die ganze Stadt sich herdrängen und ich nichts sehen würde. Die Thüren wurden geöffnet, die Menge drang ein, ich mit und bald saß ich in der vorderen Reihe einer Loge.

Das Haus wurde allmälich beleuchtet, und mein Begriff von der Würde der Sache sehr vermehrt durch die Niedlichkeit der Einrichtung. Die vorderen Lampen auf der Bühne wurden angesteckt, der Vorhang — der alle Sehnsucht meiner Seele noch verbarg, ward sichtbar.

Wie freute ich mich über die glänzenden Farben, die da schimmerten, wie ward ich entzückt, als ich bei vollem Licht, umgeben von einer schwebenden Wolke, den Namen des Königs auf diesem Vorhang erblickte, dem zur Seite eine schützende Gottheit erschien!

Der Eindruck, den dieser Name an dieser Stelle auf mich nothwendig machen mußte, ist nichts weniger als unbedeu-

tend. Er bezeichnet in Hannover alles, was unmittelbar königliches Eigenthum ist, oder unter besonderem königlichen Schutze steht. Er macht die Ehre der königlichen Fahnen, die Autorität der Münzen, er bezeichnet die königlichen Prachtgebäude, und — sonderbar, daß mir das eben damals beifallen mußte — er steht vor manchen Gesangbüchern.

Wie kann man, dachte ich mir, nicht mit Achtung von Leuten sprechen, und mit Verehrung von ihrem Beruf, deren Werk, bis es die Leute sehen sollten, von dem königlichen Namen in des Königs Schlosse verdeckt ist?

Zugleich muß die Kunst alt und ehrwürdig sein, sagte ich mir; denn der Name auf diesem Vorhange ist der Name Georgs des Zweiten, der lange todt ist, ein sehr ernster Mann war, brav gefochten hat, und der es doch also nicht für unköniglich gehalten haben muß, hier Belehrung oder Freude zu empfangen.

Eine schwermüthige Musik hatte mein Gefühl veredelt, als der Vorhang und die Wolke mit dem Namen schwand.

Viel heller, zierlicher, edler und überraschender war für mich der Anblick dieser Bühne, als der auf dem Ballhofe.

Miß Sara Sampson!

Ich bin in Thränen zerflossen während dieser Vorstellung. Das Gute, das Edle wurde so warm und herzlich gegeben — die Tugend erschien so ehrwürdig! Die Leiden der Menschen kannte ich bis daher nur aus Hübner's biblischen Geschichten, *oder von armen* Leuten, welche Almosen empfingen: von einer

solchen Leidensgeschichte, von einer solchen Sprache hatte ich keinen Begriff. Eckhof als Mellefont, die Hensel als Sara, die Bäck als Marwood! Solch eine wahre, hinreißende Schilderung, diese Allmacht des Gefühls, welche jedes Gefühl erregte und führte wohin es wollte — das reizte, erhob und überwältigte meine Seele. Ich war ganz aufgelöst — der Vorhang sank herab — ich konnte nicht aufstehen, ich weinte laut, wollte nicht von der Stelle, sprach zu Hause davon mit fremden Zungen, und war niemand unangenehm, den mein Feuer umfaßte. Ich mußte meinem Vater alles erzählen, er erzählte mir selbst davon, und seine edle Seele, sein väterliches Herz, das so weich zu empfinden wußte, wurde noch einmal in den Augenblick der Vorstellung selbst versetzt.

Von diesem Augenblick an ward mir der Schauplatz eine Schule der Weisheit, der schönen Empfindungen.

Bald darauf wurde das Trauerspiel »Rodogine« gegeben. Es war an diesem Tage ein großes Familiengastmahl bei uns. Ich wendete mich an einen freundlichen alten Onkel, er möge für uns das Fest dadurch vollenden, daß er mir die Erlaubniß zu verschaffen suche, in das Schauspiel gehen zu dürfen. Es wurde bewilligt.

Welch ein neues Fest! Der große Säulensaal mit einem grünen Teppich überdeckt. Die Gestalten schwebten feierlich langsam darüber her, man sah majestätische Bewegungen und hörte keinen Schritt. Zu den prächtigen, stolzen Reden wogten die Helmzierden auf und ab. Bei den Donnerworten, wo-

mit die Helden den Platz verließen, ingleichen die lodernen Gewänder weit in die Luft hinaus, und der kräftige Ton, wie ich noch nie einen vernommen hatte, erschütterte meine Seele.

Die hohe Tragödie erfüllte mich mit schwärmerischer Ehrfurcht.

In Miß Sara hatte mich das Geräusch des Beifalls beleidigt: in Rodogine erhob mich der donnernde Beifall auf die höchste Stufe des Mitgefühls, des Stolzes, des Abscheues, der Zärtlichkeit — des Edelmuths. Meine liebsten Freuden hätte ich hingegeben, um eine Rede der Kleopatra in diesem Feuergeiste sagen zu können.

Man gab zum Schlusse ein Ballet — der »Kapellmeister.« Ich konnte nicht darüber lachen. Es kam einer in einem schwarzen Rocke mit Noten besetzt. Die Gallerie lachte und klatschte Zufriedenheit. Was mögen Antiochus denken und Kleopatra? — Warum schmettern sie nicht diese ungeweihten Lacher mit einer ihrer Königsreden zu Boden? So fühlte ich und sah gar nicht mehr hin nach den Taubenkrämern im Tempel.

Stolz und hehr kam ich nach Hause und erzählte von den Leiden des Demetrius und Antiochus. Mein Vater ließ mich eine Weile einhertraben, dann dauerte ihm die Staatsaktion zu lange. Er fragte nach meinem Fortgange in den Lektionen, sprach ein paar ernste Worte und meinte: — »Es sei nun eine Weile her genug von der Komödie gesprochen. Nun müßte es an ernste Dinge gehen.« Er begleitete diese Rede mit einem

Blicke, der alle ähnliche Unterhaltungen für die Zukunft verbot.

Ich ward feuerroth, fühlte mich tief gekränkt und sehr unglücklich.

Ich sollte nicht mehr davon reden, was meine ganze Seele erfüllte! Ich sollte an ernste Dinge gehen! Es gab keine Dinge von höherem Ernste für mich, als Antiochus und Kleopatra. Wie? von diesen erhabenen, unglücklichen Fürsten, die sich vor meinen Augen so hoch, so königlich und so vertraulich gezeigt hatten, sollte ich nicht mehr reden?

Ich versuchte es bei meinen Geschwistern — Sie hörten eine Weile zu: aber sehr natürlich hatten sie es doch auch bald genug. Ich wandte mich an das Gesinde — das lachte mich aus; an meine Spielkameraden — die hatten keinen Sinn dafür. Ganze Tage machte ich den Tambour, und trug in ihrem Spiel die papierne Fahne, damit sie nur eine halbe Stunde mir zusehen möchten, wenn ich als Kleopatra rasete und als Antiochus weinte. Sie fanden bald lange Weile dabei und ich verlor mein Auditorium.

Nun flog ich unter das Dach auf den Hochboden. Ein seidnes Tuch flatterte als der Mantel des Antiochus hinter mir her, eine alte Grenadiermütze war der königliche Helm, mit einem abgebrochenen Kinderdegen wüthete ich umher, und manchmal, ohne das übrige Kostume zu ändern, vollendete ein Reifrock meiner Großmutter die Kleopatra.

Unter diesem allen prangte meine eigenthümliche Klei-

dung, ein Husarenhabit, an dem skeletähnlichen Körper, eine wohlgepuderte Zopfperücke bedeckte das stolze Haupt. Das hinderte mich nicht zu wüthen, und, von dem Jammer meiner eigenen Töne gerührt, oft laut zu weinen. Manchmal überfiel mich in dieser sehr tragischen Beschäftigung der späte Abend, das Zwielicht auf dem großen, weiten, alten Boden gab mir Furcht — ein langsames Erstarren, und dann floh der stolze Antiochus in dem ganzen Heldenapparat, vereinigt mit dem der Kleopatra, mit Zetergeschrei von dannen.

Ich trachtete nun darnach, alle möglichen Schauspiele zu lesen. Die erhabnen, die wüthenden waren mir die willkommensten.

Unter künstlichst erlangter Vergünstigung sah ich noch Romeo und Julie.

Nun war es ganz um meine Ruhe geschehen. Wer meiner Schauspielwuth mit einer Miene in den Weg trat, war Capellet Vater, ein Tirann. Wer Geduld mit mir hatte — war mir die Mutter Capellet.

Von meiner Liebe für das Schauspiel konnte ich mit niemand reden. Jedermann vermied es aus Grundsatz, oder weil es nicht amusant für ihn war. Niemanden konnte ich vorlesen — niemand konnte mich bewundern, was ich doch zu verdienen glaubte. Das Komödienlesen wurde mir endlich auch erschwert, weil man einsah, wie sehr es mich von jeder andern nöthigen Beschäftigung abzog.

Ich verfiel bald auf ein anderes Mittel, diese hinreißende Neigung zu befriedigen.

Mein Vater las, oder ließ oft Abends Predigten lesen, von denen er wahre Nahrung für seine wohlwollende Seele empfing. Ich drängte mich unter dem frömmsten Anscheine zu dieser Lektüre, die der vortreffliche Mann mir nur selten zumuthete.

Mit Hunger nach der Stunde, mich vernehmen zu lassen, ging ich Abends mit Johann Jakob, oder Eberhard Rambach einher.

Süß und sanft las ich den ersten Theil dieser Predigten, mit erhobener Stimme den zweiten Theil, und im Donnertone die Ermahnungen an die Unbußfertigen in der Application vor.

Das freute die guten Eltern. Sie wußten nichts davon, daß ich dabei nur an Romeo, an Capellet und Antiochus denken könnte.

Da ich nicht in die Komödie gehen konnte, so ging ich traurig über den Schloßhof, und sah die Lichter flimmern in Vorhofe zum Allerheiligsten. Die Komödienzettel las ich wie Bücher der Weisheit, und der Zettelträger sogar schien mir wenigstens ein sehr angenehmer Mann zu sein.

Indeß war das Schauspiel eine Zeit lang abwesend. Ein sehr gutmüthiger Lehrer ließ es sich angelegen sein, mir die Erlernung nützlicher Dinge angenehm und Ehre bringend zu machen. Ich war damals sehr fleißig.

Die Geschichte war mir besonders werth, und die Charaktere, welche sie aufstellt, zogen mich so sehr und lebhaft in ihr Interesse, als das Schauspiel. Freilich dachte ich mir zu den Helden und Heldinnen, welche sie schildert, immer nur Eckhof und die Hensel. Aber beide Theile konnten nicht dabei verlieren.

Man ließ mich um diese Zeit auch den Grandison lesen, und den Dechant von Killerine.

Die ehrwürdigen Personen im Grandison und so manche treffliche Menschen in meiner Familie haten eine genaue Aehnlichkeit. Die Menschen in dem Romane machten mir meine Verwandten lieber, und so vieles Gute, was ich an meinen Verwandten sah, gab mir Glauben an die Menschen im Romane.

O wahrlich! ich habe noch nichts Edles und Gutes gelesen und gehört, was ich nicht an meinen Verwandten erlebt hätte. Die Stimmung für das Schauspiel ist wohl geblieben; aber sie war um jene Zeit viel sanfter.

Ein geistlicher Redner machte um dieselbe Zeit besondern Eindruck auf mich. Es war der verewigte Schlegel.

Früher als er die Menge hingerissen hat, riß er mich zur herzlichsten Rührung hin. Der Ton der Ueberzeugung, der väterlichsten Liebe athmete aus seinen herzlichen Reden. Oft wurde er selbst so ergriffen, daß er inne halten mußte. Sein Wandel ging mit seiner Lehre gleichen Schritt. Jedermann liebte ihn, und wenn es aus diesem Munde an mich ergan-

gen wäre, — »Du mußt kein Schauspiel mehr sehen,« so würde ich mich darein ergeben haben.

Schlegel machte mir das Lehramt ehrwürdig. Ich sah deutlich ein, daß auf dieser Stelle, im öffentlichen Vortrage mehr geschehen könne, als bis daher Sitte war. Ich sah, daß sein Dialekt und seine Konstitution, so wie die weise Schonung der alten Gewohnheiten, ihn daran verhinderten.

In meiner Eitelkeit hielt ich mich berufen, das alles zu erreichen, und von da an nahm ich mir fest vor, es schien mir auch süß und Ehre bringend, Prediger zu sein.

Nun las ich, schrieb und hielt Predigten.

Sehr leicht fand sich zu diesem heilsamen Zwecke ein Auditorium von Hausgenossen, das mir, der ich, über eine Stuhllehne herab, hohe, fromme Dinge sprach, mit Erbauung zuhörte.

Einige alte Basen und Tanten wurden einst eingeladen, und wie jetzt die lieben Kinder den Anwesenden eine Sonate von Pleyel und Haydn vorspielen müssen, so wurde ich citirt, vor diesen Gästen eine Stelle aus dem Christ in der Einsamkeit vorzulesen.

Voll des Glaubens an mich und meinen Beruf, las ich mit Feuer, mit Pracht und zuletzt mit wüthender Emphase.

Die redlichen alten Verwandtinnen ergossen sich in frommen Zähren, und verkündeten der Kirche ein neues Licht in dem Knaben. Nur mein Vater schwieg und war sehr ernst. Als wir allein waren, sagte mir der edle Mann: »Mein

Sohn, der Prunk, mit dem du gelesen hast, kann mich nicht erfreuen. Er kommt aus einem kindischen Gemüth, und verräth eine unbescheidene Eitelkeit.» Ich fühlte, daß er Recht hatte, fand mich sehr gedemüthigt — aber ich predigte eine Weile noch mit großem Uebermuth, von der Stuhllehne herab, jedem, der es hören wollte.

Eine geraume Zeit ging mein Leben so hin, ohne daß etwas darin vorgefallen wäre, was außer dem gewöhnlichen Geleise gewesen wäre. Ich hatte die Arbeiten lieb gewonnen, womit man in diesem Alter beschäftigt zu werden pflegt, und ich that sie mit Anstrengung.

Da ich Privatunterricht empfing, so hatte ich fast gar keinen Freund meines Alters.

Die Spazirgänge, die mir verstattet wurden, machte ich allein in der Gesellschaft meines zweiten Bruders. Wir hatten beide kein Verlangen danach, zu wandeln, wo die Menge sich umher trieb. Man sah uns zu Hause, ich weiß nicht weshalb, am liebsten vor das Steinthor gehen. Der Windmühlenberg war in jener Gegend die angenehmste Lage. An seinem Fuße lagerten wir uns und träumten von unserer Zukunft. Eine ländliche Pachtung war sein Lieblingswunsch, und aus treuer Liebe für ihn wünschte ich mir eine Landpfarre in der Gegend, wo er eine Pachtung haben würde. Ich entsagte gern der Ehre eines Chormantels, wie ihn die Stadtprediger tragen, und dem Beifall einer kultivirten Gemeinde, um bei ihm sein zu können.

Unsere Träumereien gingen so in's Einzelne, daß wir die Lage unserer künftigen Felder, Wiesen und unseres Gartens ganz deutlich uns vorstellten. Wir lebten schon voraus in der seligsten Wirklichkeit. In der Wärme solcher Gespräche bestiegen wir den Windmühlenberg, sahen hinaus über die Gegend, und überließen uns den Ahnungen, wohinaus wohl unser künftiger Wohnplatz liegen möchte! Mit Thränen der innigsten Bruderliebe haben wir oft uns auf dieser Stätte umarmt, und sind dann voll Muth, mit Innigkeit der Stadt zugewandert.

Da wir im Winter nicht dahinaus wandern konnten, so realisirten wir auf dem Boden unter dem Dache, wo ich sonst tragische Rollen wüthete, die Pachtung meines Bruders. Sandkasten bildeten Blumenbeete, Hühner und Tauben wandelten umher. Aus einem Holzhaufen schuf ich meine Predigerswohnung daneben. Halbe Tage haben wir beide allein in dieser idealischen Welt, sehr — ach! — sehr glücklich verlebt.

Die Sachen konnten gar nicht anders kommen. Unser Wunsch schien so mäßig, es war eine so gewöhnliche Glückseligkeit; warum hätte sie nicht in Erfüllung gehen sollen? Wir freuten uns jedes zurückgelegten Tages, denn er führte näher zum Ziele.

Ach! keiner von uns beiden hat jenes Ziel erreicht!

Wir leben getrennt, weit von einander. Alles ist anders gekommen, als wir es so lieblich geträumt haben; nur die

Empfindungen, die wir damals einer für den Andern hatten, sind noch heut dieselben, und werden so bleiben immerdar.

Ein Zufall, der eben in jener Zeit eintrat, hat meiner ganzen Laufbahn eine andere Richtung gegeben.

Mein sanfter guter Lehrer starb; ich wurde aus einer Hand in die andere gegeben, und keine wußte mich zu führen. Jeder machte mir die Arbeiten verhaßt, die jener mir lieb zu machen gewußt hatte. Ich blieb stehen, wo mich mein Lehrer gelassen hatte, that meine Dinge mit Unlust, endlich mit Trägheit, und suchte es mir durch Possen jeder Art zu verbergen, wie sehr ich uneins mit mir selbst war.

Aus Verlegenheit schickte man mich auf die öffentliche Schule. Ich wurde in die zweite Klasse eingeführt, da ich kaum taugte in der dritten zu sein.

Meine Kenntniß der Geschichte, mein Gefühl für die Charaktere der Geschichte war umfassender, richtiger, wahrer, als sie dort einer neben mir hatte.

Im reinen Gefühl für schöne Künste übertraf ich vielleicht sogar meine Lehrer.

Deshalb hatte ich eine erhöhte Meinung von mir, die ich auf keine Weise hätte haben sollen, und konnte die Blößen gar nicht ertragen, die ich wegen jedes Mangels an gründlicher Wissenschaft so oft geben mußte.

Den Lehrern in dieser Klasse ward ich eben wegen dieses Mangels bald gleichgiltig, und, da ich gar nicht in Betracht *kam, meinen* Mitschülern ein Gegenstand des Spottes. Un-

vermögend mir selbst aus dieser Lage zu helfen, zu lebhaft, um einen ernsten Entschluß zu fassen, verfiel ich darauf, durch Witz und Neckereien mich an allen denen zu rächen, die gar nichts in mir erkennen wollten.

Unglücklicherweise wurde diese Art mich zu nehmen, von meinen Kameraden gelobt, ich ging also immer weiter darin. Meine Brüder waren abwesend, meine Schwester konnte den Zustand meiner Unwissenheit nicht übersehen, da ich Liebe genug für sie hatte, in den Augenblicken ihrer Unruhe, und wenn sie mein Ehrgefühl reizte, durch eine zusammen geraffte Oberfläche sie zu täuschen, oder durch eine periodische Anstrengung gute Zeugnisse meiner Lehrer, oder doch ihrer Hoffnungen, daß es gewiß anders werden würde, herbei zu schaffen.

Der Umgang einiger lebhaften jungen Leute meines Alters, in derselben Lage wie ich, setzte eine ziemliche Verwilderung in mir an.

Ein Buch, das um diese Zeit mir in die Hände fiel, führte mich viel weiter, als ich je gehen wollte und selbst wußte.

Der Roman Peregrin Pickle paßte von so mancher Seite auf meine besondere Lage, daß ich ihn mit Eifer verschlang. Ich that alles, um ihm ähnlich zu werden, um ihn zu übertreffen.

Schaarenweise überzogen wir Stadt und Land, um Kreuzzüge in Peregrin's Geiste zu beginnen. Sie gelangen

uns nur zu sehr; und da meine Kameraden, mit Recht oder ohne Recht, bei jedem lustigen Streiche, bei jeder Verkehrtheit mich für den Urheber und Anführer ausgaben, so fiel der ganze Unwillen auf mich allein.

Zu welchem Unsinn kann nicht die Sucht, Aufsehen zu erregen, verleiten! zu welchen Widersprüchen mit dem besseren Gefühl, das ich betäubte, aber nie verloren hatte!

Das Schauspiel war lange abwesend gewesen, und wurde im großen Opernhause eröffnet.

Ich sah Richard den Dritten, von Weiße.

Das große feierliche Haus machte einen gewaltigen Eindruck auf mich.

Was für eine Sache muß es sein, dachte ich mir, um derentwillen man einen solchen Palast erbauet!

Auf dem alten Vorhange stand auf einer Seite des Musenberges ein Palmbaum, an welchem eine Gruppe von Waffengeräth aufgehangen war, mit der Unterschrift — „Hinc gloria et securitas."

Auf der andern Seite war eben so, unter einer Gruppe von musikalischen Instrumenten, Larven nebst andern Attributen des Schauspiels die Inschrift zu lesen:

„Curarum dulce levamen."

Dulce levamen!

Das las ich und las es wieder, das dachte ich, das empfand ich. Eine Last war von mir genommen, indem ich so an mich und diese Inschrift dachte. Eine höhere Hand hatte

mich an diesen Wegweiser hingeführt. Den Abend, in dem Augenblicke, entschied das Schicksal meine Laufbahn.

Von Richard dem Dritten genoß ich wenig. Einige große Augenblicke ergriffen mich und zündeten die erloschene Flamme für die Kunst wieder allmächtig in mir an. Das übrige des Schauspiels ging an mir vorüber. Ich war mit mir und meiner Zukunft beschäftigt. Warum heuchelst du der Märkischen Grammatik, da du für Richard alles empfindest? Wenn du einst Richard sein kannst, warum sollst du es nicht sein wollen? — Dann aber fielen die Wünsche der Meinigen, die Vorurtheile der Stadt Hannover, und die gänzliche Unwissenheit, wie das alles zu vereinigen sein möchte, mir schwer auf das Herz. Ich brütete darüber bis zu Ende des Schauspieles.

Mit einiger Empfindung sah ich auf den Vorhang hin, als er zuletzt herab gefallen war. — Curarum dulce levamen! las ich abermals, riß mich mit Gewalt los, und rannte voll Muth und Hoffnung nach Hause.

Von nun an — es ist mir jetzt sehr leid — wandte ich mich entschieden von allem ab, was zur lateinischen Grammatik gehört. Ich las und sah die Schauspiele mit Unterscheidung, mit Studium. Ich that mit der zartesten Sorgfalt alles für die Schauspielkunst, was ich für die übrigen Wissenschaften hätte thun sollen. Ich war überzeugt, daß ich endlich für meine Bestimmung arbeitete.

Es ist begreiflich, daß ich das alles sehr heimlich thun

mußte, daß dadurch Heimlichkeit und Widerspruch, also Bitterkeit, in mein Leben, und Mißvergnügen in das Leben der Meinigen kommen mußte.

Je mehr ich um diese Kunst dulden mußte, je theurer ward sie mir. Für die Kunst war ich etwas; für die Wissenschaft war ich nichts.

Manchmal wohl habe ich mir Mühe gegeben, nach den Wünschen der Meinigen anders und gegen meine Wünsche zu denken. Manchmal bin ich an den Windmühlenberg gegangen, und habe die alten Träume dort zurück gerufen. Vergebens! Weinen konnte ich, daß sie vorüber waren, weinen über den geliebten abwesenden Bruder, und daß ich nun nicht mit ihm leben würde. Trauern mußte ich, daß ich nicht mehr in süßer Sicherheit hier stehen konnte wie vordem. Schwermüthig wallte ich den Berg hinan; aber es waren nicht mehr die Dorfpfarrthürme in der Nähe, wo ich sonst meine Heimath wünschte, was mich hinauf lockte. Ueber diese und das ferne blaue Gebirge hinweg rief mein künftiges Schicksal aus weiter Ferne. Wohin? wohin? sprach ich laut, wandte mich nach allen Gegenden, und weinte bitterlich. Wohin? sagte ich dann leiser, und konnte vor Thränen den Pfad hinab kaum finden.

Laut schluchzend rang ich mit der Gegenwart und Zukunft, mit meinen Wünschen und dem Verlangen der Meinigen, mit der allmächtigen Stimme in mir und dem Vorurtheile.

Mir unbewußt ging ich nach Hause, fort und fort bis an den Neustädter Kirchhof.

Ich stutzte — blieb stehen, und übersah das stille Todtengefilde.

Wie mancher — ach wie manche schläft hier, deren Busen einst so gewaltig von innerm Kampfe gehoben ward, als der deine jetzt! Wir steigen herauf aus Erde, drehen uns im Zirkel herum um unser Grab, fallen hinein, der Wind fährt über die Staubblume her, und wer stellt sich hin an den Rasen über unserm Haupte, und weiß es uns Dank, daß wir die stürmende Sehnsucht niederkämpfen konnten, die ja wohl das bessere in uns ist?

Ich ging zu den Grabsteinen meiner mütterlichen Verwandten, und setzte neben ihrem Staube meine Betrachtungen nicht fort; aber ich ließ meinen Thränen freien Lauf.

Hier werden auch sie ruhen, die mir das Leben gaben! Sollen sie um meinetwillen früher hier ruhen?

Die Grasblumen wankten wehmüthig langsam hin und her am Grabsteine meines Großvaters. — Ich erschrack — fuhr zusammen, wandte mich schnell ab, und eilte der Stadt zu.

Hoffnung, daß sich das einst alles auf gute Weise, ohne Jemandes Kränkung noch fügen würde, belebte mich, und ermunterte mich, meine Wünsche nicht aufzugeben, meinen Fleiß für die Kunst fortzusetzen.

Indem ich für meine Bestimmung alles that, that ich

wenig oder nichts für die Bestimmung, von der man wünschte, daß ich sie wählen möchte.

Aengstlichkeit verschloß mein Geheimniß in mir, daß es auch Niemand ahnen konnte.

Um so widerwärtiger, ja, ich fühle es, um so verächtlicher mußte ich allen sein, die, nicht unterrichtet von den Stürmen in mir, mich für träge, bösen Willens, und aus manchem verkehrten Streiche des höchsten Mißmuthes, für bös halten mußten.

Nur Eine Seele hat zu keiner Zeit den Glauben an mich verloren.

Meine einzigen Vertrauten waren die Todten.

Sei es nun, daß ich von jenem Tage an ohne mein Wissen mich gewöhnt hatte, meinen Kummer dorthin zu tragen, oder daß der Leidende sich da wohl fühlt, wo alle Leiden vorüber sind — aber wenn ich nirgends mehr ausdauern konnte, zog es mich dorthin, und manchmal, wenn ich die dunkle Pforte des Einganges betrachtete, dachte ich dann auf andere Weise — curarum levamen.

Auf den älteren Grabsteinen pflegt die Lebensgeschichte derer, die darunter ruhen, umständlich erzählt zu werden. Wie der ehr- und achtbare, feste, mannhafte — daher aus der Ferne gebürtig, nach vielen Widerwärtigkeiten in der Jugend, hier sein Vaterland gefunden, in der ehr- und tugendsamen Jungfrau sein Heil, und in der Nahrung, dem Dienste sein zeitliches Glück; wie er sanft und selig dann in

dem Herrn verschieden sei. Dergleichen las ich mit wahrer Erbauung.

Er konnte doch auch nicht gedeihen da, wo er gewachsen war. Auch seine Jugend war mühselig. Auch er suchte für sein Herz und seine Sehnsucht anderwärts ein Vaterland. Auch ihm folgten Thränen und Seufzer, und wohl manche mag er vergossen haben, ehe sie ihn da hinabsenken konnten. Aber er ist ja doch ehr- und achtbar und fest und mannhaft, und ist sanft verschieden.

Wie? sollte es denn so schwarz und verkehrt sein, was mein Herz zerreißt? und weshalb sollte der Zwiespalt ewig dauern, der mich so bangt und kümmert?

Geh' hin in ein Land, das ich dir zeigen werde — so lautete das Motto über dem Grabe eines Fremdlings aus Iserlohn.

Das sprach gewaltig zu mir. Ja, rief ich laut und stark — das Schicksal wird es mir zeigen, und ich werde hingehen!

Bei diesen Wanderungen waren die Todtengräber endlich mit mir bekannt geworden. Ich war der frühe Vogel in ihrem Gebiet geworden, und verkleidete die wahre Ursache meines Daseins in Neugierde nach ihrer Topographie.

Diese Menschen sind eine furchtbare Chronik. Sie richten strenge und unerbittlich. Mit der menschlichen Nichtigkeit so vertraut, wie kann menschliche Herrlichkeit ihre Zunge bändigen?

Dem Reichen und dem Geachteten bewies der Todten=

gäbe seiner Beerdigung damit, daß er ihn etliche Schuhe tiefer in den Boden verscharre.

Das kam mir so traurig vor. Je leichter die Hülle, je sanfter war mir das Bild. Nein, sagte der Mann mit dem Spaten, was ich nicht verehre, das soll mein Nachfolger nicht heraus finden; das grabe ich tief, bis ihn Gott ruft.

Indeß war das Schröder'sche Theater nach Hannover gekommen, und Brockmann's glänzendes Talent, das Genie des großen Schröder's und seiner Stiefschwestern, fachten die Gluth für die Schauspielkunst zur hellen Flamme an.

Ich war nicht mehr meiner mächtig. Das Studium der Kunst forderte mich fast täglich in ihren Tempel. Alle meine Verhältnisse strebten dem entgegen, so wie die ganze Sitte unsers Hauses, das einfach und herzlich, aber nach alter Weise, in Gebräuchen und Zeitmaß nach einer unabänderlichen Ordnung lebte, die auf besten Willen und Ueberzeugung von eines jeden Heil gegründet war. Jede Verletzung dieser Weise mußte ich mit verhaßter Künstlichkeit verstecken, oder die Folgen waren für alle Theile gleich schmerzlich und bitter.

So entstand für mich und die Meinen ein sehr trauriges Leben.

Wie durfte ich sagen, was in mir vorging? Wie konnte ich — man schrieb damals 1772 — Gewährung hoffen? Wem hätte ich es verargen können, wenn er meine Leidenschaft für die Kunst für Hang zur Zügellosigkeit genommen hätte?

Auf der Schule war ich zu der Zeit in die erste Klasse eingeführt.

Meine wenigen Schulwissenschaften berechtigten mich durchaus nicht dazu; und da diese Schule damals, von dem würdigen Direktor Ballhorn geführt, besonders diese Klasse, in der herrlichsten Blüte stand, da treffliche Köpfe die Aufmerksamkeit des Lehrers forderten und verdienten — wie übel war ich dort hingewiesen, wie schlecht mußte ich mich ausnehmen, und was mußte ich bei dem Gefühl davon leiden! Gleichwohl kann die kein Vorwurf treffen, die mich dorthin geschickt hatten.

Ein Jahr Fleiß hätte alles in's Geleise bringen müssen, und sie konnten voraussetzen, daß das Mißgefühl über meine Vernachlässigung, weit eher als alles andere, mich gerade an dieser Stelle dazu hätte vermögen müssen.

Was mir den Glauben an mich selbst, den Muth für Thätigkeit raubte und rauben mußte, was — das Gefühl für die Kunst ausgenommen — mich träge und dumpf hinleben ließ, die immerwährend quälende Angst um die Tagesvorfälle in der Gegenwart und die Stürme für meinen Plan in die Zukunft — diese Noth, darin ich von einem Tage zum andern lebte, und nur durch einen lustig-tollen Streich, zu Zeiten aus Verzweiflung, mir Luft machte — — das alles konnte Niemand wissen, und Niemand mich beurtheilen, noch leiten.

Die zärtliche Sorgfalt der Meinigen vermuthete die Ur-

[illegible]

[illegible]

[illegible] alles andere Wissen ist ihm [illegible] Erzählung von [illegible] Dingen.

Jedoch ist jener Aufenthalt mir von großem Nutzen gewesen. Ich verdanke dem Herrn Pastor Richter, seiner Nachsicht, Gutherzigkeit und seinem feinen Geschmacke vieles, sehr vieles von dem, was mir jetzt Freude und Freundschaft erwirbt.

Die Trennung von Hannover war mir sehr schmerzlich.

Am Abend vor meiner Abreise nahm ich noch Abschied vom Elternhause. Das Scheiden von den Meinigen brach mir das Herz.

Ich wurde gütig empfangen, freundlich behandelt, und mein würdiger Lehrer that vieles, um mir frohe Laune zu schaffen und zu erhalten.

Nicht unbeträchtliche Züge wurden über Berg und Thal gemacht, und es wurde mir nicht versagt, manchmal von

einer Bergspitze den Thurm von Hannover zu sehen, neben dem alles wohnte, was auf der Welt mir werth und theuer war. — Nicht weit von diesem Thurme stand ja auch mein Ziel — Curarum dulce levamen! In diesen Bergen und Wäldern habe ich es doch nie aus den Augen gelassen. In dieser Einsamkeit bildete ich meine Plane aus für die Zukunft.

Ganz vortrefflich, mit großer Zartheit und Kraft zugleich, las Herr Richter mit uns Cicero über die Pflichten. Mit viel Erfahrung, Geist und Laune besprach er sich mit mir über Montaignes Versuche, die er mir zu lesen gegeben hatte.

Er gab mir die besten Dichter, und verwendete viele Mühe, daß ich die Schönheiten verstehen möchte, die ich fühlen konnte.

Ich bin ihm unendlich viel schuldig und werde es nie vergessen.

Durch ihn lernte ich feinere Sitten der Welt kennen, und bekam, wovon ich vorher fast nichts wußte, Lebenserfahrung.

Der Schauspielkunst ist dort nie erwähnt worden, nicht von ihm, nicht von mir: von seiner Seite wohl nur zufällig, von meiner sehr überdacht.

Ich bekam auch nichts vom Theater zu hören, als den Tod von Charlotte Ackermann. Wie die öffentlichen Blätter bei dieser Gelegenheit von ihr und der Schauspielkunst sprachen — welche Nahrung — welche Bestätigung meiner Gefühle und Entschlüsse gab mir das!

Die Verhältnisse des Herrn Pastor Richter verstatteten

[illegible] sehr, mich lange [illegible] Ich [illegible] [illegible] ich [illegible] Ich [illegible] [illegible] ich dort [illegible] [illegible] meiner [illegible]

Wenn ich mich jetzt [illegible] wie es mir möglich geworden, wenn durch [illegible] diese Unmöglichkeit anzusehen, daß ich nicht auf die [illegible] gehen konnte.

Indeß begreife ich mein Betragen zu jener Zeit jetzt nicht. Müßig war ich nie. Ich las, versuchte, übersetzte alles, was mich zum Schauspieler bilden konnte: ich that aber gar zu wenig, was mich zum Prediger hätte bilden können.

Brockmann's Hamlet erregte kräftigen Tumult in den Empfindungen aller jungen Leute von einiger Lebhaftigkeit, wie hat er mich beglückt!

Bei der Vorstellung des Hamlet schlossen sich in mir Gefühle auf für das Erhabene, Wunderbare und Große, die mir bis dahin unbekannt gewesen waren.

Von der Zeit an wurde mir die Musik mehr als Wohlklang — eine hohe, allmächtige, deutliche Sprache.

Die Musik ward meine Freundin, meine Trösterin, die Pflegemutter meiner edelsten und liebsten Gefühle. Sie erhöhte meine Empfindungen, sprach sie aus, und antwortete dem

Drang meiner Seele, wie ihm niemand noch hatte antworten können.

Mit süßer Schwermuth lauschte ich auf den Ton des Violoncells, welches mein Bruder zu spielen pflegte.

Nur wenn ich gar keine Musik hören oder kein Schauspiel sehen konnte, ging ich auf den Kirchhof, dachte in dieser stillen Versammlung meiner Sehnsucht nach, und brütete über der Zukunft.

Als die Beobachtung und der Mißverstand mich von da vertrieben, wich ich an andere stille Oerter, und zuletzt an eine Stelle, der schnelle Graben genannt, wo der Fluß die Leine von einer Höhe herabstürzt.

Ich sah gern hinab in den Wassersturz, und ward ruhiger über dem Bilde, wie die schäumenden Wogen zuletzt klar und milde in die ruhige Strömung sich verloren. Nicht Sturm noch Sonnengluth, nicht Nässe noch Frost hielten mich ab von diesen Wanderungen.

Sie waren Augenblicke des Studiums, der Untersuchung, der Rücksprache mit mir selbst, der Beobachtung von Menschen-Schicksalen, des Genusses der Natur. Sie waren mir unentbehrlich geworden, und sie haben mir keinen Nachtheil gebracht.

Wohl manche theologische Lehrstunde ist darüber verloren gegangen, und manche andere Stunde des Unterrichts, die ich auf keine Weise hätte sollen verloren gehen lassen.

Einst ermannte ich mich, durchdrungen von Pflichtgefühl, und besuchte alles Ernstes wieder die Stunden.

Aber da war in einer derselben sehr lange und auf sonderbare Weise die Rede von Mohamet's Grauschimmel. In einer andern wurden hohe, unverständliche Dinge über die Lehre von der Rechtfertigung gesprochen. Das war nicht einladend.

In die nämliche Zeit gehört, was der gute Anton Reiser in seiner Lebensbeschreibung über die Schulkomödie sagt, welche damals aufgeführt wurde. Wir waren beide von Einem Gefühl beseelt, und er hat über diesen, wie über alle Vorgänge seines Lebens, die ich bis zu seinem Abgange von Hannover kenne, mit Genauigkeit und der strengsten Wahrheit geschrieben. Friede und Wohlwollen sei mit seinem Gedächtniß!

Ich spielte in dieser Schulkomödie wie ein junger Mensch, dem es im Kopf und Herzen braust.

Der Aufwand von Kräften erregte Wohlgefallen. Indeß war ich in meinen Darstellungen sehr unter meinem Ideale geblieben, und fühlte recht sehr, was das für ein Unterschied ist, wenn man eine Sache mehr empfindet, als versteht. Ich wurde mit den großen Schwierigkeiten der Kunst bekannt, achtete sie um so mehr, und fühlte lebhaft, um einst weiter zu gelangen, sei keine Zeit mehr zu verlieren.

Ich fand es unedel, meinen Vater die Ausgaben der akademischen Jahre machen zu lassen, und dann erst einen Weg einzuschlagen, den er und die meisten für entgegengesetzt *halten* mußten. Ich beschloß daher, mich ungesäumt aufzu-

machen, meine Wanderung für die Kunst und meine Lehrjahre anzutreten.

Nie hatte ich eine weitere Reise gemacht, als nach Springe, drei Meilen von Hannover: allein eine Reise nach Petersburg dünkte mich in meinem Plane ein Gang vor das Thor zu sein.

Mancher Plan wurde gemacht, verworfen, gewählt, festgesetzt — mit einigen beredet — mit einem Einzigen sollte er ausgeführt werden.

Der Tag wurde bestimmt. Eine schwere Krankheit meines Vaters bewirkte Aufschub dieses Vorhabens, und dieser Vorfall hätte beinahe das ganze Unternehmen zerstört.

Es war mir durchaus nicht möglich, zu dieser Zeit etwas zu thun, davon ich wissen konnte, daß es den Planen, Wünschen, Hoffnungen und Gefühlen meines Vaters so durchaus entgegen sein mußte.

Das schwere Opfer, das ich brachte, gab mir das Wohlsein, daß man bei innerm Werthe hat. Mit reinem Herzen freute ich mich jeder Spur von Genesung, und mit Erhebung sah ich auf das Opfer, das ich zu bringen im Stande gewesen war.

Ich ward in jener Periode recht fleißig. Ich gab mir keine Mühe, meine Leidenschaft für die Kunst zu unterdrücken; aber ich that nichts geflissentlich, diese Flamme zu nähren. Ich ließ es mit meiner Bestimmung auf den Wurf ankommen, den der blinde Zufall thun würde. Damals that ich

alle meine Beschäftigungen auf der Schule mit großem Ernste.

Nach dortiger Gewohnheit pflegt ein Schüler von der Orgel herab, Sonntags Nachmittags, die Epistel und eine von dem Prediger entworfene Erklärung derselben in der Marktkirche abzulesen.

Dies geschah mit einem Geplärr, worauf Niemand hörte, so wie auch Niemand etwas davon verstehen konnte.

Recht sehr beschäftigte mich die Möglichkeit, ob nicht eine Stimme von unbeträchtlichem Gehalt, in dem ungeheuren Gebäude, ohne zu brüllen oder zu singen, in diesen Vortrag Deutlichkeit, Leben, Ueberzeugung und Interesse sollte bringen können.

Man sagt, der Versuch sei mir gelungen; wenigstens wandte sich die Gemeinde, so schwerfällig sie auch am Sonntag Nachmittag wegen der Tischfreuden zu sein pflegt, mit einigem Antheil nach dem Leser um.

Dieser geringfügige Umstand gab den alten Ideen, als Prediger zu wirken, wieder neue Kraft. Ich rang meine Kunstleidenschaft nieder; und wenn auch die Dinge um mich her deshalb in einem wehmüthigen Lichte erschienen, so war dieser Zustand dennoch mehr angenehm als unangenehm.

Ich gefiel wieder denen, an deren Wohlgefallen mir so herzlich gelegen war. Ich trug jedermann ein offnes Herz und den redlichsten Willen entgegen. So lebte ich eine schöne Zeit die selige Unbefangenheit der Kindheit. Es gab Augen-

blicke, wo ich recht froh und von der heitersten Laune sein konnte.

Wer dieses Auf- und Niederwogen in meiner Seele — woher es kam, wohin es ging — nicht kannte, was konnte der von mir halten? Ich verarge es Niemand, wenn er in diese Sprünge von Entschluß zu Entschluß, in diese bald trübe, bald frohe Laune, sich nicht finden, nicht begreifen konnte, wie harte Fehler und das wahre Gute neben einander stehen konnte. — Ausgesprochen wurde das Anathema: Er ist ein Heuchler und wohl noch mehr. Es ward in der Behandlungsweise, auf den Gesichtern sichtbar.

Man achtete meiner nicht, und ich wußte fast nicht mehr, woran ich mit mir war. Ich bekam Zweifel, Mißtrauen, Mangel an Achtung für mich selbst.

Nur eine Seele hat nie den Glauben an mich verloren. Dadurch wurde die bessere Kraft in mir gerettet und erhalten.

Es währte lange, ehe ich den Muth hatte, dem, das meinem Herzen zu nahe trat, zu widerstreben. Ich fand wahrlich die meisten Fehler an mir. Aber ich fand nirgend Böses.

Erst gerieth ich in Bitterkeit, endlich in Stumpfsinn und Fühllosigkeit.

In der Zeit las ich eine Nacht mit Anton Reiser, auf dem Steinkruge am Fuße des Deistergebirges, den Werther.

Das warf die helle Flamme in den Feuerstoff. Er loderte auf, und ich war nicht mehr Meister meines Willens. Nun

[illegible]ühlte ich manches Gute in mir [illegible], und daß es kein Mahl auf die Stirne drücke, aus der Schar zu springen, in der Hunderte gähnend [illegible].

Auf! dein Schicksal ruft, du bist Meister deiner Bahn! Wolle, zerreiß die Bande des Vorurtheils, laß nicht die Gewalt in dir vom [illegible].

Ich sah Stella, [illegible], [illegible], Elfriede, Clavigo. Jede Vorstellung riß mich [illegible] zum Ziele hin.

Die [illegible] Besuche des Schauspiels brachten Unordnung in meine ganze [illegible]. Unfrieden war die Meinung; Aufhebung aller Hausordnung. Die ganze Meinung von mir war gesunken, diese Dinge rißen sie vollends nieder. Ich sah irgend einem Ausbruche von Bedeutung entgegen — ohne ihn abwehren zu können.

Den 21. Februar 1777 wurde die Vorstellung des [illegible] gegeben. Im dritten Akte wurde ich abgerufen. Da ich das Haus verließ, ahnete mir meines Schicksals Entscheidung.

Auf der Treppe vom ersten Rang Logen sah ich mit [illegible] über die rauschende Leine in die tiefe stürmische [illegible] hinein. Krampfhaft umfaßte ich den Balken [illegible].

Meine Kraft [illegible], sagte ich mir, das zehrende [illegible] das Gefäß — dieser Zustand muß enden. Als Schauspieler betrete ich dies Haus — oder nie wieder, [illegible] als Prediger [illegible].

Und wahrlich das würde ich gehalten haben.

Ein Augenblick entschied noch denselben Abend.

Gereizte Heftigkeit erregte die Glut des Gefühls für das Bessere, das man nicht vorhanden wähnte.

Mein Loos wurde geworfen.

Der halbe Zustand meines Wissens war mir unerträglich. Der Mißverstand darin Jedermann mit mir lebte, untergrub meine Lebenskraft. Das Jahr, die Akademie zu beziehen, war angetreten; ich hatte zu Hannover weder Freude noch Frieden mehr zu hoffen, nicht jetzt, nicht künftig.

Ich durchkämpfte das alles eine lange Nacht hindurch. — Vor dem Tode kann keine bängere Nacht hergehen.

Am Morgen früh bat ich um die Erlaubniß, eine Reise über Land zu machen — küßte die Hand meiner Eltern, riß eine Zeichnung von meines Vaters Gesichte von der Wand — und ging halb sinnlos aus dem väterlichen Hause in die Welt.

Am Archiv, derselben Stelle, wo einst meines Vaters Schicksal sich entschieden hatte, blieb ich stehen — nicht um zu überlegen — nein. — Gehe hin, dachte ich, in ein Land, das ich dir zeigen will, und schöpfte neuen Muth.

Die erste Tagereise geschah unter herzlichen Thränen, die zweite mit ängstlicher Beklemmung.

Die schöne Gegend um Minden erhob mein Gefühl, und so minderte sich meine Angst.

Sehr wehmüthig schied ich an der Grenze von meinem Vaterlande. Ich fühlte es, daß es für immer war.

An dieser Grenze besah ich das Bild meines Vaters, das ich mit dem Rahmen mühsam auf der Brust trug. Von der Bewegung hatte sich die Zeichnung in der Gegend des Auges etwas verschoben. Dies sah aus wie verweinte Augen. Ach — wie hat mich das erschüttert!

In Frankfurt fand ich kein Theater. Herr Marchand war damals in Hanau. Er verwies mich zu der Truppe des Herrn Restricht nach Wetzlar.

Hoffnungslos verließ ich Hanau, zog vor dem Theater den Theaterkalender heraus, und wählte Gotha: das heißt — der Name Eckhof und mein Glaube an ihn zog mich dorthin.

Mit weniger Geld, als ich nennen mag, mit mehr Mühseligkeit, als man glauben wird, trug die Hoffnung meine Füße über Berg und Thal.

Auf der Brücke unweit Sättelstädt vor Gotha überdachte ich meine Anrede an Eckhof. Des andern Tages stand ich vor ihm. Meine halbe Rede brachte ich vor; aber indem kamen alle Erinnerungen der Vorzeit über mich. Melefont, Antiochus, Richard, Linzeus, Codrus, Tellheim, Orosmann — alle diese Gestalten stiegen vor mir auf, und hielten den Lorbeerkranz über Eckhof's Haupt. Ich mußte weinen — mein Herz betete den vollendeten Künstler an — aber ich konnte ihm nichts sagen.

Er reichte mir treuherzig die Hand. — Durch alle Glieder fuhr mir die Weihe.

Seine Fürsorge entschied meine Anstellung. Ich verdanke es ihm ewig!

Den 15. März 1777 habe ich auf dem herzoglichen Hoftheater zu Gotha zuerst die Bühne betreten.

Von dem unvergeßlichen Eckhof sah ich nur noch schöne Reste, dennoch einige Momente mit seiner ganzen Kraft ausgestattet, allmächtige Wahrheit in edlem Gewande, die tiefste Wirkung durch die einfachsten Hilfsmittel. Viele Stellen des Fürsten im »Julius von Tarent,« sein Sittmann im »Ehescheuen,« Billerbeck in „Geschwind eh' es Jemand erfährt," wurde mit voller Kraft von ihm noch gegeben. Ob überhaupt seine Kunst wirkte, oder mehr noch sein reges Gefühl, darüber will ich nicht entscheiden, denn er kann nicht mehr antworten. Allein das weiß ich, er konnte meine Thränen fließen machen, wenn er wollte, und ich erinnere mich nicht, oder höchst selten, daß die Reflexion mir nachher Vorwürfe über meine Thränen gemacht hätte.

Beck hatte den Ton des feinen Weltmannes durchaus in seiner Gewalt, und oft rührte ein schöner schmelzender Ton und traf das Herz, wenn auch da, wo mehr der Ton der Ueberzeugung als der Rührung hätte herrschen sollen.

Zu gleicher Zeit entwickelte sich Beil's Genie für das feine Komische. Wahrheit, Kraft, Leben und Feinheit seiner Gemälde war schon damals unverkennbar.

Mit vielen Hoffnungen, sehr treu gegen die Schwierig-

keiten seines Faches kämpfend, fing zugleich mit mir Beck seine Laufbahn an.

Was mich betrifft, so würde ich mehr als gewiß unter den Schwierigkeiten erlegen sein, in welche mich Lebhaftigkeit, Voreiligkeit, Unmuth und Unerfahrenheit verwickeln mußten, wenn nicht mit eigener Güte ein sehr edelmüthiger Mann den wankenden Kunstliebhaber und Jüngling kraftvoll ergriffen und auf die rechte Bahn geleitet hätte:

Gotter!

Feier seinem Gedächtnisse! Dankbare Thränen und kindliches inniges Gefühl heiligen den Kranz, den ich um seine Urne winden möchte!

Ihm verdanke ich Alles, was man als Künstler an mir billigt, und so vieles von dem, was als Mensch das Glück meines Lebens ausmacht. Mit Unverdrossenheit leitete er meine Schritte, mit unermüdeter Geduld lenkte er mich von Abwegen, und mit Freundlichkeit ohne gleichen empfing er meine Rückkehr.

Edler Mann! Ich weiß nicht, ob du im Leben genug erkannt warest — aber ich weiß es, daß nie Haß und übler Wille in deine Seele kam, wie manche Härte du auch erfahren mochtest. Deine Hülle ist hinab gesenkt, mit ihr aller Mißverstand.

Dein Vaterland ehrt deinen Genius. Er handelt noch in deinen Zöglingen, und immerdar wird er leben in den Schöpfungen deines Geistes.

Oft und lebendig gedenke ich deiner, und manchmal umwölkt sich mein Auge, wenn mit deinem letzten Händedruck der letzte Blick deines sanften scheidenden Auges mir erscheint.

Beil, Beck und ich, uns nahe an Jahren, Heiterkeit und Wärme für die Kunst — wir lebten stets zusammen. Wir waren einer dem andern strenge Richter, und spotteten oft über uns selbst, bei Linkheiten, mißlungenem oder schiefem Ausdruck, ohne alle Schonung, erzürnten uns — und fielen bei der ersten kräftigen Wahrheit des Ausdrucks, den einer am andern wahrnahm, mit Rührung einander in die Arme.

Der schönen, herrlichen Zeit!

Wir kannten die Welt wenig, ihre Verhältnisse und Schranken nagten und ängstigten uns nicht.

Rede und Frage, Streit und Resultat, Zweifel und Gewißheit über Kunst und Künstler — Genuß an diesem allen, Genuß der Dichtung, Leben und Weben in Kunst und Phantasie, in Natur, Freundschaft und Freude — das war unser liebliches Tagewerk. Manchmal standen wir Nachts auf, um über Kunstgegenstände zu reden. Wir stritten ohne streiten zu wollen. Die Nachbarn glaubten uns in unversöhnlichem Hader, und wir feierten mit lauter Stimme ein gefundenes Resultat. So wandelten wir denn zu Zeiten ohne Zweck, fast ohne Wissen, vor Tage noch in der Lebhaftigkeit der Unterredung vor das Thor hinaus. Wir kümmerten uns nicht um die Menschen, die uns begegneten, fragten nicht nach den Namen der Dörfer, die wir durchzogen, nicht nach dem

Wetter, das uns sengte, durchnäßte und wieder trocknete, bis wir an einen Berg kamen, oder in einen Wald; dann hauseten wir in seinem Schatten, badeten in seinen Teichen, holten unser kärgliches Mittagsmahl aus der nächsten Hütte, oder gruben es aus frischem Boden, und lernten es in der Asche braten. — Die Nacht kam heran, der Mond leuchtete uns heim. Fröhlich und lebendig waren wir ausgezogen, fröhlich und lebendig kehrten wir heim.

Die Menschen begriffen uns nicht; aber wir waren sehr glücklich. Wir waren die glücklichsten Menschen im ganzen Herzogthume.

Selbst die kleinen und großen Verlegenheiten an barer Münze und Geldeswerth, welche, eben wie im akademischen Leben, jene Zeit so merklich auszeichnen, waren uns selten ein Gegenstand der Sorge, nie ein Gegenstand des Kummers, oft ein Fest der muthwilligsten Laune, des lauten Gelächters. Der entschiedene Mangel aller drei Kassen war ein Festtag. Dann wurden die Trümmer gesammelt, nicht reichere Gäste mit noch geringeren Trümmern geladen. Ein Junge trug den Korb mit der Hoffnung des Mittages voraus, die jubelnde Gesellschaft zog am frühen Morgen in das Siebeleber Holz, und lagerte sich in seinen Schatten.

Nie, nie werde ich der Feiertage in diesem schönen Walde vergessen. Außer uns pflegte ihn Niemand zu besuchen. An einer Quelle, welche gleich rechts vorn an im Walde entspringt, *wurde gewöhnlich* unser Mittagsmahl genommen. Das schöne,

wohlhabende, milde regierte Land liegt da in fruchtbarer Ebene hinab — der Seeberg rechts — so wie die Schlösser der Gleichen — das freundliche Gotha links — der blaue Brocken schließt die romantische Ferne.

Eines Tages wanderten wir über die andere Seite des Berges hinab, querfeldein und blieben die Nacht in Wegmar. Wir dachten an keinen Schlaf, zogen im Mondschein umher und verweilten am Kirchthurme eines nahe gelegenen Dorfes. Der erste unaufhaltsame Perpendikelschlag der Thurmuhr machte uns still und ernst. In einer langen Pause sprach keiner von uns. Endlich erwähnte einer des Augenblicks, wo Hamlet den Geist erwartet. Jeder wurde von der Idee ergriffen, jeder folgte seiner Phantasie, keiner sprach. Wir hörten unsern Athem. Schauer des Grabes war über jeden verbreitet.

Die Räder knarrten in dem alten Thurme, die Glocke schlug — wir verließen einer nach dem andern die Stätte.

Vor dem Dorfe sammelten wir uns und sprachen über Leben, Lebenswerth und wie man den Augenblick festhalten müsse — vieles, was Wahrheit und Herzlichkeit hatte.

Der andere Tag war schön und wurde wieder im Siebelebner Holze verlebt.

Wir waren hier zu Hause, lasen, scherzten, ruheten, lernten Rollen und spielten sie dort, jeder von dem andern abgesondert.

Diesen Nachmittag wurde von Siebeleben eine Bank her=

auf getragen und an das Ende des Waldes hingesetzt. Die Träger verloren sich ohne uns zu bemerken.

Vergeblich verloren wir uns in Vermuthungen, als endlich an der Waldspitze einer der benachbarten Kirchenräthe sichtbar ward.

Er stand stumm, starr und unbeweglich. Die zerstreuten Kleider, die Hüte auf Stangen — die Menschen, welche tragische Verwünschungen im Nachtgewande mit Begeisterung hersagten — der sonderbare Hausrath um das brennende Feuer — alles schien ihm sehr zuzusetzen. Wir reiheten uns und begriffen ihn nicht. Beide Theile sahen sich unbeweglich an. Da trat in züchtigem Schritt seine weibliche Familie den Berg heran — Um die Zeit wandte er sich — winkte aus der Ferne ihnen zu, abwärts zu gehen, drehte sich mühsam um, ging feierlich ihnen nach und mit ihnen hinab, wo er hergekommen war.

Eine Weile nachher holten die Bauern die Bank weg und sahen mißtrauisch nach uns herüber.

Es war nun klar, daß die geistliche Familie auf dieser Breterbank die schöne Natur hatte genießen wollen, und daß unsere bunte Gruppe dem ehrwürdigen Manne ein arger Spuck zu sein gedünkt hatte. Wir lachten viel darüber und trieben unser Wesen weiter.

Mühsam kletterten wir auf Bäume, um trocknes Holz für unser Nachtfeuer am kühlen Abende zu holen, schleppten

es mit Lärm und Gesang herbei, und sahen die helle Flamme in die Höhe steigen.

Das ahneten wir nicht, daß wir an diesem Tage zum letzten Male hier sein sollten.

Der Tag endete besonders feierlich. Von frohen Spielen und einem Gange auf den Seeberg ermüdet, lagerten wir uns um das Feuer. Da saßen wir, versunken in die Natur um uns her. Der rief eine Erinnerung seiner Vorzeit herauf — jener eine Geschichte von Ernst dem Frommen — einer eine Erzählung vom Grimmenstein — Hier lasen wir Wieland's Mönch und Nonne auf dem Mittelstein — sanken in Stille und Ernst — sprachen von unserer Zukunft — von aller Zukunft — von Unsterblichkeit der Seele — und reichten uns dann mit süßen Thränen die Hand zum Bunde der Freundschaft über das Grab hinaus.

Wir gingen den Abend in ernsten Gesprächen zur Stadt zurück. Es war, uns unbewußt, eine Abschiedsfeier von jenem schönen Wäldchen, unter welchem nachher keiner von uns wieder gewandelt hat.

Einer sonderbaren Begebenheit will ich erwähnen, welche uns damals begegnet ist.

Jene nächtliche Scene am Kirchhofthurme unweit Wegmar hatte einen tiefen Eindruck in uns hinterlassen. Wir sannen darauf, ob nicht auf dem Theater, wenn Hamlet auf dem Kirchhofe den Geist erwartet, der Perpendikelschlag angebracht werden könnte, der uns so sehr erschüttert hatte. Wir

theilen dem Theatermeister unsere Ideen mit. Hatte er uns, so ein vernünftiger Mann er sonst auch war, nicht gehörig begriffen, oder mischte sich am Ende ein muthwilliger Genius in diese Sache, dessen entsinne ich mich nicht mehr ganz genau.

Hamlet wurde gegeben. Er starrt dem kommenden Geist entgegen. Eckhof, als Geist, trat auf — Hamlet schauderte vor den Geheimnissen der Ewigkeit. Der Geist hebt an zu reden.

Indem hört man ein sehr widriges, einförmiges Geklapper, nahe, laut — und das ganze Publikum lacht.

Hamlet sieht einwärts und wüthet — der Geist sieht auf der andern Seite hineinwärts und flucht.

Von diesem allen nicht unterrichtet, schlägt der Theatermeister in gleichförmigem Tempo aus freier Hand mit einem eisernen Stabe unermüdet an zwei Bretchen, welches denn der Perpendikel in der dänischen Hofkirchenuhr sein und vorstellen sollte.

Das lachende Getöse im Publikum nimmt zu — das Fluchen Hamlet's und des Geistes nimmt vollends überhand.

Die Akteurs, die Arbeitsleute fahren den Theatermeister an, was um Gottes willen er doch nur für ein verruchtes Geklapper treibe?

Er antwortet ruhig lächelnd — „Etwas ganz Neues! Hier geht der Perpendikel.“

Da man ihn indeß von der wüthenden Stimmung der *ersten tragischen* Personen unterrichtet, von dem gellenden

Gelächter der Versammlung, so stand seine Zukunft am Ende des Aktes hart vor ihm. Er fing an sich zu vertheidigen. Da er aber in der Lebhaftigkeit des Gesprächs unbewußt mit dem eisernen Stabe von einem Brete zum andern schneller schlug und immer schneller, so ging das Skandal auf's Aeußerste.

Da nun auch die lachten, welche gekommen waren, ihm Vorwürfe zu machen, so citirte er endlich uns als seine Autoritäten, gerieth aber dabei so in Wuth, daß er immer heftiger trommelte. Das Gelächter nahm zu, der Geist verschwand — und der unten noch den alten Schatzgräber spielen sollte, fluchte so irdisch, daß wir, der Perpendikel und sein Lenker die Flucht nahmen.

Nach dem Akte vereinigten sich Hamlet und der Geist in so fern, daß sie über die Entflohenen das Anathema aussprachen. Bald veruneinigten sich aber auch diese beiden, indem Hamlet darüber, daß der Geist seinerseits gehustet hat, welches dem Perpendikelschlage des Theatermeisters gleich zu achten sei, in Zorn ausbrach. Eckhof, als Geist, erwiederte: Der Geist, welcher reden kann, kann auch husten.

Das Gothaische Theater, welches nach der damaligen Einrichtung ohnehin aus einem schwachen Personal bestand, verlor nach und nach manchen guten oder angenehmen Künstler. Da nun auch im Junius 1778 Eckhof gestorben war, so verlor diese Bühne neben dem innern Werth auch an äußerm Glanz und Rufe.

Die damalige Regie derselben war nicht bemüht genug,

mit dem Geiste der Zeit vorwärts zu gehen. Daher entstand eine gewisse Einförmigkeit, welche das Vergnügen störte.

Dies ist mir die wahrscheinlichste Ursache, welche Ostern 1779 den regierenden Herzog bewogen haben mag, sein Theater unvermuthet und auf Einmal zu entlassen. Da es ihm nicht hoch zu stehen kam, ihm keine eigentlich verdrießliche Augenblicke und dem Publikum viel Vergnügen gemacht hat, so weiß ich keine andere Ursache.

Es ist mir begreiflich, daß dieser Fürst, als ein feiner Kenner, kein Vergnügen mehr an einem Etablissement hatte, welches mehr und mehr herabgesunken war, und daß es seine Geduld erschöpft hat, eine auf alle Fälle kostbare und langsame Verbesserung desselben abzuwarten.

Michaelis 1779 wurde das Gothaische Hoftheater aufgehoben. Das Publikum verlor dieses Vergnügen sehr ungern. Mit dankbaren Erinnerungen schieden die Schauspieler von einem freundlichen Publikum. Es sei mir verstattet, hier, wo ich von jenem Theater scheide, ehe ich zu der Manheimer Bühne und damit zu einer andern Epoche übergehe, ein Wort über die älteren und neueren deutschen Schauspieler zu sagen.

Unstreitig waren die Schauspieler der älteren Zeit in Ausführung ihrer Rollen sorgfältiger, präziser, und mehrentheils unterhaltender, als die neueren es sind. Die Stücke, worin sie aufzutreten genöthigt waren, hatten weniger Handlung, mehr Verflößung der Charaktere in Dialogen, als in grellen Zügen. Schon darum waren die Schauspieler verbun-

den, wenn sie anders interessiren wollten, ihre langen Reden nicht blos zu erzählen, sondern durch das Leben, das sie hinein zu legen sich bemühten, ein wirkliches Menschengemälde zu schaffen.

Die ehemaligen Parterre wollten doch auch von der Nothwendigkeit einer Handlung überzeugt sein. Stufenweise mußte der Dichter und Schauspieler handeln, und so den Antheil des Auditoriums gewinnen.

Dieses setzt, wenigstens in den ersten zwei Akten, Ruhe voraus; aber Ruhe ohne Kälte, Ruhe, von jenen Kleinigkeiten angenehm belebt, welche das Geschäftsleben oder den Weltton charakterisiren. Diese Aufgabe ist nicht leicht.

Eckhof fürchtete die Folgen der Shakespearischen Stücke auf deutschen Bühnen. Er sagte mir einst: »Das ist nicht, weil ich nichts dafür empfände, oder nicht Lust hätte, die kräftigen Menschen darzustellen, die darin aufgestellt sind; sondern weil diese Stücke unser Publikum an die starke Kost verwöhnen, und unsere Schauspieler gänzlich verderben würden. Jeder, der die herrlichen Kraftsprüche sagt, hat dabei auch gerade nichts zu thun, als daß er sie sage. Das Entzücken, das Shakespeare erregt, erleichtert dem Schauspieler Alles. Er wird sich Alles erlauben, und ganz vernachläßigen.« So sagte er, und leider hat er nicht sehr Unrecht gehabt. Wie oft ist Geschrei für starken Ausdruck, Grobheit für Kraft, Roheit für Natur, und Uebertretung all und jeden Wohlstandes für Eigenheit gebraucht worden!

Unsere heutigen Theater können die Stücke von Marivaux und Destouches nicht so geben, wie die Schauspieler vor fünf und zwanzig Jahren auf dem Ackermann'schen und Seyler'schen Theater sie geben konnten.

Wie angenehm war nicht der respektuöse Anstand, die feine Galanterie, womit man damals in der Darstellung gegen die Frauenzimmer sich betrug! Mit diesen gehen oft die Dichter, und noch öfter die Schauspieler, jetzt unsanft um und hart. Kaum daß sie eines Seitenblicks sie würdigen, und selten gehen sie ihnen aus dem Wege, wenn diese ihren Platz ändern.

Man zieht sich an, stellt sich hin, sagt seine Lektion her, läßt, ohne sich umzusehen, Einheimische und Fremde in's Zimmer kommen, wartet seine Kraftscenen ab, nimmt dann an nichts mehr Theil, zerrt, wenn es hoch kommt, das gnädige Fräulein wie ein Stubenmädchen, Brust an Brust, herum, begegnet dem herein kommenden Vater wie dem Johann — und wenn das alles nur mit Force geschieht — so steht alles wohl und gut.

Ich hoffe nicht, daß man mir die Albernheit zutrauen werde, als habe ich sagen wollen, es hätten keine Stücke von Shakespeare gegeben werden sollen. Aber daß sie eine lange Zeit ausschließlich gegeben worden sind, daß man nichts als Stücke in diesem Zuschnitt, und endlich Ritterstücke gegeben hat, dadurch sind Publikum und Schauspieler entwöhnt, *jenen* Menschen- und Seelenzustand darstellen zu sehen, der

doch wahrlich Herz und Verstand sehr interessirt, wenn er auch nicht stets in Sturm und Drang an den äußersten Enden schwebt. Hat bei der verstärkten Manier irgend eine Vorstellungsart gewonnen, so ist es, sollt' ich meinen, das Fach der hochkomischen Charakterrollen. Die Darstellungen in denselben werden seitdem von manchen nicht, wie sonst, in einer Manier, sondern vielmehr mit ganz eigener Individualität und Wahrheit gegeben.

So ist auch ein gewisser Zunftgeist verscheucht, der sonst überall, auch selbst im Privatleben der Schauspieler, besonders von Aelteren gegen Jüngere, zu walten pflegte. Bei unserm Anfange spukte dieses Phantom, eine Mischung von Handwerkshochmuth und hängen gebliebenen Staatsaktionen, noch gewaltig. Manchen jungen Künstler hatte dieses Unwesen scheu gemacht, hatte ihm bittere Thränen gekostet.

Wir ehrten das Talent mit Innigkeit; aber jene Unform, jene todte tragische Larve, wenn eine Blähung sie in's Privatleben übertrug, wollten wir an dem bedeutenden Manne nicht bemerken, wir verspotteten und verlachten sie laut, wenn ein Wicht darin zu erscheinen wagte. Die Vernunft gewann, der Ton änderte sich, und viele konnten es nicht begreifen, weshalb eine Sache, die sie früher hätten verlachen sollen, ihnen jemals Kummer gemacht hatte.

Durch eine fehlerhafte Kopie von Eckhofs Gutem und eine sklavische Kopie seiner Fehler, vielmehr seiner Gebrechen, welche man neben dem Guten zu sehen so lange gewohnt war,

hatte ich nach seinem Tode dem Gedächtniß an ihn Nahrung gegeben. Das Fach der hochkomischen Alten, welches ich übernehmen mußte, erleichterte mir dieses.

So wie die Rede von Entlassung des Theaters war, legte ich plötzlich diese fehlerhafte Weise ab, ging, so gut ich es vermochte, nun gleich meinen eigenen Weg, um ihn anderwärts fortzusetzen.

Zwei Wochen nach aufgehobenem Theater zu Gotha kamen Briefe des Freiherrn von Dalberg, aus Manheim, an die Gemahlin des gothaischen Ministers von Lichtenstein, worin jener, Namens des Churfürsten von der Pfalz, fast das gesammte Theater von Gotha dahin zu engagiren den Antrag machte, worin auch ich begriffen war.

Ich hatte dazu keinen Sinn. Hamburg — Schröder — das Theater, dessen herrliche Darstellungen so oft mich entzückt hatten — dahin ging mein Wunsch. Ich schlug das Anerbieten von Manheim geradezu ab.

Es kam ein Bevollmächtigter des Herrn von Dalberg nach Gotha, um die Engagements in der Form abzuschließen. Diese wurden auch mit Beil und Beck vollzogen. Ich allein schlug die wiederholten Anträge aus. Ich hielt es für ein Vergehen, meine Dienste nicht dem Hamburger Theater zu widmen, welches ich als meine erste Schule betrachten konnte.

Ein zufälliger Umstand entschied in dieser Sache. In eben derselben Zeit fuhren wir drei eines Tages nach Eisenach. Wir tranken Kaffee auf der Wartburg. Es war ein heiterer

Frühlingstag. Wir besahen die alte Burg von allen Seiten, wandelten in den alten Mauern umher, und überließen uns dem Eindruck, den die fremden Gegenstände auf uns machen mußten. Wir ruheten zuletzt in den Fenstern eines Erkers. Gerade dazumal leuchtete die Sonne so milde hin über den Wald unter uns und die lange Heerstraße nach Frankfurt zu. — Es war ein abenteuerliches Gefühl, womit wir dieses Alles genossen. Ich war sehr still; aber desto reger und lauter sprachen die andern von ihrer bevorstehenden Reise nach Manheim, daß sie nun bald alle diese Straße, die da unten sich vor uns hinschlängelte, ziehen, und den Rhein begrüßen würden.

So sollte denn nun ich allein über Heilgenstadt, Dingelstadt und die Lüneburger Heide an die Elbe hinziehen, wo kein Wein wächst?

Da sah ich den Mönch und die Nonne — die Felsen, über welche Wieland gedichtet hat — dachte an den Bund der Freundschaft im Siebeleber Holze — sah die Straße nach Frankfurt an — wir umarmten uns — ausgestrichen wurde die Reise nach Hamburg, zugesagt für Manheim, andern Tages in Form unterschrieben, und von nun an lebten wir nur für diese Reise. Wir fluteten auf dem breiten Rheine, ruheten im Schatten der Weinberge, bestiegen die Ritterburgen — ach — wir lebten im Vorgefühl aller dieser Dinge das schönste halbe Jahr.

Gegen Ende desselben legte ich einen Besuch, den ersten

[illegible]

… liegt; — so fürchteten wir uns, man möchte dort mehr Grazie als Wahrheit von uns verlangen. Zwar waren wir uns bewußt, der Wahrheit, welche wir fühlten, nicht den härtesten Ausdruck zu geben; allein wir fühlten doch auch den Mangel an körperlicher Beredsamkeit, wenn ein Publikum ausschließlich von diesem Standpunkte ausgehen wollte uns zu beurtheilen.

Ich erinnere mich, daß Beil und ich oft scherzten, und mehrere Scenen unserer Rollen im outrirten französischen

Stile auf dem Zimmer uns vorspielten. Die Zankscene zwischen Gröbing und Billerbeck aus »Geschwind eh' es Jemand erfährt,« probirten wir einst in dieser Manier bei einem Spazirgang um Mitternacht auf dem Markte zu Gotha. Wir fanden uns links, lachten uns aus, und so wurde denn endlich fest beschlossen, daß wir in unserm Wesen bleiben und so zu Manheim auftreten wollten.

Da wir nun vor dem Churfürsten von der Pfalz auftreten, von ihm besonders unser Ruf und Schicksal abhängen sollten; so suchten wir sein Bildniß zu bekommen, um aus seinen Zügen die Wahrsagung zu finden, welchen Eindruck unser Spiel auf ihn machen oder nicht machen würde. Endlich wurde seine Abbildung auf dem Jahrmarkte bei einem Bilderhändler aufgefunden. Dieses Gesicht flößte mir Vertrauen ein, und wir alle besahen es mit einem Interesse, wie ein Fürst das Bild seiner Geliebten, die er noch nicht kennt.

Die Reise nach Manheim war fröhlich, laut, muthwillig. Die Ueberfahrt über den Rhein bei Oppenheim erfüllte uns mit freudigem Entzücken. Wir sangen Jubellieder, als die Strömung unsere Fähre vom Ufer wegbrachte. Aber kaum waren wir herüber und die Fähre wieder hinüber, so ward ich still und ernst. Ich dünkte mich nun von Deutschland getrennt; ich fühlte tiefer, wie ich so fern von geliebten Menschen weggekommen war; ich war durchaus außer Deutschland! — Damals ahnete es noch Niemand, daß das einst wirklich so sein würde. Auf dem ganzen Wege war ich von

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Jeder durfte keiner von seinen Mitbürgern reden, wurde nicht nur gehört, sondern man suchte ihm zu begegnen.

Gern wollte man die Zeit erscheinen lassen, deren noch

nicht ausgebildete Talente am meisten die Wärme des ersten guten Willens bedurften. Deswegen wurde beschlossen, daß das churfürstliche Nationaltheater zu Manheim mit dem Lustspiele: »Geschwind eh' es Jemand erfährt,« von Bock nach Goldoni, eröffnet werden sollte. Wir sahen vorher alle edlen und schönen Institute, die der Churfürst Karl Theodor mit freigebiger Hand den Wissenschaften gewidmet hat.

Er hat bei dem Antritte seiner Regierung so vieles noch in Ruinen gefunden, nach seiner vieljährigen Regierung ist so manches jetzt wieder zertrümmert worden, und dennoch ist so vieles noch erhalten worden, dessen ich mich mit freudiger Rührung erinnere. Der Kunstfreund findet überall seine Spur, in seinem Thun seine Gesinnungen. Der Nachwelt wird sein Name gegenwärtig sein. Sie fröhnt nicht dem Geiste des Augenblicks; indem sie scheiden wird, was auf seine Rechnung gehört, was nicht darauf gehört, was er wollte, wo und warum sein Wille manchmal gehemmt, entstellt wurde, wird sie Karl Theodor einen Platz anweisen, der ihm gebührt.

Dieser Churfürst ist unter den wichtigen deutschen Fürsten der erste, welcher schon vor langen Jahren für deutsche Literatur sich laut entschieden, sie unterstützt, geehrt hat. Er setzte sich aus eigenem Triebe in Verbindung mit deutschen Dichtern. Einige haben sein Entgegenkommen so kalt aufgenommen, daß die Beharrlichkeit dieses Fürsten eben so für sein Herz, als für seinen Geist spricht.

Er war der erste deutsche Fürst, der das französische

Theater entließ, und ein deutsches Hoftheater errichtete. Er zuerst hat 1775 deutsche große Oper gegeben, und dieses bei den Hoffeierlichkeiten 1776 und 1777 fortgesetzt. Sein Zweck bei Errichtung der deutschen Gesellschaft zu Manheim ist unverkennbar.

Für die Belebung des Handels befahl er den Rheinkanal zu Frankenthal zu erbauen. Dieses Werk ist eines Römers würdig.

Doch ich vergesse, daß ich nicht die Geschichte dieses gütigen Fürsten, sondern ein Wort über meine theatralische Laufbahn zu schreiben, mir vorgesetzt habe. Nur etwas sei mir noch vergönnt von ihm zu sagen. Er, der wohlwollendste Pflegevater aller Künste, hat Kälte und Undank von manchem Künstler erfahren müssen. Allein weit größer ist die Zahl derer, welche mit reger Dankbarkeit fühlen, was sie ihm schuldig sind. Ich bin nicht der letzte unter diesen. Fern von seinem Throne sei mir ein Wunsch verstattet, welchen reine Erkenntlichkeit mir abdringt.

Wenn, durch weitläufigere Geschäfte aus dem nahen Gesichtspunkte seit Jahren fortgerückt, Habsucht seine Milde entstellte, eine rauhere Hand in seine feinere Lenkung gegriffen, fremde Gewebe seine Plane verdunkelten, Schwärmerei auf jeder Seite die Züge seines Gemäldes undeutlich hatte machen wollen — ist es dann billig, des Unmuths zu vergessen, den dieser geprüfte Menschenkenner über die Menschen, über *eigenen* Kummer und die Geschichte seiner Tage so oft empfin-

den mußte? Die, welche ihn kennen und die Details, wissen, wie wahr dieses gesagt ist.

Innigst würde es mich erfreuen, wenn ich durch die Berührung der Geschichte dieses Fürsten Jemand einst oder jetzt sollte haben vermögen können, sie kräftig zu schreiben. Das Leben eines so wohlwollenden Mannes bedarf des Weihrauchs nicht, und Wahrheiten werden es nicht entstellen.

Sollte durch ein solches getreues Gemälde ein schwarzer Schatten mit Recht auf andere fallen können, so wäre das eine Genugthuung für Karl Theodor, die jedem guten Menschen bei seinem Leben gebührt.

Dieses Schauspiel errichtete und hielt der Churfürst mit beträchtlichen Kosten deshalb in Manheim, weil er dieser Stadt ein Vergnügen nicht rauben wollte, welches er dadurch, daß er sein Hoftheater und die Kapelle nach München mitzunehmen genöthigt war, hätte stören müssen. Auch hielt er es in Ansehung der Fremden mit Recht für einen Nahrungszweig der Stadt, den er erhalten wollte.

Die erste Vorstellung wurde angesetzt. Wir bereiteten uns fast gar nicht darauf vor, denn wir sahen es für entschieden an, daß wir nur wenig gefallen würden. Harmlos, mit guter Laune und — dadurch vielleicht mit einer gewissen Eigenheit, traten wir auf.

Der Churfürst und das Publikum fanden Vergnügen an der ungeschminkten Wahrheit unserer Darstellung; sie bewiesen es uns mit steigender Lebhaftigkeit und Wärme. Diese

[illegible]

[illegible]

[illegible] machten viele [illegible] zu einem [illegible] Bühne. Seiner Zurechtweisung, einer feinen, gründlichen, nicht schonenden, aber nie bittern Kritik, lernen wir vieles verdanken.

Unermüdet beobachtend war sein Platz zwischen dem Proscenium und der ersten Couliße. Es war Lob, Anfeuerung, Belohnung, wenn man ihn da ausdauern sah, ein warnen-

der Tadel, wenn er seine Lorgnette einsteckte, eine Bestrafung, wenn er seinen Platz verließ.

In seinem Umgange verlebten wir frohe Stunden, und er gab sie mit der heitern Laune eines Jünglings.

Die Kunstausstellungen der Madame Seyler waren in einem hohen edlen Stile. Sie gebot über Verstand und Empfindung.

Madame Brandes war damals noch im Besitz der Gewalt, die Gefühle mit sich fortzureißen. Ihre »Ariadne« war das würdige Gegenstück zur »Medea« der Madame Seyler.

Mißverstand zwischen beiden Künstlerinnen, deren jede doch die andere ganz anerkannte, veranlaßte Parteien im Publikum. Hieraus entstand niemals ein unangenehmer Augenblick im Schauspielhause; das Publikum war gerecht und erkenntlich gegen beide Künstlerinnen: aber das häusliche Vergnügen beider Familien wurde desto tiefer zerrüttet.

Da Madame Seyler manche Rollen übernehmen mußte, welche nicht vortheilhaft für sie waren, ein Fall, worin Madame Brandes nicht sein konnte, da sie das erste Liebhaberinnen-Fach ausschließlich besetzte; da manche ihrer Tochter, der reizenden Minna Brandes, Verehrung bezeigen zu können glaubten, wenn sie gegen die bedeutende Rivalin sich erklärten: so ward die Partei, ohne Brandes eigentliche Schuld, für diese überwiegend, zu Seylers Nachtheil.

Dieses Verhältniß verursachte [illegible] ganz große Unannehmlichkeiten, und endete [illegible], daß die Fa-

milie Brandes einem vortheilhaften Rufe folgte, und die Manheimer Bühne verließ. Indeß schrieb der größere Theil des Publikums, welches nicht anders unterrichtet war, diesen Abgang auf die Rechnung von Seyler's Unverträglichkeit. Die ungünstige Stimmung gegen diese nahm also um so mehr zu, je weniger Seyler's Umgang und Verhältnisse mit dem Publikum hatten, wodurch dieses hätte berichtigt werden können, wie es sonst wohl in dergleichen Fällen geschehen mag.

Der Antheil des Publikums neigte sich nun ganz auf die Seite einer gewissen Toskani.

Als eine Schülerin der Madame Seyler, vergaß sie alles, was sie diesem Hause schuldig war, so bald und so sehr, daß sie auf einer Probe, bei einer kaltblütigen, vorsetzlichen Uebertretung der Theatergesetze, auf die ruhigste Zurechtweisung des Direktors Seyler, mit steigender Unart und so hämischer Kälte und offenbarem Hohn antwortete, daß der gekränkte, vom Gefühl des schändlichen Undanks überwältigte, lebhafte Mann, da sie eben eine boshafte Tirade ihm dicht unter die Augen sagte — sich vergaß und mit der Hand antwortete. Dem Freiherrn von Dalberg, welcher Seylern ehrte und liebte, war dieser Vorgang äußerst schmerzlich.

Auf höhern Befehl wurde ein Comité von churfürstlichen Räthen niedergesetzt. Es wurden Zeugen verhört, Protokoll formirt und abgeurtheilt. Die Familie Seyler wurde nach den Theatergesetzen »wegen unsittlicher Aufführung" entlassen. Die Toskani zahlte „wegen Widersetzlichkeit" eine Wo=

chengage Strafe. Der Ausspruch wurde von dem Staats-minister von Oberndorf bestätigt. Der Buchstabe des Gesetzes hatte entschieden.

Ob aber Seyler, der vier Jahre vorher mit seinem Theater von Dresden nach Manheim berufen wurde, deshalb alle dortigen Verbindungen zerrissen hatte, und der, da er eben mit seinem ganzen Theater sich auf den Weg nach Manheim begeben wollte, die Zuschrift empfing: »sein mit Manheim errichteter Kontrakt könne nicht mehr Statt finden, da sein Personal nicht mehr dasselbe, wie bei Abschliessung des Kontrakts, sei, (etwas von dessen Vorausbedingung im Kontrakte selbst kein Wort stand) man habe statt dessen die Truppe des Herrn Marchand zum Hoftheater gewählt;" der deshalb sich auf gut Glück in Frankfurt etabliren, und endlich das Seine aufopfern mußte — ob dieser Mann deshalb nicht eine andere Rücksicht verdient hätte, wenn besonders die erwiesene, von Zeugen bestätigte, offenbare, vorsetzliche, injurirende Reizung und Widersetzlichkeit der Gegnerin mit dem Verlust einer Wochengage als ausgeglichen erachtet werden konnte — das überlasse ich der Ueberzeugung jenes Comité, welches freilich den Buchstaben des Gesetzes in Seyler's Vergehen furchtbar gerächt hat.

Das Publikum, so wenig es für Seyler's gestimmt war, urtheilte anders. Es belegte die Toskani mit der Gleichgiltigkeit, welche sie verdiente. Von Niemand beachtet, wurde sie

ein Jahr darauf durch Entlassung dem Ueberdruß der Zuschauer entrissen.

Bei unserer Ankunft in Manheim waren schon viele Familien zu dem Hoflager des Churfürsten nach München abgegangen; dennoch waren diese kaum die Hälfte von denen, welche überhaupt dazu bestimmt waren. Manheim war Anfangs noch sehr lebhaft; und da die Fremden noch in der vieljährigen Gewohnheit waren, diese glänzende Residenz zu besuchen, die benachbarten Fürsten theils noch Wohnungen dort hatten, oder doch oft hinkamen, so gab es Tage, besonders bei Anwesenheit des Churfürsten, wo die Stadt ein sehr fröhliches und sogar noch ein prächtiges Ansehen hatte.

Allein da nach und nach immer mehrere Familien nach München ziehen mußten, so verlor sich alles dieses merklich. Gegen Anfang des Jahres 1781 war es auffallend leer geworden. Man rechnete auf viertausend Menschen, welche nach München gezogen waren. Die Hoffnung von beständiger Rückkehr des Hofes, womit die Pfälzer, welche den Churfürsten nicht vergessen konnten, sich bis dahin immer noch geschmeichelt hatten, war nun gänzlich verschwunden.

Eine sichtbare Freudenlosigkeit war über die Stadt verbreitet; viele Gewerbe des Luxus standen still, mehrere gingen ein; von den Fabriken zu Frankenthal verlosch eine nach der andern; mehrere zur Ruhe gesetzte Hofdiener, welche dem Hofe nicht nach München folgen konnten oder mochten,

schränkten sich sehr ein; Einschränkung war die allgemeine Losung.

Da nun auch die churfürstliche Hofkammer mehrere Einschränkungen verordnete, und deren Mitglieder in den Gesprächen des Privatlebens noch engere Einschränkungen vermuthen ließen: so sprachen einige diese angstvolle Losung aus wahrem Bedürfnisse, andere aus Nachahmung, viele aus einer geglaubten Politik, alle, weil es nun einmal überall Sitte geworden war, dies Wort zu gebrauchen. Es verbreitete sich ein Geist des Kleinmuths, der Kleinlichkeit, welcher gegen alle Lebensfreude strebte.

Die allgemeine Stimmung war nirgend fühlbarer als im Theater, und hier war sie sehr drückend. Diese Periode, so sehr im Widerspruch mit unserm fröhlichen Anfange, war beengend und ängstlich. Das Theater ging zwar seinen Weg damals fort, aber ohne Ermunterung, ohne Kraft, ohne Freude, in der gewohnheitsmäßigen, nicht geachteten Anstrengung alltäglicher Tagewerker.

Eine glänzende Erscheinung hatte vorher im Jahre 1780 alles in Leben und Bewegung gesetzt:

S ch r ö d e r!

Er kam auf seiner Reise von Wien über München nach Manheim. Die Erwartung, die Freude in der Stadt war groß, größer die unsrige; allein nichts glich der Sehnsucht, womit ich ihn erwartete.

Ich war eben krank, und durfte das Zimmer nicht ver-

lassen. Ich beneidete jeden, der ihn zuerst sehen konnte. Er hatte die Güte mich zu besuchen. Ich zitterte vor Freude, ich konnte kaum reden. Niemals hat die Weihe des Papstes einen Gläubigen in eine höhere Schwärmerei versetzen können, als die war, wozu mich seine mir dargereichte Hand erhob. Er war es, Er selbst! Er, den ich so oft bewundert hatte; der meine Gefühle mit sich fortgestürmt hatte, wohin er wollte; in dessen Tempel ich das glühende Gefühl für die Kunst empfangen, genährt hatte; dem ich gefolgt, in den Weg gegangen war, wie ein Liebhaber seiner Geliebten! Ich konnte mir sagen — Schröder weiß von mir; er kam zu mir, reichte mir die Hand! Ich war außer mir. Ich konnte nicht schlafen. Ich achtete nicht meiner Gesundheit, noch meines Arztes. Ich ging zu ihm, umlagerte ihn, hing an seinen Blicken.

Er trat auf in der ganzen Kraft, Eigenheit und Vollendung seines Genius. Dieses hatte noch Niemand' gesehen, empfunden, und so hatte auch ich ihn nicht gesehen noch empfunden. War es ein Wunder bei diesem Gefühl von ihm daß ich, wenn ich neben ihm auftreten mußte, nur Worte hersagen, Hände bewegen, kommen und gehen konnte? Er wandte sich daher freundlicher zu Beil's fröhlicherm Genius, der aus den Gründen, die ihn nicht zurückhalten konnten, weniger von Zartheit des Gefühls bestürmt, und eben deshalb unbefangener, seinen Werth entwickeln konnte, als es mir *möglich* war.

Schröder's unterscheidender Gunst folgte die Stimmenmehrheit. Das schmerzte mich, ohne deshalb mein Gefühl für Schröder zu entkräften. Außer dem Kummer, dem Manne, dem ich unter allem am liebsten etwas hätte sein mögen, unbedeutend geschienen zu haben, minderte dieser Vorgang, durch die Unzufriedenheit über mich selbst, einige Zeit in mir das Selbstgefühl, ohne welches man nichts erreicht.

Hiezu kam nun noch, daß das Publikum nach Schröder's Abreise, da es das Vollkommene gesehen hatte, um es desto herber zu vermissen, uns alle eine Weile seine Kälte fühlen ließ. Dieses, die nachherige, aus politischen Ursachen entstandene Antheillosigkeit der Stadt, wie ich sie oben beschrieben habe, die entschiedene Abneigung der verstorbenen Churfürstin, welche zu Manheim Hof hielt, gegen das deutsche Schauspiel, eine Abneigung, welche aus Nachgiebigkeit oder aus Ueberzeugung sich mehreren mittheilte — wahrlich — ich erinnere mich nicht, eine Zeit meines Lebens abgespannter und trüber verlebt zu haben, als diese. Ich beschloß es fest, Manheim zu verlassen. Dazu wollte ich mich indeß doch vorbereiten. Ich war also viel allein. Ich las viel, beobachtete genau die Fehler und Vorzüge der Uebrigen, ich ging sehr viel allein umher, und genoß die schöne Natur dieses herrlichen Landes.

Um diese Zeit erschien in den baierischen Beiträgen Engelhof's Leben von Westenrieder. Ich las einen Theil davon. Die Sprache, die Charaktere, die Gefühle, ergriffen mich

auf das lebhafteste. Auf einmal wurde ich aus der dumpfen Betäubung gerissen, die mich so kläglich übermannt hatte. Ich berief Beil und Beck. Wir schlossen uns ein; wir lasen zusammen Engelhof's Leben; wir weinten, freuten uns zusammen; alle drei wurden wir von dieser Lektüre in andere und bessere Empfindungen erhoben; wir sprachen von diesem schönen Genuß bis weit über Mitternacht hinaus. Die Kunst belebte uns wieder neu. Wir thaten uns das Gelübde, alle alten Rollen neu zu studiren, mit besonderer Energie darzustellen. Wir gaben uns das Wort, daß die augenblickliche Kälte des Publikums unsern Eifer nicht hemmen, einzelne schiefe Meinungen uns nicht niederschlagen sollten; daß, ohne uns um Einzelne zu bekümmern, welche in Kritiken eine Vollkommenheit begehrten, die sie selbst wohl noch nicht gesehen hatten, und die nach unserm Ideale nicht Vollkommenheit war, das ganze Publikum ein respektabler Richter sei, dem wir das Aufgebot aller Kräfte schuldig wären.

Wir hielten uns Wort, beobachteten uns gewissenhaft, tadelten, ehrten uns wechselweise, und leisteten achtungswerthe Kunstübungen. Das Ganze griff mit ein, das Theater that einen großen Schritt vorwärts, das Publikum wurde erwärmt, und die bessere Periode des Manheimer Theaters begann. Ich fand einen Beruf zur Thätigkeit, eine Freude darin, für welche das Lernen und Studiren meiner Rollen mir allmählich ein zu geringer Wirkungskreis ward. Ich schrieb *einige* Aufsätze über Schauspielkunst, welche in die rheinischen

Beiträge aufgenommen worden sind. Dieses Unternehmen war über meine Kräfte, und ließ um so mehr eine Leere in meinen Empfindungen. Ich fühlte so viel mehr als ich verstand, wußte jenes nicht zu ordnen; und litt schmerzlich an einem Drange mich mitzutheilen, ohne mir erklären zu können, was das sei.

Im Jahre 1781 wurde die Oper »Alceste« von Wieland und Schweizer gegeben. Die Ouvertüre dieser Oper erregte alle jene herzlichen Gefühle und jede Erinnerung lebhaft und stürmisch in mir. Ich konnte nicht ruhig unter den Zuschauern auf meinem Platze bleiben. Ich verließ die Vorstellung, und ging mit schnellen Schritten an dem schönen hellen Winterabend auf einem großen freien Platze oft auf und ab. Meine Empfindung ward immer feuriger. Die angenehme Unruhe, welche sich meiner bemeistert hatte, beengte meine Brust; und doch hätte ich um Alles nicht gewünscht, daß es anders gewesen wäre. Ich schrieb Briefe an geliebte Menschen in allen Gefühlen dieses Augenblicks. Das genügte mir nicht. Dadurch konnte ich mich nicht der leidenschaftlichen Gefühle entladen, die mich so unerklärbar ergriffen hatten. Ich entwarf den Plan zu einem Schauspiele. Ich schrieb »Albert von Thurneisen.« Die erste Vorstellung davon wurde mit Nachsicht, mit Freundschaft, mit Wärme aufgenommen. Die schöne Wirkung, viele Menschen für Seelenleiden und Menschenschicksale erwärmt, laut und herzlich erklärt zu sehen, riß mich hin, machte mich unaussprechlich glücklich. So ent-

seine Sache selbst zu führen. Die Beantwortungen der vorher aufgegebenen Kunstgegenstände wurden von jedem verlesen, die neue Aufgabe ähnlicher Gegenstände wurde vertheilt und mit Verlesung des Protokolls der vorherigen Sitzung geschlossen. Die Recensionen wurden den übrigen Schauspielern von dem Intendanten versiegelt zugestellt. Freimüthige Widerlegung war nie versagt.

Diese Einrichtung war ganz das eigene Werk des Freiherrn von Dalberg. Sie hat sehr viel Gutes gestiftet, dem Einzelnen und dem Ganzen eine Haltung und Richtung gegeben, welche nicht genug zu verdanken ist. Seine Kritik war stets mit Gründen gegeben, nie einseitig, noch auf vorgefaßte Meinung gegründet. Sie verhinderte, daß man sich nicht verleiten lassen konnte, den Beifall für ausschließlich verdient aufzunehmen. Da er auch selbst mehrentheils die Proben neuer Stücke zu besuchen pflegte, so hatten diese durch die Achtung für dessen Gegenwart sehr bald eine gewisse Anständigkeit gewonnen, welche den Vorstellungen alles Rauhe und Gemeine nahm, den Ton der bessern Welt einflößte, und manchmal sogar Eleganz darüber verbreitet hat.

Die Versammlungen des Ausschusses dauerten von Ostern 1782 bis Michaelis 1785 unausgesetzt.

Vier Foliobände in Manuskript, welche bei den Manheimer Theaterakten befindlich sind, zeugen mit einem interessanten Inhalt für die ernstlichen Bemühungen der Versammlung, wie für die rastlose Thätigkeit, womit der Freiherr von

Dalberg sich der guten Sache der Kunst stets gewidmet hat. Die zunehmenden Geschäfte desselben hinderten ihn, diese Versammlung ferner unter seinem Vorsitze zu halten, und ohne ihn verlor sie für uns zu viel von dem, was Ehre bringend, nützlich und zweckmäßig war; also endete der versammelte Ausschuß.

Das Publikum hatte zwei übel gerathene Versuche von Schauspielen mit Nachsicht gegen mich vorüber gehen lassen. Ich habe sie gern vernichtet.

Den 9. März 1784 wurde das Schauspiel, „Verbrechen aus Ehrsucht," zu Manheim zum ersten Male gegeben und mit inniger Theilnahme empfangen. Ich hörte von mehreren Orten dasselbe, und erlebte es zu Frankfurt am Main selbst.

Mehr als tausend Menschen nach und nach zu einem Zwecke gestimmt, in Thränen des Wohlwollens für eine gute Sache, allmälich in unwillkürlichen Ausrufungen, endlich schwärmerisch in dem lauten Ausruf, der es bestätigt, daß jedes schöne Gefühl in ihnen erregt sei, zu erblicken — das ist ein herzerhebendes Gefühl. Die meisten Menschen verlassen mit innigem Wohlwollen die Versammlung, bringen es mit sich in ihren häuslichen Zirkel und verbreiten es auf ihre Angehörigen. Lange noch tönt die Stimmung nach, welche sie in den dicht gedrängten Reihen empfangen haben, und schon vertönt, wird, wenn auch später ähnliche Gefühle an dieser Saite vorüber ziehen, diese nun leichter ergriffen und antwortet in vollerem Klange.

seine Sache selbst zu führen. Die Beantwortungen der vorher aufgegebenen Kunstgegenstände wurden von jedem verlesen, die neue Aufgabe ähnlicher Gegenstände wurde vertheilt und mit Verlesung des Protokolls der vorherigen Sitzung geschlossen. Die Recensionen wurden den übrigen Schauspielern von dem Intendanten versiegelt zugestellt. Freimüthige Widerlegung war nie versagt.

Diese Einrichtung war ganz das eigene Werk des Freiherrn von Dalberg. Sie hat sehr viel Gutes gestiftet, dem Einzelnen und dem Ganzen eine Haltung und Richtung gegeben, welche nicht genug zu verdanken ist. Seine Kritik war stets mit Gründen gegeben, nie einseitig, noch auf vorgefaßte Meinung gegründet. Sie verhinderte, daß man sich nicht verleiten lassen konnte, den Beifall für ausschließlich verdient aufzunehmen. Da er auch selbst mehrentheils die Proben neuer Stücke zu besuchen pflegte, so hatten diese durch die Achtung für dessen Gegenwart sehr bald eine gewisse Anständigkeit gewonnen, welche den Vorstellungen alles Rauhe und Gemeine nahm, den Ton der bessern Welt einflößte, und manchmal sogar Eleganz darüber verbreitet hat.

Die Versammlungen des Ausschusses dauerten von Ostern 1782 bis Michaelis 1785 unausgesetzt.

Vier Foliobände in Manuskript, welche bei den Manheimer Theaterakten befindlich sind, zeugen mit einem interessanten Inhalt für die ernstlichen Bemühungen der Versammlung, wie für die rastlose Thätigkeit, womit der Freiherr von

Dalberg sich der guten Sache der Kunst stets gewidmet hat. Die zunehmenden Geschäfte desselben hinderten ihn, diese Versammlung ferner unter seinem Vorsitze zu halten, und ohne ihn verlor sie für uns zu viel von dem, was Ehre bringend, nützlich und zweckmäßig war; also endete der versammelte Ausschuß.

Das Publikum hatte zwei übel gerathene Versuche von Schauspielen mit Nachsicht gegen mich vorüber gehen lassen. Ich habe sie gern vernichtet.

Den 9. März 1784 wurde das Schauspiel, „Verbrechen aus Ehrsucht," zu Manheim zum ersten Male gegeben und mit inniger Theilnahme empfangen. Ich hörte von mehreren Orten dasselbe, und erlebte es zu Frankfurt am Main selbst.

Mehr als tausend Menschen nach und nach zu einem Zwecke gestimmt, in Thränen des Wohlwollens für eine gute Sache, allmälich in unwillkürlichen Ausrufungen, endlich schwärmerisch in dem lauten Ausruf, der es bestätigt, daß jedes schöne Gefühl in ihnen erregt sei, zu erblicken — das ist ein herzerhebendes Gefühl. Die meisten Menschen verlassen mit innigem Wohlwollen die Versammlung, bringen es mit sich in ihren häuslichen Zirkel und verbreiten es auf ihre Angehörigen. Lange noch tönt die Stimmung nach, welche sie in den dicht gedrängten Reihen empfangen haben, und schon vertönt, wird, wenn auch später ähnliche Gefühle an dieser Saite vorüber ziehen, diese nun leichter ergriffen und antwortet in vollerem Klange.

falls aus Manheim. Reichard's Urtheil über diesen herrlichen Tenor, und daß eine Stimme, wie die seine, nur sehr selten gefunden werde, entscheidet ganz für ihn. Seine Anstrengung, dieses Talent zu bilden, ist achtungswerth.

Nach Meyer's Tode wurde die Wahl des Schauspielers Herrn Renschüb als Regisseur bestätigt.

Ich muß noch anführen, daß unter die ausgezeichneten Unglücksfälle dieses Theaters die vielen Krankheiten gehören, womit es besonders im Jahre 1782, wo die Influenza über Europa wüthete, heimgesucht wurde. Zwar spielten alle Kranken, sogar im heftigsten Fieber manchmal; allein es gab Perioden, wo die Bühne ganz geschlossen werden mußte.

Nach dem Tode der Karolina Beck machte diese Bühne die unschätzbare Acquisition der Demoiselle Witthöft von Berlin. Der feinste Weltton, das graziöseste Benehmen, liebenswürdige Laune, dicht an Muthwillen, im beständigen Geleite der sittlichsten Weiblichkeit, sind das Eigenthum dieser liebenswürdigen Künstlerin. Ihre »Hedwig von der Aue«, »Rutland«, »Gurli« und ihr Triumph — »Susanne« im Figaro, werden mir stets unvergeßlich sein.

Im Jahre 1784 und 1785 wurden »die Mündel« und »die Jäger« gegeben; die Jäger zuerst auf dem Gesellschaftstheater des Fürsten von Leiningen zu Dürkheim. Einige Jahre vorher schon wurden auf diesem Theater im Winter Vorstellungen gegeben. Ich machte dadurch die Bekanntschaft dieser höchst liebenswürdigen Familie.

Ach! indem ich dieses niederschreibe, steht die Vergangenheit dicht vor mir. Unbeschreibliche Wehmuth erfüllt mich, und ich weiß nicht, wie ich bei so vielen herzlichen Erinnerungen es dahin bringen soll, nur das zu sagen, was hieher gehören könnte. Treuherzigkeit, Biedersinn, Gastfreundlichkeit, Nachsicht und Wohlwollen ist in diesem Geschlecht ein theures Heiligthum. Hier habe ich schöne Tage gelebt! Die gefälligste Sitte, neben aller bürgerlichen Herzlichkeit, bewohnte die fruchtbaren Thäler, in denen ich einst mein Leben zu enden dachte.

Jene Zeiten sind vorüber! Ihr Andenken ist tief in meine Seele gegraben, und meine treue Dankbarkeit endet nur mit meinem Athem.

Hier empfing ich so manchen Unterricht, genoß so oft den Rath der Erfahrung, den Trost der Freundschaft. Ich sage nicht mehr davon, um nicht selbst in der Wärme der Dankbarkeit die Bescheidenheit zu verletzen. Wenn dieses Blatt in jene Gegend kommt — so bringe es jedem guten Menschen, deren ich so viele dort kenne, die herzliche Begrüßung der treuen Freundschaft, besonders meinem Freunde Greuhm! Seine Erfahrung, seine Bruderliebe haben oft mich aufrecht gehalten, noch öfter mir Erhebung gewährt.

Die Vorstellungen zu Dürkheim waren gut, und manche sehr gut. Die Vorstellung der »Jäger« war vortrefflich.

Das Jahr 1785 zeichnete sich noch durch zwei merkwürdige Vorstellungen aus.

»Julius Cäsar,« nach Shakespeare, vom Freiherrn von Dalberg bearbeitet, wurde im April desselben Jahres mit beträchtlichem Aufwand auf die Bühne gebracht. Das Kapitolium wurde nach einem getreuen Abriß dargestellt. Die Scene, wo Cäsar im sitzenden Senate ermordet wird, bestand aus zwei Reihen abgesonderter Sitze hinter einander, welche in einem großen Halbzirkel drei Theile der Bühne einnahmen, die zweite Reihe höher als die erste. Ein solcher Sitz war die genaue Abbildung der Sella curulis im alten Rom. Hinter dieser doppelten Reihe waren in den Kolonnaden der Coulissen, Gallerien für zahlreiche Statisten, welche das Volk auf den Tribunen vorstellten. Die Scene, wo Cäsar an der Bildsäule des Pompejus sterbend niedersank, die nicht unterrichteten Senatoren von ihren Sitzen aufstürmten, die unterrichteten die gährende Masse zum Stehen und Anhören bewegen wollten, das Volk auf den Tribunen mit Geschrei herab stürzte, seine Sitze zerbrach, theils nach dem gemordeten Cäsar hinstarrte — theils wüthend, oder mit Klaggeschrei davon rannte — wurde mit großer Energie und Präcision gegeben. Eben so und ganz vortrefflich die, wo Cäsar's Leichnam vom Kapitol herab gebracht wird, wo erst Brutus, hernach Antonius, das Volk pro rostris anreden. Die stufenweise Wirkung jener hinreißenden Reden auf das Volk — sein Antheil — seine Rührung — die Wuth, womit es den geliebten Leichnam aufrafft — mit ihm davon stürmt und Krieg und Tod dem Triumvirate schwört — wurde noch ge-

nauer und fast vollendeter dargestellt. Anziehend war die Scene zwischen Brutus und Cassius im vierten Akte. Aber vollkommen war der schauerliche Auftritt, wo Cäsar's Schatten dem Brutus Nachts im Zelte erscheint. Kaum waren die letzten Töne von der Laute des Sklaven verschollen — kaum war Brutus neben dem blauen Flämmchen der Nachtlampe auf sein Lager hingestreckt — so quoll aus einer Ecke des Zeltes eine Rauchwolke hervor, und in dieser wankte Cäsar's Schatten heran. Feierliche Todesstille ehrt stets diesen furchtbaren Augenblick.

Zum Schlachtfelde im fünften Akte stellte das ganze Theater ein Thal mit wild und schrecklich durch einander geworfenen Felsenmassen vor. Seine Tiefe, von Pechpfannen beleuchtet, ging hinten bergabwärts. Man hatte dazu das Magazin des Theaters benutzt. Da herauf kamen die zerstreuten Heerhaufen, die Flüchtenden, der sterbende Cassius, Brutus auf seiner Flucht, und endlich im Siegesgeschrei das römische Heer. Julius Cäsar war die Lieblingsvorstellung des eben anwesenden Churfürsten; er sah dieses Schauspiel dreimal.

Mit nicht minderer Präcision und großer Eleganz wurde »Figaro« gegeben. Herr Gorvais, ehemaliger churfürstlicher Hoftänzer, der eben von Paris gekommen war, hatte es übernommen, diese Vorstellung einzurichten. Beck stellte den Figaro mit Leichtigkeit und Anstand vor. Demoiselle Witthöft war als »Susanna« im hohen Grade liebenswürdig und fein.

Der Churfürst hatte zu München einer Gattung Oberge-

walt der Umstände nachgegeben, vermöge deren dort die Vorstellung nicht zugelassen wurde. Der hochwürdige in Gott, Pater Frank, soll ihn zu Manheim daran erinnert, der Churfürst aber gelächelt und darauf geantwortet haben: »Das habe hier zu Manheim nichts auf sich.« Er sah die Vorstellung mit Vergnügen, und bemerkte, wie gewöhnlich, jede Feinheit zuerst und laut. Auch wurde in seiner Anwesenheit noch der »Cholerische,« nach dem Englischen von Herrn von Dalberg bearbeitet, gegeben, und erregte vieles Vergnügen.

Dieses Jahr wurden auch auf dem Hoftheater zu Schwezingen mehrere Stücke vorgestellt. Dieser schöne Garten, angefüllt mit einer Volksmenge, welche aus Manheim, aus dem sehr nahen Speyer und Heidelberg dahin strömte, gewährte alsdann einen überaus reizenden Anblick.

Die Menschen, welche in den Gasthöfen von Schwezingen weder unterkommen, noch Nahrung erhalten konnten, wandelten mit portatifen Dinés in den Alleen von Schwezingen, und ganze Massen gruppirten sich in den Tempeln, Hainen, Moscheen und Laubengängen des Gartens.

Abends nach der Vorstellung ergoß sich die Menge aus dem Schauspielhause, welches im Garten selbst ist, wie ein Strom, in die großen Parterre desselben, und verlor sich allmälich in die abgelegneren Partien. Nun fingen nach und nach, bald hier bald dort, die Lichter an durch das grüne Dickicht hervor zu schimmern. Die Gesellschaften suchten, riefen sich, gaben sich Zeichen. Der fröhliche Lärm ward immer

lauter und lauter. Man hörte die Gläser klingen, Chöre und Lieder wechselten ab in den wallend warmen Nächten, während daß im Orte Schwetzingen das fröhliche Toben der Musik, der Tanzenden — aus jedem Gasthofe erscholl, und vor allen Häusern die Bewohner und ihre Gäste in beredten Halbzirkeln vor den Thüren saßen.

Auf der Heimkehr um Mitternacht war der drei Stunden lange Weg einem Gesellschaftssaale gleich. Wagen an Wagen rollte einer dem andern vor. Die Gesellschaften in den vorderen Wagen riefen denen zu, die hinten fuhren. Diese antworteten. Die Fußgänger sangen Lieder. Die Reitenden machten den Weg manchmal eine Strecke hin und wieder zurück. Es war die ganze Nacht hindurch ein Verkehr der guten Laune, des Weinmuths und der Fröhlichkeit, der auch den gleichgiltigsten Menschen in dem allgemeinen Taumel mit fortreißen mußte.

Der Churfürst hatte das Manheimer Theater in drei Jahren nicht gesehen. Er war mit dessen Fortschritten so sehr zufrieden, daß er seinen jährlichen, ohnehin beträchtlichen Beitrag zu dessen sicherern Erhaltung mit einigen tausend Gulden jährlich erhöhte.

Er verlangte die Vorstellung des Königs »Lear,« sagte aber dem Herrn von Dalberg vorher: »Er möge ja bewirken, daß in dem ersten Akte die Scene hinzu gesetzt werde, wo Lear das Reich unter seine Töchter vertheilt. Er sei gewiß, daß diese Scene nicht blos erzählt, sondern lebendig dargestellt, das Interesse für den König Lear noch weit mehr erhöhen müsse.

Er habe sie bisher bei jeder Vorstellung ungern vermißt." Er sandte zu dem Ende den Theil des Shakespeare, worin Lear enthalten ist, in der englischen Ausgabe aus seiner Bibliothek an Herrn von Dalberg. Der Churfürst liest nämlich diesen Autor in der Ursprache.

In eben diesem Jahre 1785 machte ich eine Reise nach Lübeck und Hamburg. Ich spielte in Lübeck, auf Herrn Schröder's Einladung, in seiner Gegenwart, aber eben deshalb nicht minder mittelmäßig, als einst in Manheim.

Es gehört zu jeder Kunstübung eine Ueberzeugung, daß man das gut leiste, was man zu thun hat. Außer dieser wird wohl eine kalte Richtigkeit gedeihen; aber jenes Leben in unnennbaren Kleinigkeiten, die letzte Hand, der Lustre wird fehlen, und mit diesem fehlt Alles was eigentlich interessirt. Ich vermochte es nun einmal nicht, weder jetzt noch nachher, und werde es wohl nie über mich gewinnen, in der Gegenwart eines so großen Künstlers diese Art von nöthiger Prätension anzunehmen. Nach dem, was ich darüber gesagt habe, ist dieser Zustand weder Mangel an billigem Selbstgefühl, noch minder falsche Bescheidenheit.

Herr Schröder ermunterte mich, ferner Schauspiele zu schreiben, und erbot sich dagegen zu einem ehrenvollen Accord für meine Manuskripte, den ich billig eine Belohnung nenne.

In Hamburg wurde ich sehr warm aufgenommen. Aber bei aller Erkenntlichkeit dafür hatte ich einen so entschiedenen Hang für Ruhe, und ein kleineres Verhältniß, darin ich der

Kunst mit Muße ohne Trägheit mich widmen konnte, daß ich mit einer Art von Sehnsucht nach Manheim wieder zurückkehrte.

In Hamburg erfuhr ich die schnelle Vermählung des Pfalzgrafen Maximilian mit der Prinzessin Auguste von Darmstadt. Freudig wurde ich davon überrascht; um so mehr, da die Stammfolge in dem Pfälzischen Hause seit dem Tode des Erbprinzen von Zweibrücken jeden, der das Land liebt und das Pfälzische Haus, mit Besorgniß in die Zukunft blicken ließ; um so mehr, da, den Churfürsten mitgerechnet, das ganze Haus nur auf fünf Prinzen damals bestand, und man von dem Prinzen Maximilian damals nur Nachfolger hoffen zu können glaubte. Ich empfing die jubelnden Briefe von Manheim, worin man die nahe Ankunft des neuen Paars dorthin mir anzeigte, und wie Alles sich freue, den geliebten Prinzen Maximilian als Ehemann dort zu sehen.

Von jeher waren die Pfälzer mit herzlicher Liebe diesem guten, biedern, liebenswürdigen Fürsten zugethan. Ich dachte mir lebendig das frohe Entzücken des Volks, die herzlichen Augenblicke, die dadurch veranlaßt werden müßten. Ohne daß ich für meine Person im mindesten dabei zu thun hatte, beschleunigte ich meine Reise nach Manheim mit einem Eifer, als dürfe kein schöner Augenblick dort ohne mich bestehen.

Fröhlicher als je begrüßte ich den Rhein, schneller, so dünkte es mich, wallten seine Fluten, freundlicher nickten die vollen Reben, fröhlicher verkehrten die Menschen um

Lande, und im lieblichsten Wiederscheine empfing ich die Empfindung, womit ich kam, wieder zurück von allen Menschen und Gegenständen, worauf mein Blick verweilte.

Dies war keine Täuschung. Diese Vermählung war Landesangelegenheit. Es war, außer dem Churprinzen, welcher todt zur Welt gekommen war, seit 1728, und ich glaube noch länger, in dem Pfälzischen Churhause kein Prinz geboren worden. Mit Hoffnung und Sehnsucht sah man also auf diese Vermählung hin. Die schöne Pfalzgräfin war einen Tag in Manheim gewesen. Ihre Schönheit, ihre Sanftmuth, ihre Bescheidenheit, der Ruf ihrer Frömmigkeit, ihrer Kindlichkeit war aus ihrem Vaterlande vor ihr hergegangen, ihr Anblick, ihre Art zu sein, hatte diesen Ruf bestätigt und alle Herzen erobert. Alt und Jung sprach von ihm und ihr. Es war eine eigene Regsamkeit, ein fröhliches, herzliches Plaudern und Zusammenstehen unter die Menschen gekommen, das sogar auf die fremden Nachbarn mit übergegangen war.

Ich sprach darüber viel und lebhaft mit meinem Begleiter. Wir kamen unter diesem Gespräch an die Einfahrt von Frankenthal. Eine Gruppe junger Bäume, die dort am Thore stand, fiel mir besonders auf. Wenn ich ein Eigenthum besäße, sprach ich, so würde ich zum Gedächtniß dieser guten Ehe an eine freundliche Stätte zwei junge Bäume pflanzen, und bei jeder erfüllten Hoffnung des Landes ihre Zahl vermehren.

In Manheim hörte ich von nichts anderm reden, als von dieser Begebenheit. Jedermann war in wallender Fröhlichkeit, alle Menschen zu herzlicher und lauter Feier gestimmt.

Da der Prinz Maximilian, damals der zweite Prinz von der Zweybrück'schen Linie, und der regierende Herzog selbst doch nur präsumtiver Erbe des Churfürsten war, so mischte sich die Sorge ein, ob man nicht mit jeder Volksfeier ein Zartgefühl gegen das regierende Haus kränken würde. Indeß war die Ankunft der Neuvermählten und ihrer Angehörigen auf das Namensfest der Churfürstin, den 20. November, festgesetzt.

Von Seiten des churfürstlichen Nationaltheaters war die erste Vorstellung des »Barbiers von Sevilla,« mit Musik von Paesiello, für den Tag angesetzt, wo der Hof zum ersten Male im Schauspielhause erscheinen würde. Ich kannte die Volksstimmung, und es dünkte mich ein Vergehen gegen dieses rege Gefühl zu sein, daß man ihm alle Gelegenheit rauben wollte, zur lauten Sprache zu kommen. Da fiel mir plötzlich die Gruppe von Bäumen am Thore zu Frankenthal, wo man von Worms herein fährt, und mein Gefühl dabei ein. Ich bat den Freiherrn von Dalberg, ob er mir erlauben wolle, in einem Prologe von einfacher Handlung diese jungen Bäume zu setzen. Er selbst, voll des herzlichsten Gefühls, dachte an keine diplomatische Schwierigkeit, oder opferte sie leicht dem vaterländischen Gefühle auf. Er reichte mir die Hand, bat mich zu eilen, und vier und zwanzig Stunden darauf las ich

den Prolog, »Liebe um Liebe,« ihm vor. Seine Thränen belohnten mich. Fünf Tage darauf wurde das kleine Stück gegeben.

Wenn ich von der Vorstellung desselben umständlich rede, wenn ich diese schöne, heilige Erinnerung zurück rufe: so hat die Pflicht, eine sehr wichtige Wirkung des Schauspiels zu erzählen, nicht allein, und nicht den hauptsächlichsten Theil daran; dieser Tag hat einem Theile meines Lebens Richtung gegeben, sollte mein ganzes Leben bestimmen, und hat über mehrere Jahre entschieden.

Ich komme zur Sache. Die Gefühle waren überall gegenwärtig, überall erregt, sehnten sich darnach, durch herzlichen Ausbruch Liebe und Treue zu verkünden. Mein Eifer, die Gelegenheit darzubieten, war süße Pflicht. Daß ich dieses mittelmäßig bewerkstelligt habe, ist ein Fehler, den die Umstände entschuldigen. Aber der warmen Anhänglichkeit und Herzlichkeit der Pfälzer an ihre Fürsten, an dieses geliebte Paar, bin ich einen Dankstein schuldig, so schlecht und recht ich ihn errichten kann.

Von Mittag an war das Schauspielhaus schon umlagert, und um drei Uhr so angefüllt, daß kein Plätzchen mehr zu bekommen war. Die Menschen drängten sich in die Coulissen, standen in großen Massen auf den Treppen, den Gängen zu den Logen und fast unter dem Theater. Gegen fünf Uhr legte sich das fröhliche Getöse, und als die churfürstliche Loge beleuchtet war, ward es immer stiller. Bei dem Ankommen der

Vorboten der fürstlichen Familie richtete in freudiger Erwartung die ganze Versammlung in einem Nu sich auf, wendete sich um, und sah unverrückt nach der großen Loge hin. Es war eine feierliche Stille. Nun erschien, gebeugt von hohen Jahren, herzlich erschüttert von den freudigen Bewegungen der dichten Volksmassen, durch welche sie sich hatte drängen müssen, die Churfürstin. Mit einem wahrhaft mütterlichen Blick beantwortete sie das allgemeine Händeklatschen der Versammlung. Dieses erneuerte sich bei dem Eintritte der allgemein verehrten Herzogin Amalia von Zweybrücken, Prinzessin von Sachsen. — Eine kleine Pause — der Pfalzgraf und die Pfalzgräfin treten ein — die ganze Volksmasse wogt hin und her — ein allgemeiner Zuruf — ein Schrei der Freude, der Rührung — die Begeisterung der schönsten Hoffnungen in lauten Segnungen ergossen — strömen dem geliebten Paar entgegen. Man sieht ihre tiefe Erschütterung. — Ihre Verbeugungen, die ganze Art ihres Dankes beweist für die Herzen, die jedes Gute wollen, das Vertrauen des Volkes fühlen und verehren, ohne sich anmaßen zu wollen, daß es schon verdient sei. Nun erhebt sich der laute anhaltende Beifall. Die Vernunft bestätigt jene Ergießungen der Gefühle, welche vorausgegangen waren. Ein donnerndes Getöse, welches das Haus bis auf die Grundlagen zu erschüttern scheint, erwiedert die Begrüßung der Familie. Diese nimmt ihre Plätze: der Herzog und sein Bruder, der Pfalzgraf, in einer Loge nahe am Theater.

Die Musik fängt an; Niemand hört sie. Man spricht, man ruft von einem zum andern. Mit Wort, Blick und Händedruck theilt, erneut, bestätigt, heiligt sich Empfindung und Ueberzeugung. Der Vorhang rauscht hinauf. — Still, ernst — unbeweglich richtet die Versammlung ihre Blicke auf die Bühne. Die Vorstellung beginnt. Nur halbe Stimme bedurfte der Vortrag bei dieser heiligen Volksstille. Diese war es, welche meine Knie und meine Stimme wanken machte.

In ernster Betrachtung wurde die Auseinandersetzung der Handlung aufgenommen. Bei den ersten Beziehungen entstand eine augenblickliche Bewegung, welche aber gleich wieder verhallte. Allmählich hörte man ein mit Gewalt zurück gehaltenes »Ach!« — Stille — dann wieder das halb laute Gemurmel der freudigen Rührung. Allein bei der Stelle, wo der treue alte Landmann sagt: »er habe die Bäume vor seiner Hütte bei der Geburt der Prinzen gesetzt, er wolle bei jeder Geburt eines guten Prinzen einen jungen Baum hinzu pflanzen, möge der ganze Platz ein Wald werden, dicht, stark und mächtig, dem kein Sturm in der Welt etwas anhaben könne!« da rufen viele Stimmen laut durcheinander — »Mein Gott! O mein Gott!« das Parterre erhebt sich von seinen Sitzen, ein Rufen, endlich ein wildes Geschrei wird allgemein — man sieht empor gehobene Arme — im Jubel geschwenkte Hüte! »Lebet, lebet! Erhalte euch Gott!« dieses rief die Liebe, die Treue, das Entzücken der Familie entgegen.

Die jungen Fürstinnen küßten die Hand ihrer Großtante, welche in Thränen schwamm — laut weinend umarmten sich die fürstlichen Brüder — der Jubel erneute sich — die Vorstellung mußte innehalten und die Gefühle des Volks walten lassen.

Sie wurde endlich fortgesetzt — beständig unterbrochen von der Freude des Volks, das seine Herzlichkeit nicht hemmen wollte, von den Thränen der Schauspieler, welche kaum vollenden konnten.

Da der junge Baum für die neue Pfalzgräfin feierlich gesetzt wurde, schluchzten manche laut — alles wandte sich nach ihr hin — ihre schönen Augen weinten unaufhaltsam. Das Volk segnete sie in lauten Zurufungen — ihre Großtante reichte ihr die Hand hinüber — als wollte sie beurkunden — „Sei glücklich einst an meiner Stelle, du bist es werth!"

Die Bäume wurden mit dem Bande der Liebe und Treue in pfälzischer Hausfarbe umschlungen. — Das Stück endete im Jauchzen des Volks, welches auf den Vorplätzen, auf den Treppen des Hauses und auf dem Theater wiederhallte. Die Fürsten umarmten ihre Gattinnen öffentlich und herzlich, und huldigten ihrer Großtante, welche sie als Mutter betrachteten. Diese führte die Pfalzgräfin dicht an die Gallerie der Loge; der schöne Engel verneigte sich in Anmuth, Anspruchlosigkeit und Wahrheit, tief vor dem Volke, und wurde im Jubelgeschrei zur beglückten Mutter der Pfalzgrafen eingesegnet; zu ihrer Seite streckte der gute Maximilian seine

Arme herab, sah mit Augen, die von Thränen schimmerten über die ganze Versammlung, als möchte er jede aufgehobene Hand in die seine fassen, dem Volke danken, und für seine Zukunft der Menschheit huldigen zu ihrem Dienst — schloß seine Gattin in die Arme, und wurde nun von der Familie umgeben.

Ich ging fort; ohne mich umzukleiden rannte ich nach Hause, und theilte mit meinen Freunden und Hausgenossen die überschwenglichen Gefühle dieses Tages. Mein Haus ward ein öffentlicher Platz. Menschen von allen Ständen und Alter, viele, die ich vorher nicht gesehen und nachher nicht wieder gesehen habe, drückten mir die Hand, weinten an meiner Brust Freudenthränen.

Die Nacht kam kein Schlaf in meine Augen. Der seligste Friede wohnte in meinem Herzen. Noch viele Tage dachte ich nichts als jenes Fest, und jetzt, da ich dieses schreibe, ist die Empfindung mir so gegenwärtig, als wäre diese Feier vor kurzem erst vorgegangen.

Des andern Tages sprach ich die Churfürstin auf ihren Befehl in ihrem Kabinet auf dem Schlosse zu Manheim. Ich war allein ihr gegenüber. Es war Nachmittags fünf Uhr, das Halblicht, welches die letzten Strahlen der untergehenden Sonne auf die dunkle Täfelei der Wände warf, machte den Augenblick feierlich, der durch das, was sie zu mir sprach, sehr ernst wurde. Eine kleine Weile sah sie mich sehr wohlwollend an, und sagte dann: »Welch ein Abend war der ge-

strige!" — Sie ging einige Schritte, ohne zu reden. Es schien mir als wolle sie Thränen vermeiden, verbergen, oder als wäre sie im Kampfe, nicht Alles zu sagen, wovon sie sich durchdrungen fühlte. Mit einem lebhaften Tone setzte sie dann hinzu: »Man kann aber auch nicht Gutes genug von der Pfalzgräfin sagen!"

Ich antwortete nach meiner Empfindung. »Der Prinz Max ist ein recht guter Mensch!" — sagte sie dann. Ich bejahte das treu und willig. »Ein sehr guter Mensch!" setzte sie noch mit einem recht mütterlichen Tone hinzu. »Was mich betrifft," — hier hielt sie etwas inne — »so haben die guten Manheimer gestern viel mehr aus mir gemacht als ich verdiene!" — Sie wandte das umwölkte Auge in einiger Verlegenheit nach dem Fenster zu, und fuhr dann fort: »Ich bin diesem Lande nicht gewesen, was ich ihm hätte sein mögen." Sie ging näher nach dem Fenster. »Es hat nicht so sein sollen!" — Dieses sprach sie mit wankendem Tone, wandte sich dann lebhaft zu mir und sagte: »Sie sähe mich nach dem gestrigen Abende für einen eingebornen Pfälzer an. Ich möchte das Land nicht verlassen." Ich verbeugte mich, und sagte, was Rührung und Erkenntlichkeit mir eingaben. Sie gab mir ein ansehnliches Geschenk, und setzte hinzu: »Ich solle ihr die Hand darauf geben, daß ich das Land nicht verlassen wolle." Ich that es, indem ich ihre Hand küßte. Ich ging. »Wenigstens so lange ich lebe," rief sie mir nach, da ich aus der Thür gehen wollte.

Das Geständniß einer Fürstin, die, bei allem was sie auf das Aeußere ihrer Würde zu halten gewohnt war, von den Beweisen der Volksliebe so erschüttert worden war, daß sie in dieser ernsten Abendstunde wehmüthig über den Rhein hinaus blickte, und die Worte aussprach: »ich war dem Lande nicht, was ich ihm hätte sein mögen« — so wie die wohlwollende Bitte, das Land nicht zu verlassen, hatten mich gerührt, und es mochte bei meinem Austritt aus dem Kabinete der Churfürstin sichtbar sein.

Daß einer ihrer alten französischen Kammerdiener sich keinen andern Grund der Rührung denken konnte, als das eben empfangene Geschenk, von dessen Werth er wissen mochte, daß er mich bat, mich erst zu erholen, und da ich ihm antwortete — ich würde dieses Augenblicks lange gedenken, indem er mich umarmte, hinzu fügte: »Das Geschenk sei freilich considerabel, ich habe es aber auch meritirt,« — das gehört zu der eigenen Logik der Vorkammerbewohner.

Eine Zeit lang nach jener frohen Begebenheit im Schauspielhause, nahm das Publikum an allem, was darin vorgehen mochte, keinen besondern Antheil. Das war auch natürlich. Jene schöne Feier, welche das Volk zu Einer Familie vereinigt hatte, war eine lebendige Wirklichkeit gewesen. Alle Theile hatten dabei von Herzen gehandelt. Was unmittelbar darauf folgte, mit wie viel Anstrengung es auch geschah, war gegen jenes doch nur für eine Erzählung zu achten, bei wel-

cher die Zuschauer sich leidend zu verhalten hatten, nicht handelnd wie dort.

In dieser Stimmung haben einige kalte Spekulanten, welche darin und davon leben und weben, am politischen Firmament die Witterung zu berechnen, es für den rechten Augenblick gehalten, jene Feier im Dunkeln zu tadeln, den Urheber für vermessen oder bedenklich auszugeben. Daraus ist wohl hie und da Mißverstand entstanden. Es gibt Menschen, welche sich für ausgemachte Kameralisten halten, wenn die Empfindung ihnen ein Aergerniß ist, und die Kunst eine Thorheit. Allein solche Ephemeren leben ihren politischen Tag — und löschen aus in ihrem Sumpfe, wenn ihr Tag vorüber ist.

Gewiß ist es, daß jener schöne Tag mich enge mit Manheim verbunden hat. Die Liebe und Wärme für ein Publikum, welches solche Gefühle so äußern kann, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich. Dann habe ich von jeher mein Wort getreu zu halten gesucht. Das Versprechen, das ich der Churfürstin in jenem herzlichen Augenblick geleistet habe, ist mir stets gegenwärtig geblieben. Nicht weil es von einer Fürstin gefordert, sondern wegen der gutmüthigen Art, womit es gefordert, und der Treuherzigkeit wegen, womit es gegeben worden war.

Mein Leben hindurch bin ich gern und am liebsten der ersten starken Empfindung gefolgt, nicht den Berechnungen des Verstandes. Mehrentheils habe ich dabei mich ganz wohl befunden, wenn ich auch gegen manchen Anschein, der mich

hätte umlenken können, diesem Grundsatze unwillkürlich mit etwas Eigensinn gefolgt sein sollte. So auch in meinem Verhältnisse mit Manheim. Die Folge wird es beweisen, daß ich ihm Aufopferungen gemacht habe.

Im Frühjahre 1786 bezog ich nebst Beil und Beck eine recht angenehme Sommerwohnung auf einem ehemaligen churfürstlichen Jagdhause zu Käfferthal unweit Manheim.

Dieses freundliche Dorf liegt in einer etwas sandigen Ebene, allein nahe an einem angenehmen Walde, welcher von schönen Alleen durchschnitten ist, und hat eine Aussicht auf die Bergstraße, wie an die Rheingebirge hin. Zwar sind in der Gegend keine Weinberge; aber vielleicht ist eben wegen des weniger ungleichen Ertrages der Haushalt der Bewohner mehr geordnet, ihr Betragen gleichmüthiger. Es herrscht ein Frieden in diesem Dorfe, eine Fröhlichkeit bei der Arbeit, eine Nachbarlichkeit, die uns oft einen sehr schönen Genuß gewährt hat. Außer einem ganz verwachsenen, gichtischen Knaben, den die Gemeinde unterhält, habe ich drei Jahre nach einander keinen einheimischen Bettler gesehen.

Außer »Oronoco,« worin Herr Böck diese Rolle und Madame Ritter die »Imoinde« sehr schön spielten, indeß wir wenig oder gar nichts zu thun hatten, erschienen in diesem Jahre bis Anfang Septembers keine Vorstellungen von Bedeutung.

Die deutsche gelehrte Gesellschaft zu Manheim hatte einen beträchtlichen Preis auf das beste Lustspiel gesetzt, welches ihr eingeschickt werden würde.

Dieses war sehr gut und achtungswerth. Allein, daß das Theater sich anheischig machte, alle eingesendeten Stücke zu spielen, das war eine sehr übereilte Gutmüthigkeit. Wenig Gutes wurde eingesandt, und die Zeit, unser Gedächtniß, alle gute Laune des Publikums und der Schauspieler den ganzen Sommer hindurch auf's Spiel gesetzt und aufgeopfert. Das Theater wurde uns damit von Ostern bis Michaelis fast verleidet.

Wir entschädigten uns durch den öftern Genuß der Natur auf unserm Dörfchen.

Hier begann wieder auf eine andere Weise, mit mehr Gemächlichkeit und Aufwand, aber dennoch mit vieler Unbefangenheit und sehr viel Fröhlichkeit, das Leben im Siebelebener Walde bei Gotha. Wir frühstückten im Walde, zerstreuten uns in die Alleen, zu lernen oder zu lesen, trafen zur Mittagsstunde wieder zusammen, wandelten dem Dorfe und dem gemeinschaftlichen frugalen Mahle zu. Nachmittags arbeitete jeder auf seinem Zimmer. In der Abendkühle gingen wir zu einem Brunnen in den Wald. Ein großes Feuer loderte in die Höhe, das Abendessen wurde dort bereitet, und in den traulichsten Gesprächen überraschte uns oft die Mitternacht. Einen solchen Abend brachte der wackere Lambrecht, jetzt Schauspieler zu München, an dieser Stelle bei uns zu. Ich glaube, wir beide haben diesen Abend nicht vergessen.

Da war nun mancher, in dem sich der Gedanke regte, daß es nicht gut sei, lange an einem Orte zu verweilen; daß

man sich umsehen, ein besseres Heil versuchen und betreiben müsse. Von einem Gespräche in das andere verschlagen, ließen einige — Beck und Beil besonders — an diesem Abende, das Glas in der Hand, es laut werden, sie würden die Manheimer Bühne verlassen. Das that mir weh. Mir war alles, so wie es war, recht und lieb. Nicht diese beiden — nicht Einen von allen wollte ich vermissen, sei er auch ein mittelmäßiger Künstler. Das Ganze hatte Leben und Rundung. Wo nun auch ein besserer Theil für einen schlechten eingesetzt wird, da sieht man doch so lange noch die Meißelschläge vom Ausbrechen und Einsetzen — den Kitt, der zusammenhält!

Ich sprach mit der Wärme der Freundschaft für Manheim, Lambrecht unterstützte mich und sprach Wahrheiten, welche die Erfahrung ihm eingegeben hatte. Die Wallungen legten sich nach und nach — die Freundschaft unterstützte die Vernunftgründe — und so wurde endlich alles für Manheim entschieden. Wir umarmten uns, und so wurde abermals im Kreise um das Feuer im Walde der Bund der Freundschaft geheiligt.

Wahrlich diesem reinen Gefühle für Freundschaft, dieser Anhänglichkeit an Menschen überhaupt — verdankt die Manheimer Bühne vieles, manche Tugend der Bescheidenheit! Manches geschah deshalb dort anspruchslos, was eine andere Direktion gern gut vergolten hätte, hätte sie es nur besitzen können.

Nachdem wir nun alle drei beschlossen hatten, Manheim

nicht zu verlassen, so setzten wir fest, daß wir am nahen Ende der Kontrakte für unsere Zukunft sorgen, Pensionen erbitten, und, da deren Erlangung nicht wahrscheinlich war, eine wahrlich sehr mäßige Verbesserung fordern wollten. Daß wir aber rund entschlossen waren dort zu bleiben, daraus machten wir nicht das geringste Geheimniß. Es wäre freilich kaufmännischer und sicher uns weit einträglicher gewesen, wenn wir es gethan hätten; aber der Wucher auf die gute Meinung des Publikums, auf Unentbehrlichkeit, oder überhaupt für unsere pekuniäre Existenz, war so fern von uns, als jede Verschlossenheit. Alle Verhandlungen über diesen Gegenstand wurden an unserm Lieblingsplatze, am Brunnen im Walde, gehalten.

Eben dorthin hatten wir uns einst eine förmliche Konferenz über Kunstgegenstände angesagt. Wir erschienen. Jeder hatte viel zu sagen, keiner wollte geradezu anfangen.

Da wir nun darüber, daß wir zu Manheim bleiben wollten, einig waren, so wäre denn doch zu besorgen, sagten wir uns, daß wir nach vieljährigem Aufenthalte zu Manheim endlich dem Publikum, und daß dieses uns gleichgiltig werden könnte. Beide Theile könnten allmälich gar höflich neben einander einschlafen. Was dagegen zu thun sei? Da wurden denn allerhand Projekte entworfen: Reiseurlaube, um andere Künstler zu sehen, ein anderes Publikum. Endlich kam es an die eigentliche Kunstrechnung. Ein aufrichtiges Bekenntniß sollte einer dem andern ablegen, ob wir nämlich vorwärts geschritten, stehen geblieben, oder gar zurück gegangen wären.

Wir hatten uns wohl immer noch im Stillen beobachtet, uns manchmal ein Wort darüber gesagt, aber wir hatten eine geraume Zeit her nicht mehr ausführlich über unsere Kunstübungen gesprochen. Da erinnerten wir uns der vergangenen Jahre, wo — manche kleine Neckerei des Künstlerhumors abgerechnet — in Kunstsachen für alle drei doch nur Ein Gewinn, Ein Verlust, Eine Ehre war. Wir fanden, daß größere Verhältnisse kleine Freuden aufgehoben, oder doch unterbrochen hatten. Wir waren alle drei einig, daß die kleinen Freuden, im kleineren Wirkungskreise, eine beglückendere Eigenheit gehabt hatten, als die, welche uns jetzt dafür geworden waren.

Die Gewißheit, um keinen Preis uns in einen noch größern Wirkungskreis, als der damalige war, zu verlieren, wurde also vor allem förmlich bestätigt. Die Erneuerung unserer eigenen strengen Kritik wurde festgesetzt, und Alles, was ihre Wachsamkeit eingeschläfert haben konnte, ausgeglichen und zu vermeiden gelobt. Wir untersuchten nun unsere Fehler, unser Gutes. Wir gingen ehrlich, lebhaft für das Beste und im Geist der treuesten Freundschaft dabei zu Werke. Das Resultat war: daß hier einer anfange zu viel Manier zu haben statt Wahrheit; daß die Wahrheit des einen, zu flach, sich der Gemeinheit nähere; daß der Anstand des andern in Förmlichkeit oder Geziertheit auszuarten im Begriff sei. Wir nannten uns die Rollen, die Vorstellungen, die Stellen, wo das der Fall besonders gewesen war.

Einige Jahre vorher hatten wir unter einander festgesetzt, daß Niemand von uns etwas, am wenigsten bei den sogenannten Abgängen, dem Applaudissement zu Gefallen thun solle. Wir hatten nicht ausgesetzt, uns, was den Punkt anlangt, sehr genau zu beobachten, und sagten uns bei der Uebertretung oft ernste Dinge; allein wir fanden nun, daß wir doch darin zu weit gegangen waren. Manchmal verleitete der Stolz, ein recht glänzendes Opfer zu bringen, einen oder den andern, der Sache viel zu wenig zu thun, um recht gewiß zu sein, nicht zu viel gethan zu haben. Wir waren dann weit unter der Wahrheit geblieben, so wie der Zwang, mit jener verabredeten Resignation einen Auftritt schließen zu können, nothwendig die ganze vorhergehende Scene drücken und lähmen mußte. Dies Verhältniß setzten wir in seine gehörigen Grenzen zurück.

Es wurde beschlossen, daß eine ganz leere Tirade, wenn der Dichter sie zum Besten eines armen Sünders hingesetzt hatte, ohne Zuthun besonderer Energie, blos in der richtigen Gradation des gehörigen Rhythmus hergesagt werden solle. Allein wo eine Handlung am Schluß einer Scene Kraft fordert und Feuer, solle Niemanden ferner eine mißverstandene Bescheidenheit hindern, sie mit allem, was in ihm ist, auszustatten. Wo einer mit dem andern nicht zufrieden sei, solle Stillschweigen auf dem Theater Mißbilligung ausdrücken, bis diese in der nächsten Unterredung auseinander gesetzt sei. Ueber unsere Zufriedenheit verstanden wir uns von jeher durch

ein freundliches Kopfnicken, oder einen gutmüthigen Händedruck.

Neu festgesetzt — obschon wir das nie wesentlich überschritten hatten, wurde auch damals, daß nie die Darstellungsweise des einen, im Augenblicke, wo wir zusammen auf der Bühne zu thun hatten, das Interesse von dem Charakter des andern, wie überhaupt von keinem Mitschauspieler, stören solle; daß im stummen Spiel, im Gehen und Stehen, nie mehr oder weniger geschehen solle, als die Sache und der Augenblick fordern; daß wir ein besonderes Verdienst darein setzen und besondern Fleiß darauf verwenden wollten, alle Lücken, welche durch unser Versehen oder die Schuld anderer entstehen möchten, sogleich im Geiste der Handlung ersetzen und verdecken zu wollen. Wir gaben uns das Wort, gewissenhafter zu memoriren. Besonders aber setzten wir zwei Dinge fest, und die haben wir, das eine mehrentheils, das andere stets gehalten. Einmal, daß wir bei leerem Hause mit verdoppeltem Fleiß, mit aller Anstrengung, mit allem Aufgebot des Genius, Darstellungen geben wollten. Dann, daß wir, wenn an einem solchen Tage ein Schicksal über uns walten sollte, welches es uns zur Unmöglichkeit machen würde, dieses durchzusetzen, wir doch, es koste, was es wolle, eine Scene so geben wollten, daß diese mindestens den unverkennbaren Stämpel des Arbeiters trage.

Diese und manche ähnliche Verabredung hat Niemand

jemals erfahren. Das Gute geschah ohne Geräusch und Anspruch.

Ein neues Leben kam in die ältesten Vorstellungen. Das Publikum von dem Probespiel der schlechten Preisstücke mehr als lau gemacht, erwachte mit uns. Jedermann freute sich der Veränderung, welche für zufällig angesehen wurde, da sie doch das Werk unserer strengen Verabredung war. Wohl mochten manche uns dazu für zu unbekümmert und leichtsinnig gehalten haben.

Von Michaelis 1786 bis dahin 1793 war überhaupt die beste Periode des Manheimer Theaters.

Im September 1786 beschenkte der Freiherr von Dalberg die Bühne mit seiner Bearbeitung des »Einsiedlers vom Karmel.« Dieses war von allen Seiten eine treffliche Vorstellung. Das Theater hatte das Jahr zuvor an Herrn Julius Quaglio, Neffen des berühmten Dekorateurs dieses Namens, eine überaus schätzbare Acquisition gemacht. Seine Kenntniß der Wirkung, sein Geschmack für den edelsten Styl, seine herrliche Perspektive sind die Bewunderung aller Kenner. In diesem Schauspiel erschien die erste Dekoration von seiner Erfindung und Ausführung. Sie erwarb ihm den vollkommensten Beifall, welchen das Publikum laut bewies. Das Kostüme war genau beobachtet; und diese Vorstellung, in welcher die Künstler ihren Antheil an der Sache, wie ihren dankbaren Antheil an dem Verfasser, so unverkennbar bewie-

sen haben, erregte das erste Mal und eben so bei mehreren Wiederholungen das lebhafteste Vergnügen.

Im Winter wurde auch noch die Oper, »Helena und Paris«, mit Musik von Winter, gegeben. Madame Müller, damals noch Demoiselle Boudet, zeigte sich als Amor in einem Gesange von größerm Umfange als bisher und sehr angenehmer Vorstellungsart. Madame Beck bestätigte mit hinreißendem Gesang und wahrer Kunst den Ruhm, den sie sich schon erworben hatte. Die Arrangements der Vorstellung machten dem Regisseur, Herrn Rennschüb, Ehre.

Im Sommer desselben Jahres hatte ich zu Küfferthal das Schauspiel »Bewußtsein« geschrieben. Es wurde den 12. December mit Beifall gegeben.

Beck gab den Ruhberg hinreißend schön. Die sanften Stellen des vierten Akts besonders charakterisirte er durch eine Wehmuth und Würde, welche alles erreichte, was ich mir gedacht hatte.

Beil, als Kammerdiener Meyer, war die Wahrheit selbst. Eine Menge kleiner Züge, die nur ihm eigen waren, ein Detail der Ausmalung, das nur seinem Genius glücken konnte, verwandelten diese Skizze in einen lebendigen Menschen.

Böck, als Minister — edel und warm.

Der Leser wird über diese Zeilen ungeduldig weggleiten und sagen: »Das war und ist nicht mehr.« Ach, eben darum ist es mir Pflicht, davon zu reden. Der Baumeister, der Bildhauer, der Maler — kann von seinem Kunstwerke sagen:

»Dies ist und es wird sein!« — Nicht so der Schauspieler. Nur das Aufgebot aller seiner Kraft gewährt seinem Kunstwerke Vollendung. Jedes reißt ihn näher an das Grab. — Das sagt nach jeder kräftigen Darstellung die keuchende Brust, seine klopfenden Pulse und das erschütterte Nervensystem, ohne daß er sich rühmen könnte: »Dies wird einst sein!« Sein Kunstwerk geht dahin — wie das Lächeln über das Gesicht des Menschen. Darum rede der Freund und der Bewunderer des seltenen Talents ein dankbares Wort von dem, was gewesen ist!

Das Jahr 1787 verging unter den getreuesten Anstrengungen aller Theile.

Herr Müller, von Manheim gebürtig, verließ das Orchester und betrat als Odoardo die Bühne. Schon in den Vorstellungen eines Gesellschaftstheaters hatte er Aufmerksamkeit erregt, wurde von dem Publikum seiner Vaterstadt mit Beifall aufgenommen, und hat seitdem in hochkomischen Charakterrollen, wie der „Rath Ritter" im Fremmann, »Kalbring" in Dienstpflicht, »Kammerrath Gräber" im Vormund, sein Talent so entwickelt, daß er mit Recht zu den Schauspielern von Verdienst zu zählen ist.

Ich trat dieses Jahr, so wie vorher im Jahre 1784, in Frankfurt am Main auf der dortigen Bühne auf. Die warme, herzliche Aufnahme, welche das Frankfurter Publikum mir jedesmal gewährt hat, wird stets zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehören.

Ich hatte in diesem Jahre das Schauspiel »Reue versöhnt" geschrieben. Es wurde 1788 ohne Beifall gegeben.

In dem Jahre kam Mercier von Paris über die Schweiz nach Manheim. Mit der größten Genauigkeit hat er schon damals alles prophezeiet, was nachher bis Anfangs 1790 in Frankreich vorgegangen ist. So wie manches — — was nicht in diese Schilderung gehört. Er war sehr zufrieden mit dem Manheimer Theater. Die Vorstellung der „Räuber" entzückte ihn. Es würde nicht bescheiden sein, wenn ich hier erzählen wollte, was er über die Darstellung des »Franz Moor" mir Ehrenvolles sagte; es freute mich indeß sehr, es von Mercier zu hören. Er wünschte eben so lebhaft dem Pariser Theater eine Revolution, als er der großen Staatsrevolution vorgearbeitet hat.

Im Sommer dieses Jahres war der Churfürst da. Er nahm großen Antheil am Theater, welches ihm gute und lebhafte Vorstellungen gab.

Ich habe damals „Figaro" in Deutschland geschrieben.

Im Herbste kam der Churfürst unerwartet zurück. Man glaubte damals allgemein, er würde sein Hoflager wieder nach Manheim verlegen. Da ihn die Garden und der größte Theil des Hofstaates begleitet hatten, so gewann diese Vermuthung Wahrscheinlichkeit.

Im Winter dieses Jahres wurde ich, wie im Jahre 1785 und 1786, für einige Vorstellungen zum Hoftheater nach Karlsruhe berufen. Die Güte, die feine Beurtheilung des

Herrn Markgrafen, der Umgang der liebenswürdigen Familie Edelsheim, so wie einige sehr kostbare Stunden in Schlosser's Umgange, machten mir die Reise dahin jedesmal sehr wünschenswerth. — Der Churfürst erschien wegen seiner Gesundheit, bei dem ungewöhnlich strengen Winter, nur sehr selten im Schauspiele. Im Junius 1789 kehrte er mit seinem Hofstaate nach München zurück. Er ist seitdem bis jetzt nicht wieder in die Pfalz zurück gekommen. Ich ging eben vor's Thor, da er, den letzten Abschied von seiner Gemahlin in Oggersheim zu nehmen, über den Rhein zurück kam, und um die Stadt herum nach Schwetzingen fuhr. Das konnte dieser Fürst damals nicht ahnen, und Niemand konnte es, daß er jetzt für ewig von der schönen Pfalz über dem Rhein geschieden sein sollte.

In diesem Jahre wurden zuerst die Schauspiele des Herrn von Kotzebue gegeben. »Menschenhaß und Reue,« »die Indianer in England,« so wie die »Strelitzen von Babo,« erregten allgemeines Vergnügen und erwarben hinreißenden Beifall.

Ebenfalls in diesem Jahre trat Herr Brockmann als »Beaumarchais,« »Ellborn« im flatterhaften Ehemann, »Oberförster« in den Jägern, und »Schauspieler« in der Heirath durch ein Wochenblatt, auf. Da ich den Tag nach seiner Ankunft zum Gesellschaftstheater nach Saarbrücken, einer vorher getroffenen Abrede zu Folge, verreisen mußte, so habe ich von seinem herrlichen Spiele, daß ich schon längst in frühern Jahren zu Hannover so innig bewundert und genossen hatte,

nur den lauten Nachhall im Publikum empfangen, als ich wiedergekommen war. Nach seiner freundschaftlichen Aeußerung gegen mich hatte Herr Brockmann den Auftrag vom Kaiser Joseph, mein Engagement nach Wien zu bewirken. Wir sprachen darüber den Tag vor meiner Abreise.

Das Ganze mochte von einer Aeußerung herrühren, welche ich einst, da ich im Fall der Sammlung meiner Schauspiele um ein kaiserliches Privilegium gegen den Nachdruck Anfrage that, dem damaligen kaiserlichen Gesandten am Pfälzischen Hofe, Herrn Grafen von Lehrbach, dahin gemacht hatte, daß ich wohl wünschte das Wiener Theater zu sehen. Vielleicht habe ich mich nicht bestimmt genug ausgedrückt; denn seine Antwort bezog sich auf ein Engagement nach Wien. Da ich glaubte, der Herr Gesandte würde dieser Unterredung sich bald nicht mehr erinnern, so hielt ich einen Widerspruch für unhöflich und erörterte den Mißverstand weiter nicht. Desto mehr beunruhigte mich Herrn Brockmann's sehr gütige Eröffnung, wobei er unmittelbar auf jene Unterredung, als auf einen von meiner Seite geradezu gemachten Antrag, sich zu beziehen angewiesen war.

Welcher Mensch und welcher Künstler, wie berichtigt auch seine Meinung und seine Grundsätze sein mögen, wird nicht eine lebhafte Unruhe empfinden, wenn ihm ein Wirkungskreis in einer Stadt, wie Wien ist, dargeboten wird? Dazu fehlte es nicht an auswärtigen Freunden, welche mein langes

und beständiges Ausharren zu Manheim für widersinnig erklärten, und sogar für schädlich in Betreff der Kunst.

Dieses und das Zufällige in der ganzen Sache ließ mich einen sehr ernsten Blick auf den Antrag richten. Ich fragte nach den Bedingungen. Diese schienen mir mit Recht unter aller Erwartung zu sein, welche ich billig haben konnte. Ich freute mich darüber. Nun war ich vom Schicksal selbst der Sorge überhoben, für Weggehen oder Dableiben aus eigener Wahl einen verneinenden oder bejahenden Entschluß zu fassen. Ich erklärte Herrn Brockmann, daß die angebotene Summe von fünfzehn hundert Gulden zu gering, überhaupt und selbst gegen meine Verhältnisse in Manheim zu gering sei. Da Herr Brockmann keine Vollmacht hatte weiter zu gehen, so wurde festgesetzt, die fernere Verhandlung dieser Sache in Briefen zu betreiben. Ich erhielt einige Wochen darauf in derselben Angelegenheit Briefe von Herrn Jünger, worin mir mit dem Garderobegelde neun hundert Conventionsthaler geboten wurden. Allein, außer daß Herr Jünger sich als Theaterdichter unterzeichnet hatte, eine Eigenschaft, welche ihn für kein Geschäft dieser Art als vollgütig bezeichnen konnte, wie werth er mir auch persönlich war, so enthielt dieser Brief noch die sonderbare Bedingung: »Ich solle auf ein Jahr angestellt sein, alsdann für immer engagirt werden, und zu bleiben verbunden sein, wenn ich gefalle, und wenn ich nicht gefalle, nach Verlauf dieses Jahres gehen können.« Es gehört bei dem mäßigsten Selbstgefühl wohl keine besondere Eitelkeit

dazu, eine Bedingung dieser Art für keine Bedingung zu achten. Die Unterhandlung wurde von mir ganz abgebrochen. Daran habe ich um so mehr recht gethan, da ich nachher Herrn Beck die Erfahrung habe machen sehen, daß in Angelegenheiten eines Schauspiels von ihm das dortige Theater eine Zusicherung nicht bemerken zu müssen geglaubt hat, welche Herr Jünger Namens desselben vorher gegeben hatte.

In diesem Jahre kam für einige Gastrollen die Familie Keilholz nach Manheim. Die ältere Demoiselle Keilholz riß durch den Ausdruck, den sie in den Gesang legte, durch ihre schöne Gestalt, Jedermann so hin, daß man das geringere Talent ihrer Schwester nicht nur gern übersah, sondern freundlich aufnahm. Beide wurden engagirt. Sehr bald zeigte die ältere Schwester in der Rolle der »Maria Stuart,« wie in der »Iphigenia« von Gluck, in »Nina,« das seltenste Talent für das hohe Trauerspiel. Der Wetteifer, und eben dadurch das Leben, welches diese Künstlerin in das Ganze brachte, schuf die glänzendste Periode der Manheimer Bühne.

Ich muß es zur Ehre des Publikums von Manheim sagen, daß, so groß auch der Enthusiasmus war, den diese Erscheinung mit Recht erregte, so hat dennoch das eigentliche Publikum nie deshalb eine Ungerechtigkeit gegen Verdienste begangen, welche in ihrer Art diesem Verdienste gleich kamen. Im Gegentheil war man verschiedenemale sichtbar bemüht, denen, welche von jeher mit Eifer darnach gestrebt hatten, anerkannte Talente für das Vergnügen des

Publikums und ihre Ehre zu verwenden, nicht nur Gerechtigkeit, sondern Beweise der Wärme und Achtung zu geben. Nur hie und da haben Einzelne, begierig nach Neuheit, und von jeher übellaunig, daß nicht Alles unter ihrem Einfluß geschah, auch aus andern Nebenursachen, durch das Geschrei über eine Partei, welche nicht da war, die Eigenmächtigkeit einer Partei zu veranlassen sich vergeblich bemüht.

Die Revolution in Frankreich, welche in diesem Jahre ausgebrochen war, warf sehr bald eine Menge Flüchtlinge aller Art nach Deutschland. Noch mehrere kamen 1790 an. Sehr groß war die Anzahl, welche entweder in Manheim, oder der umliegenden Gegend sich niederließ, oder durchreiste.

Der lebhafte Charakter der Franzosen ward bald im Schauspielhause sehr merklich. Die Schnelligkeit, womit sie in eine Lage sich versetzen, das Interesse, womit sie dieselbe, lebhafter als die Deutschen, ergreifen und umfassen, äußerte sich auf das kräftigste. Ein erhöheter Grad von Wärme theilte unwillkürlich dem übrigen Publikum sich mit, erleichterte alles Thun der Künstler, entwickelte schneller den Keim in jedem Anfänger, erhob viele Vorstellungen zu einer Lebendigkeit, warf ein Feuer in dieselben, daß, sich unbewußt, die Schauspieler auf eine Höhe gelangten, dahin sie ohne dieses Treiben des Publikums schwerlich gekommen sein würden.

Um Ostern 1790 bekam ich auf Befehl des Königs den Antrag, die Direktion des Berliner Nationaltheaters zu übernehmen. Die Bedingungen waren ehrenvoll und glänzend.

Ich wurde davon angenehm überrascht, ohne daß irgend eine Stimmung mich dafür entschieden hätte. Eben indem ich zu näherer Kenntniß der Umstände selbst nach Berlin reisen wollte, erhielt ich Nachricht, daß eine Dame ein anderes Projekt übergeben hatte, wodurch dieser Antrag beseitiget wurde. Ich verwandelte die Berliner Reise in eine fröhliche Rheinreise nach Düsseldorf. Einen Theil dieser Reise machte ich mit dem verewigten Forster. In seinen Ansichten gibt er mir in dem Kapitel über den Dom von Köln das Zeugniß, daß ich ihm nicht gleichgiltig war. Es ist ein erlaubtes Gefühl, dieses Patent anzuführen.

Zu den Krönungsfeierlichkeiten des Kaisers Leopold wurde ich veranlaßt, das Schauspiel »Friedrich von Oesterreich" für das Mainzer Theater, welches während der Zeit zu Frankfurt Vorstellungen gab, zu schreiben. Ich trat darin und in noch einigen Rollen dort auf.

Noch vor meiner Abreise von Manheim erhielt Herr von Dalberg, bei dem Besuche eines Kavaliers aus Wien, die Nachricht, daß man dort neuerdings die Idee habe, mich bei dem kaiserlichen Theater zu engagiren. Ich wußte darüber nichts, und erhielt durch Herrn von Dalberg selbst die erste Nachricht davon.

Unsere Kontrakte mit Manheim waren in Jahresfrist zu Ende. Mein Besuch in Frankfurt konnte die Gelegenheit geben, ein Engagement nach Wien allerdings vortheilhaft abzuschließen. Diese Periode war also für beide Theile gleich

wichtig. Herr Baron von Dalberg hatte die Güte, über die Möglichkeit eines Abganges sehr freundschaftliche Besorgnisse zu äußern, und mir zu sagen, die Churfürstin habe darüber erklärt — was ich auch wußte: — »Ich glaube nicht an Iffland's Abgang, so lange ich lebe. Er hat mir sein Wort gegeben, und er ist ein ehrlicher Mann.« — Das eine und das andere traf meine Empfindung.

Ich konnte glauben, daß Herr von Dalberg als Mensch etwas auf mich halte. Dieses Vertrauen war mir stets von hohem Werthe. Ich habe Vieles gethan und aufgeopfert, damit er sich nicht in mir geirrt haben sollte. Auf der andern Seite hörte ich die Worte der guten alten Dame, — »wenigstens so lange ich lebe, nicht!« — so lebhaft, wie ich für mein Versprechen an sie empfand. Unläugbar hatte sie seit jenem 20. November 1785 eine andere Meinung von deutschen Künstlern gefaßt. Sie kam oft in's Schauspiel, nahm wahren Antheil an seinem Fortgange, und bewies uns manche freundliche Gutmüthigkeit mit einer wahrhaft mütterlichen Art. Dieses Alles, die Bande der Freundschaft, die ich zerreißen sollte, machten es mir, auch wenn die Vernunft mir zurief den Wiener Anträgen zu folgen, dennoch zur entschiedenen Unmöglichkeit, Manheim zu verlassen.

Offen, geradezu, mit Treuherzigkeit und Rührung antwortete ich Herrn von Dalberg, daß ich ganz und gar nicht daran denke, von Manheim zu gehen. Ich nannte ihm sogar

die Gründe, warum es so wäre. Da er noch immer zu zweifeln schien, gab ich ihm mein Ehrenwort, in Frankfurt nicht das Mindeste ohne sein Wissen zu unternehmen, falls er auf das gerade Versprechen, mich nicht nach Wien zu engagiren, sich nicht unmittelbar verlassen zu können glaubte.

Ich gestehe, daß, bei der Pünktlichkeit, womit ich ihm stets mein Versprechen gehalten hatte, bei der Wahrheit, die in meinem ganzen Wesen liegen mußte, da ich dieses Versprechen jetzt leistete — diese wiederholten Zweifel mir auffielen, weh thaten und unbegreiflich waren. Es ist billig, setzte ich dann erst hinzu, daß, nach der offenen Erklärung, welche ich gegeben habe, und wozu ich, wenn etwas Wesentliches von Seiten des Theaters für unsere Zukunft geschieht, Beil und Beck ebenfalls zu vermögen glaube, welche Plane sie auch haben könnten — es ist billig, nach dreizehnjährigen Diensten, und wenn wir jetzt alle Verbindungen von uns weisen und dadurch wahrscheinlich für immer verlieren, daß der Hof für uns thue, was er sonst ohne Schwierigkeit Ausländern zu verwilligen pflegte — daß er nach eingetretenem Dienstunvermögen, oder bei etwaiger Aufhebung der Manheimer Bühne, uns eine Pension bewillige. Mit Vertrauen erwarte ich dieses von der Gerechtigkeit und Güte des Churfürsten.

Herr von Dalberg versprach seine Verwendung, leistete sie, und erreichte bald darauf das Ziel seines edlen Bemü-

hens. Bei seiner Anwesenheit auf der Krönung zu Frankfurt zeigte er mir die Pensionsdekrete für mich, Beil und Beck.

Nun war ich entschieden für die Zeit meines Lebens; froh, daß keine Unschlüssigkeit, keine Versuchung mich mehr erschüttern konnte; froh, daß die Uneigennützigkeit, womit ich allen gegenwärtigen Vortheilen entsagt hatte, auch für andere Vortheil hatte bewirken können. Dies geschah; denn, einmal die Bahn gebrochen, erhielten nun auch andere Mitglieder ähnliche Dekrete.

Inzwischen sah der Kaiser Leopold eine Vorstellung von mir, und gab bestimmt zu erkennen, daß er mit mir zufrieden sei. Da der Wohlstand es forderte, daß ich unter den anwesenden Wiener Großen vorzüglich dem alten Fürsten *** meine Aufwartung machte, so hätte ich dadurch zugleich erfahren können, worin die Verhältnisse bestehen möchten, welche man von dort mir nun würde gewähren wollen. Diese Neugier ist begreiflich. Da ich auch für das kaiserliche Geschenk dort meinen Dank abzustatten, und dieser Herr das Verlangen geäußert hatte, meine Bekanntschaft zu machen, so habe ich dreizehnmal vergeblich versucht, vor ihn zu gelangen. Zum vierzehnten Male introducirte mich sein Freund, der verstorbene badensche Minister von Edelsheim. Der Fürst besah mich lange und sprach nicht — wendete sich nach einigen Arrangements seiner Toilette zu mir, und sagte sehr langsam: »Da ich in Wien angestellt zu sein wünsche, Seine Majestät der Kaiser es auch genehmigten, so möge ich nach

der ungarischen Krönung nach Wien zu ihm kommen, wo davon zu reden sei.” — Ich verneigte mich, rannte die Treppe hinab nach Hause, und ging, voll Freude über mein abgeschlossenes Verhältniß zu Manheim, lebhaft das Zimmer auf und ab.

Im nämlichen Augenblicke schrieb ich an den Herrn von Dalberg, daß ich unter solchen Umständen nicht glauben könnte, ein so großes Opfer gebracht zu haben, als er selbst es dafür ansähe, dachte an die gute alte Churfürstin, an ihr freundliches — »wenigstens so lange ich lebe, nicht!” — an die freundschaftliche Besorgniß meines Chefs, welche mit jener kalten Hoheit so sehr kontrastirte; ich war in lauter Jubel, daß ich in meiner kleinen Sphäre bleiben konnte, und sehnte mich von Herzen nach Manheim zurück.

Das Schauspiel „Friedrich von Oesterreich” gewährte mir bei den Vorstellungen, besonders bei derjenigen, wo das kaiserliche Haus gegenwärtig war, und das Publikum die Beziehungen auf so viele Hoffnungen, die man bei der Kaiserwahl des Gesetzgebers von Toskana hatte, mit Kraft zu erkennen gab, einige schöne Augenblicke. Auch »Herbsttag,” ein Schauspiel, welches ich in diesem Jahre geschrieben hatte, wurde zu Frankfurt in eben dieser Zeit gut aufgenommen. — Ich wurde dem Kaiser vorgestellt, und er sagte mir einige sehr gütige Worte.

Von den Feierlichkeiten der Krönung, mehreren merkwürdigen Tagen, und einigen sehr interessanten Augenbli-

cken sage ich hier nichts. Diese sind anderwärts genug beschrieben. Gold, Silber, Aufzüge, Edelsteine, Equipagen, Kanonendonner, Märsche, Illuminationen, Trommeln und Glockenläuten — das ganze bunte unaufhörliche Getöse hatte mich so betäubt, daß ich mit Sehnsucht nach dem ruhigen Manheim über die Sachsenhäuser Brücke fuhr, in der Stille des nahen Waldes mit langen Zügen Athem schöpfte, und die frische balsamische Luft des Waldes wie ein Genesender einsog.

Die Dekrete, von dem Churfürsten eigenhändig vollzogen, worin unsere Anstellung auf Lebenszeit zu Manheim oder München zugesichert war, wurden uns nun eingehändiget. Ich las das meinige dieses Mal mit mehr Bedacht, als es mir in der ersten Freude über die ganze Sache möglich gewesen war.

Mein Antrag, die Pension unmittelbar auf eine churfürstliche Kasse, wie z. B. die Generalkasse zu Manheim, anzuweisen, war nicht bewilligt, und diese auf die Manheimer Theaterkasse angewiesen. Ich äußerte die Bedenklichkeit, daß mit dem etwaigen Ende des Manheimer Theaters auch diese Kasse ihr Ende erreicht haben würde, und wie es alsdann leicht möglich sei, daß ein künftiger Finanzminister mich an diese nicht fundirte Kasse verweisen, und weitere Vorstellungen wenig oder nicht achten können würde.

Was Herr von Dalberg hierüber, und wie die churfürstliche Hauptkasse in solchen Fällen für die übernommenen Ver-

bindlichkeiten der andern Kassen einstehe, mir sagte, beruhigte mich, und mit freudiger Eilfertigkeit unterzeichnete ich meine Verbindlichkeit auf lebenslang für Manheim, den 4. November 1790.

Eben da ich dieses thun wollte, fragte mich Herr von Dalberg, ob ich es nicht mit einer gewissen Aengstlichkeit thue, ob mir es nicht drückend scheine, mich für mein ganzes Leben zu bestimmen? In diesem Falle möge ich nur auf sechs Jahre unterschreiben. Ich erwiederte ihm mit dem herzlichsten Gefühl, daß ich durch die vielen Jahre, in einer Zeit, wo der Wunsch die Welt zu sehen sich ungestümer regt, meine Anhänglichkeit an ihn, an das Land, meine Entschiedenheit für ein Verhältniß, in dem man Ruhe genießen könnte, und die Mäßigkeit meiner Wünsche bewährt zu haben glaube. Hierauf unterschrieb ich, und Herr von Dalberg erleichterte mir, unserer Uebereinkunft zu Folge, durch einen zinsenfreien Vorschuß aus seinem Vermögen gegen monatliche Zurückzahlung, die Acquisition eines Besitzes am Rhein, den ich mir lange gewünscht hatte, und nun suchen wollte.

In diesem Jahre erhielt ich von Saarbrück den Auftrag, zur Feier der nähern Vereinigung des Landes mit dem vorletzten Fürsten Ludwig ein Schauspiel in einem Akt zu schreiben. »Luassan,« zu diesem Zwecke verfertigt, wurde dort gegeben, und mir, um jährlich einigemal dort zu spielen und die dortige Gesellschaftsbühne zu leiten, eine Pension von dem Fürsten ausgesetzt. Der Kammerrath Stengel zu Saarbrück

war mir eine werthe, geliebte Erscheinung: fest in Grundsätzen, sanft in Gefühlen, unerschütterlich in Glück und Unglück, von den ausgebreitetsten Kenntnissen, dem feinsten Geschmack und hinreißendem Feuer — Was habe ich ihm nicht zu danken?

Durch die angenehmen Verhältnisse zu Karlsruhe, Saarbrück, und die herzlichen Verbindungen mit Dürkheim gänzlich beruhigt über alle Zukunft, lebte ich in der innigsten Zufriedenheit.

Da nun auch der Wohnsitz des Pfalzgräflichen Hauses von Straßburg nach Manheim verlegt wurde, so gewann die Stadt dadurch mehr Lebhaftigkeit. Die Theilnahme dieses Hauses am Schauspiel, die Aufmerksamkeit, die regen Aeußerungen, welche dieses geliebte Paar bei allen guten und schönen Empfindungen während der Vorstellung zu erkennen gab, verliehen diesen einen eigenen Reiz, und erhöhten die Stimmung aller Schauspieler zu einer herzlichen Berufsfreudigkeit.

Nachdem die ersten Stürme zu Paris vorüber waren, ließen die großen Begebenheiten dort reinen Gewinn für die Menschheit hoffen, nicht so furchtbar erkauft, als es nachher geschehen ist. Jedermann nahm mehr oder minder lebhaften Theil daran, alle freuten sich des aufgehobenen Drucks, und da war Niemand, dem nicht die Erklärung der Nationalversammlung, »daß sie Frankreich's Heil zu begründen, zu schützen, aber Eroberungen zu machen nicht verlange,« — das

hochherzigste Gefühl gegeben hätte. Man sah das bunte Getümmel der Ausgewanderten, ihre charakteristischen Eigenheiten, ihre Thorheiten, freute sich des interessanten Umganges mit einigen gebildeten Männern — man lebte ganz angenehm in dem Quodlibet, das jeden Tag eine andere Gestalt gewann. Die Verwickelungen, den Blutkampf, der daraus entstehen, unsern und jeden Frieden so grausam zerreißen sollte, ahneten wir nicht.

Schon in der Mitte des Jahrs 1791, noch mehr gegen Ostern 1792, hatte sich die Gestalt der Dinge und ihr Eindruck auf die Menschen merklich verändert. Alle Begebenheiten und Menschen, welche vorher Unterhaltung gewährt, und zu ruhigen, witzigen oder ernsten Gesprächen geführt hatten, erhitzten nun, erbitterten und veranlaßten oft traurige Augenblicke. Der Krieg der Meinungen begann mit Hartnäckigkeit. Die Unbefangenheit des täglichen Verkehrs war früher, als man es bemerkt hatte, gestört. Diese Störung wirkte erst schwächer, dann stärker im Schauspiele, und ging auf das Privatleben der Schauspieler über. Es ward allmälich zur Sitte, daß die Anhänger dieses und jenes Sistems durch künstlich bewirkte oder gebotene Kälte, wie durch jauchzenden Beifall im Schauspielhause, ihre Ueberzeugung geltend zu machen sich bestrebten.

Das unweise, oft übermüthige Betragen der Emigranten im gemeinen Leben beleidigte den ruhigen Bürger, und ihr lauter, stürmischer, gebieterisch scheinender Enthusiasmus,

wenn in den Schauspielen Situationen oder Stellen vorkamen, welche mit ihren Empfindungen Aehnlichkeit hatten, war nur wenigen faßlich, vielen beschwerlich, und allen, welche an Ludwig dem Sechzehnten keinen, oder Antheil gegen ihn nahmen, im höchsten Grade zuwider.

Besonders war dies der Fall nach der Einholung des Königs auf der Flucht nach Varennes, und äußerte sich in den verschiedenen Meinungen nach der Aufführung der Oper, »Richard Löwenherz.« Diese Vorstellung wurde durch lautes Schluchzen ein wildes Geschrei, Umarmungen und durch alle Bewegungen bezeichnet, in welche ein so lebhaftes Volk, in dicht gedrängter Menschenmasse, gequält von Schmerz, Wuth, Eitelkeit, Unglück und Hoffnung, nur auszubrechen vermag. Verse wurden auf das Theater geworfen, und nicht eher war der Aufstand zu stillen, bis diese abgelesen waren. Der Sturm der Burg am Schlusse der Oper, wo Richard von Blondel befreit wird, riß diese erschütterten Menschen in die Höhe; sie stiegen auf die Bänke, das Geschrei der Stürmenden war im Parterre, unterbrochen von manchem Angstruf um Ludwig den Sechzehnten, dessen Schicksal nach der Einholung von Varennes damals noch nicht entschieden war.

Die Vorstellung endete. Alle Franzosen und sehr viele Einwohner riefen mit unablässigem Ungestüm, und verlangten die Erscheinung des ganzen Personals, welches die Oper aufgeführt hatte. Dies geschah. Es wäre fe
wesen, wenn alle sich verbeugt und Niemand

Der Vorhang war hinauf — das ganze Theater stand da — eine feierliche Stille erfolgte. Das Publikum erwartete, wie gewöhnlich nach dieser Art seiner Begrüßung geschieht, eine Antwort. Es war eben so kritisch, einer Volksmasse in dieser gewaltigen Bewegung nichts zu antworten, als es schwer war, nicht etwas zu antworten, was jetzt einigen und späterhin der Mehrheit mißfallen konnte. Der Augenblick gebot — zur Ueberlegung war kaum ein Athemzug Zeit.

Erschüttert von allem Tumult, noch mehr von so manchem schmerzlichen Ausruf, welches von der Reizbarkeit eines Künstlers von Empfindung wohl begreiflich ist — sagte ich auf französisch: »Möge der König einen Blondel finden, der sein Leben rettet!« Das ganze Publikum, Deutsche und Franzosen, stimmte in den Wunsch ein, ohne daß ein Mißlaut gehört wurde. Der Vorhang fiel. — Ohne daß gleich darauf über diese Begebenheit vieles von einiger Bedeutung gesprochen worden wäre, datirt sich doch von dieser Vorstellung so mancher Mißverstand, und einige höchst schmerzliche Augenblicke, die so sehr in mein Leben und meine Laufbahn als Künstler verwickelt sind, daß ich nicht umhin kann, ihrer hier zu erwähnen.

Alle Theile, oder doch gewiß die Mehrheit, welche in Ludwig dem Sechzehnten keinen Beruf zur Königswürde finden, waren damals darüber einig, und scheinen es jetzt wieder zu sein, daß er als Privatmann von mancher Seite Ach-

tung, und überhaupt Mitleiden verdiene. Dies empfand ich bei jener Vorstellung; nicht mehr drückte ich aus, als ich sagen mußte.

Daß Frankreich ein Jahr darauf sich zur Republik erklären würde, sahen vielleicht damals die bedeutendsten Staatsmänner nicht voraus: es ist also wohl zu denken, daß die meisten von denen, welche über diesen Vorfall mich bitter getadelt und verschrien haben, unter ähnlichen Umständen nicht viel anders gehandelt haben würden.

Wie ernstlich ich mich auch stets um den Antheil der Mehrheit durch Anstrengung beworben habe, so habe ich dennoch nie den Antheil irgend einer Partei gesucht. Ich bin in dem Bestreben, auch den Anschein davon zu vermeiden, zu meinem offenbaren Nachtheil, viel zu weit gegangen.

Die Emigranten, mit denen ich — einen einzigen schätzbaren Mann, den ich lange vor der Revolution gekannt habe, ausgenommen — nie Verkehr hatte, bewiesen mir ihren Antheil nach diesem Vorfalle während der Vorstellungen, in welchen ich zu thun hatte, nicht viel, aber doch etwas lebhafter wie zuvor. Ein bedeutender Schauspieler glaubte aber, und eine Partei machte ihn glauben, daß ich auf diesem Nebenwege Beifall und eine Gattung Ruf erhalte, welcher den seinigen übertreffen könne. Diese Sorge warf eine Art Eifersucht in seine Seele, welche er vorher nie gekannt hatte. Um nun auch seinerseits auf einem nicht minder bedeutenden Nebenwege mich wieder einzuholen, [illegible] der für die

Sorge um alle öffentliche Angelegenheiten von jeher viel zu leichtsinnig gewesen war — den Anschein — denn mehr war es nicht — unter der Aegide der entgegengesetzten Partei zu stehen, und diese für sich wirken zu lassen. — Hieraus entstanden Gespräche, wurden Meinungen angenommen und von mir festgesetzt, welche, so wie ihre Wirkungen, ich erst einige Zeit nachher in ihrer ganzen Bedeutung erfahren habe.

Mancher Neckerei, mancher Bitterkeit setzte ich Geduld, Freundlichkeit und Zuversicht auf meine Denkungsart entgegen. Ich ergriff einige Gelegenheiten, die geradesten Erklärungen, auf Thatsachen gegründet, zu geben. Einst sank der Freund, der fast gewaltthätig verleitet wurde mich zu verkennen, mit inniger Rührung an meine Brust. — »Es ist nicht, was man glaubt — ich weiß, es ist nicht!« rief er mir zu. Einige Wochen vergingen in Frieden, dann trieb falsche Ambition und die rege Zwietracht ihn wieder in die Glieder gegen mich. Bis daher war auf dem Wege unserer Freundschaft durch meine Schuld kein Gras gewachsen: nun aber, wo ich ohne Mißdeutung mit Niemand reden, Niemand mehr grüßen konnte, forderte es meine Ruhe, daß ich mich zurückzog.

Ich brachte auf einem Garten, am Einflusse des Neckars in den Rhein, meine Tage in beschränktem Umgange mit Arbeit zu. »Elise von Valberg« wurde dieses Jahr auf die Bühne gebracht; auch »die Hagestolzen.«

Um diese Zeit wurde mir, ohne Veranlassung, Einlei-

tung, Zuthun oder Verbindung, welche ich in Wien weder hatte, noch jetzt habe, über Triest her, auf Geheiß des Kaisers Leopold, der Auftrag, gegen gewaltsame Staatsumwälzungen ein Schauspiel zu schreiben, und dazu das Thema gegeben, wie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Könige von Dänemark die verlorne Souveränität wieder erlangt haben. — Dagegen setzte sich mein Gefühl. Ich konnte nichts anders erwarten, als daß die Bearbeitung dieses Gegenstandes durchaus mißverstanden werden, entgegen gesetzte und sehr üble Wirkung thun müßte, und schlug daher vor, in einem andern, selbst gewählten Gegenstande, so gut ich es vermögen würde, ein Bild alles Mißverstandes zwischen beiden Theilen, so wie das Gemälde eines Fürsten zu entwerfen, wie Fürsten sein sollen, und wie manche sind. Indem ich das Ungemach des Parteigeistes in Bürgerhaushaltungen zu schildern mir vornahm, konnte ich zugleich mich des drückenden Gefühls entladen, das ich selbst eben jetzt angefangen hatte hierüber zu empfinden, und dessen Zunahme ich mit Recht befürchtete. Dieser letzte Grund bestimmte mich am meisten, den erhaltenen Auftrag zu übernehmen. Mein Vorschlag wurde angenommen. Dies ist die Entstehung des Schauspiels, die »Kokarden,« worüber ich nachher so hart mißverstanden worden bin.

Eine Rheinfahrt, bei welcher wir an der schwedischen Säule, von Gustav Adolph's Andenken begeistert, eine Libation seinen Manen brachten, und bei dem Wunsche, daß in

keinem Falle eine fremde Nation die Deutschen überwältigen möge, die Achtung für den Unternehmungsgeist Gustav's des Dritten — veranlaßte in jenem Augenblick den Entschluß zur Zueignung der »Kokarden« an diesen König.

Sie wurde ausgeführt, wie lebhafte Menschen oft den ersten Gedanken ausführen, den sie in einer besondern Stimmung empfangen haben.

Seit der Erscheinung dieses Schauspiels, welches im September 1792 gedruckt wurde, in der Zeit, wo eben der zweite Theil der großen Weltgeschichte begann, haben manche aus Mißverstand, den ich mit diesen Dingen veranlaßt haben kann, mich öffentlich für einen enragirten Aristokraten, noch dazu in der schlimmsten Bedeutung, erklärt. Nur die Wenigen, welche mich kennen, sind darüber so erstaunt wie ich selbst.

Ich wünsche, daß es mir gelingen möge, durch diese nicht ausgeschmückte, treue Erzählung des Herganges, der Umstände, welche dazu beigetragen haben können, jene Meinung berichtigt zu haben. Sowohl meine frühern Schauspiele, als die, welche nachher geschrieben sind, können mich, glaube ich, von dem Verdacht frei sprechen, als sei ich zu zahm, für die gute Sache der Menschheit Wahrheit zu sagen. Ich habe mich bemüht, diese nach meinen Kräften zu verbreiten, und nie habe ich dabei irgend einer Klasse gefröhnt, sie gelte für die erste, oder für die dritte. Aber eine Staatsverfassung zu untergraben, dahin habe ich nie arbeiten wollen.

War nun unter diesen Umständen von der vorigen glück-

lichen Unbefangenheit meines Lebens manches verloren gegangen, so setzte ich noch mehr davon zu, als im Jahre 1792 die Regie des churfürstlichen Theaters mir übertragen wurde.

Herr Renschüb, welcher dieselbe bis daher verwaltet hatte, forderte und erhielt seine Entlassung, um eben diese Stelle in seiner Vaterstadt, Frankfurt am Main, mit ungleich größeren Vortheilen zu übernehmen. Das Theater verlor an ihm einen gebildeten Schauspieler in dem Fache einiger gesetzter Rollen und der Raisonneurs. Madame Renschüb gab viele Mütterrollen mit Empfindung und Anstand. Mehrere Versuche im hochkomischen Fach, wie die Oberhofmeisterin in »Elise von Valberg", haben bewiesen, daß sie es darin weit gebracht haben würde. Ihr früher Abgang von der Bühne ist auf alle Fälle ein Verlust für dieselbe.

Mehrere Umstände, deren Detail zu weitläufig sein würde, machten es mir zur unerläßlichen Pflicht, diese Stelle eben in jener kritischen Periode zu übernehmen. Ich habe ihr treulich vieles von meiner Ruhe, meine Muße zum Arbeiten, einige Vortheile und vielen Frohsinn aufgeopfert.

Der Plan, nach welchem ich diese Stelle zu führen mir vornahm, war vorzüglich, so lange es nicht offenbar in Widerspruch mit meiner Pflicht wäre, das Interesse der Schauspieler zu beobachten, indem ich gewiß war, dadurch am sichersten das Interesse des Ganzen zu bewirken, welches der Intendanz am Herzen lag.

Dieser Plan, welchen ich dem Herrn von Dalberg vor-

legte, und den er genehmigte, ist noch bei den Akten des Theaters zu Manheim befindlich. Ich kann mir sagen, daß ich ihn, so viel an mir lag, befolgt habe, und darf mich deshalb dreist auf das Zeugniß der Schauspieler zu Manheim berufen. Ich habe mich bemüht, die Gesetze der Ueberzeugung der Schauspieler zum eigenen Bedürfniß zu machen. Den Zwang, die Aengstlichkeit, die Morosität, die Abtödtung, welche daraus entstehen, wenn jede gute oder üble Laune notirt und hart verpönt werden muß, habe ich stillschweigend verbannt.

Etliche der auf verschiedenen Theatern eingeführten Gesetze enthalten eine Pedanterei, einen Druck, eine Kleinlichkeit, welche mit Künstlergefühl nicht zu vereinigen ist. Sie scheinen mehr für Handwerksbursche, als für Künstler entworfen. Sind freilich nur wenige Schauspieler Künstler, so gewinnt dennoch eine Direktion, wenn sie alle als Künstler behandelt. Sie hat dann von den Schauspielern zu fordern, was sie ihnen vorher geleistet hat — Humanität. Sicher wird diese auf solchem Wege mehr erreicht, als auf jedem andern.

Man kann und soll dem Künstlerhumor nicht beständig einen Kappzaum vorhalten, der bei dem ersten Aufbäumen dem muthigen Nacken aufgeworfen wird. Es ist verzeihlich, wenn derselbe Humor, der heute liebenswürdige Eigenheiten geboren hat, sich morgen in etwas vergißt; und man muß es nicht für ein Kapitalverbrechen nehmen, wenn dadurch der Plan der innern Hausführung um etwas verschoben wird. Eine

nschädliche Willkür, welche man heut übersieht, erzeugt mor-
en eine Dienstleistung, welche der Tagewerker verweigert.
ubem, wo kein Monopol in der Kunstübung Statt fin-
et, wo jedem Talente Spielraum gewährt wird, da findet
eine Unentbehrlichkeit Statt, und wo keine Unentbehrlichkeit
t, fällt ein kindischer oder bösartiger Troz auf den zurück,
er ihn zeigt. Nach meinem übergebenen Plane war Niemand
nentbehrlich. Ich war so entbehrlich wie alle. Wie wäre es
ußerdem möglich gewesen, daß das Manheimer Theater,
ach so empfindlichen Todesfällen und einigen schwer zu ent-
etzenden Abgängen, sich, wenn auch nicht in dem Glanze
einer Mittelperiode, doch bis heute in einer Verfassung hätte
rhalten können, welche immer jene noch weit übertrifft, wohin
inige andere Theater bei nicht so häufigen Verlusten versetzt
vorden sind.

Ich habe gewünscht, Unterricht ohne Schulmeisterton,
lnsehen durch Offenheit und Zutrauen, Festigkeit ohne Starr-
inn, Thätigkeit durch Selbstthun zu bewirken. Es kommt
nir nicht zu, zu bestimmen, in wie fern dieses mir geglückt
ei. Aber das ist aktenmäßig, daß von 1792 bis 1796 nur
Eine Klagsache vorgefallen ist, und zwar in einer Kleider-
ngelegenheit, von der unheilbaren Eitelkeit und den einge-
chränkten Begriffen einer Actrice veranlaßt. Die Art und
Weise der Klagschrift, welche sie gegen mich verfassen ließ,
önnte es widerlegen, daß man auf dem Wege der Selbst-
intenansetzung Liebe zu gewinnen vermag. Da es indessen

legte, und den er genehmigte, ist noch bei den Akten des Theaters zu Manheim befindlich. Ich kann mir sagen, daß ich ihn, so viel an mir lag, befolgt habe, und darf mich deshalb dreist auf das Zeugniß der Schauspieler zu Manheim berufen. Ich habe mich bemüht, die Gesetze der Ueberzeugung der Schauspieler zum eigenen Bedürfniß zu machen. Den Zwang, die Aengstlichkeit, die Morosität, die Abtödtung, welche daraus entstehen, wenn jede gute oder üble Laune notirt und hart verpönt werden muß, habe ich stillschweigend verbannt.

Etliche der auf verschiedenen Theatern eingeführten Gesetze enthalten eine Pedanterei, einen Druck, eine Kleinlichkeit, welche mit Künstlergefühl nicht zu vereinigen ist. Sie scheinen mehr für Handwerksbursche, als für Künstler entworfen. Sind freilich nur wenige Schauspieler Künstler, so gewinnt dennoch eine Direktion, wenn sie alle als Künstler behandelt. Sie hat dann von den Schauspielern zu fordern, was sie ihnen vorher geleistet hat — Humanität. Sicher wird diese auf solchem Wege mehr erreicht, als auf jedem andern.

Man kann und soll dem Künstlerhumor nicht beständig einen Kappzaum vorhalten, der bei dem ersten Aufbäumen dem muthigen Nacken aufgeworfen wird. Es ist verzeihlich, wenn derselbe Humor, der heute liebenswürdige Eigenheiten geboren hat, sich morgen in etwas vergißt; und man muß es nicht für ein Kapitalverbrechen nehmen, wenn dadurch der Plan der innern Hausführung um etwas verschoben wird. Eine

unschädliche Willkür, welche man heut übersieht, erzeugt morgen eine Dienstleistung, welche der Tagewerker verweigert. Zudem, wo kein Monopol in der Kunstübung Statt findet, wo jedem Talente Spielraum gewährt wird, da findet keine Unentbehrlichkeit Statt, und wo keine Unentbehrlichkeit ist, fällt ein kindischer oder bösartiger Trotz auf den zurück, der ihn zeigt. Nach meinem übergebenen Plane war Niemand unentbehrlich. Ich war so entbehrlich wie alle. Wie wäre es außerdem möglich gewesen, daß das Manheimer Theater, nach so empfindlichen Todesfällen und einigen schwer zu entsetzenden Abgängen, sich, wenn auch nicht in dem Glanze seiner Mittelperiode, doch bis heute in einer Verfassung hätte erhalten können, welche immer jene noch weit übertrifft, wohin einige andere Theater bei nicht so häufigen Verlusten versetzt worden sind.

Ich habe gewünscht, Unterricht ohne Schulmeisterton, Ansehen durch Offenheit und Zutrauen, Festigkeit ohne Starrsinn, Thätigkeit durch Selbstthun zu bewirken. Es kommt mir nicht zu, zu bestimmen, in wie fern dieses mir geglückt sei. Aber das ist aktenmäßig, daß von 1792 bis 1796 nur Eine Klagsache vorgefallen ist, und zwar in einer Kleiderangelegenheit, von der unheilbaren Eitelkeit und den eingeschränkten Begriffen einer Actrice veranlaßt. Die Art und Weise der Klagschrift, welche sie gegen mich verfassen ließ, könnte es widerlegen, daß man auf dem Wege der Selbsthintenansetzung Liebe zu gewinnen vermag. Da es

Mein Aufgeben anderweitiger Verbindungen war nun nach dieser Erklärung traurig vergolten, alle Bande der Freundschaft zerrissen, wir in alle Enden zerstreut, ich aus meinem Gartenparadiese verwiesen. Ich konnte mich von dem Schlage gar nicht erholen. Kein Schlaf berührte meine Augen. Ich stand auf — warf mich nieder — raffte mich wieder auf — hielt unterbrochene Selbstgespräche — las die mitgeschickte, mir officiell bekannt gemachte Ministerialordre einmal und noch einmal — ohne daß ich von dem: »das Theater ist sistirt«, in der Ordre des Ministers, zu dem: »ich solle Jedermann die Entlassung ankündigen,« meines Chefs, einen Zusammenhang finden konnte.

Eine Dunkelheit und Verwicklung des dortigen Geschäftsstiles war mir freilich eben so bekannt, als manche sich berechtigt glauben, darin eine absichtliche, dem Staate zu Zeiten nützliche, sistematische Sonderbarkeit zu suchen.

Gewiß konnte mein Chef den Umfang und die ganze Bedeutung des Wortes — sistirt, besser als ich und in allen Folgen, nach seiner Kenntniß der Vorfälle am richtigsten bemessen. Sein Befehl, »daß die Mitglieder sich nach andern Engagements umsehen sollten,« enthielt die helle Deutung unserer Lage, so wie es bei aller seiner Liebe für die Bühne, der er so manche Bemühung gewidmet hatte, ein Beweis seiner Fürsorge war, daß Niemand unter Verfügungen und einem Doppelsinne leiden solle, welche zu verhindern er nicht in seiner Gewalt hielt.

Wie dem sei, so beschloß ich, von dem Befehle, Entlassungen bekannt zu machen, schlechterdings und auf keinen Fall Gebrauch zu machen. Ich stellte Herrn von Dalberg vor:

1. Daß ich mich auf die Giltigkeit meines Dekretes für mich und alle Dekretirten bezöge, wie auf die Vollgiltigkeit der unter churfürstlichem Siegel mit den Mitgliedern geschlossenen Kontrakte.

2. Sistiren hieße nicht aufheben oder kassiren, sondern einstellen. Daß, wenn es die Staatsverwaltung unumgänglich für das Beste halte, unsere Kunstübungen einzustellen, wir uns, vorausgesetzt, daß wir die kontraktmäßige Zahlung fort erhalten würden, dieses allerdings gefallen lassen müßten.

3. Daß ich den Befehl, Jedermann solle Engagements suchen, nicht bekannt machen könne, ohne Alles zu zerstreuen, und manchem die willkommene Gelegenheit zu geben, seine Stelle zu verlassen, wodurch, was so viele Jahre mühsam erhalten worden wäre, in einem Augenblicke vernichtet sein würde.

4. Daß der Churfürst im siebenjährigen Kriege, zu einer Zeit, wo ein weit beträchtlicherer Theil seiner damaligen Lande vom Feinde besetzt gehalten worden, weder Besoldungen noch Pensionen aufgehoben habe. Daß eine Kassirung wie die jetzige, gegen Wort und Unterschrift, bei der bisherigen Verfahrungsart dieses Fürsten nicht zu denken sei.

5. Daß ich endlich mein Dekret desselben Tages durch

der einzige Fall war, wo ich vorsetzlich und mit arger Besonnenheit gekränkt worden bin — so habe ich diesen Vorfall bald vergessen, sicher nie entgelten lassen. Andere Klagen sind ausgeglichen, beigelegt, oder durch Ueberzeugung zurück genommen worden. Einige unerläßliche Punkte ausgenommen, was nämlich die Ordnung bei Proben und während der Vorstellung anlangt, ist es mir geglückt, daß die übrigen Punkte der vorhandenen Gesetze in freundschaftliche Erinnerung, aber nicht in strenge Appellation gekommen sind. Ein schätzbarer esprit de corps für die Ehre des Ganzen hat die Manheimer Bühne, so lange ich sie kenne, nicht verlassen. Er konnte eingeschläfert werden, aber stets und ohne große Mühe war er zu erwecken. Mitglieder, die nicht in engem Vertrauen lebten, haben, auch wenn sie eben über einen Punkt in Uneinigkeit waren, sich doch selten Gerechtigkeit versagt, was ihr wahres Talent anlangte. Unbemerkt haben bei gutem Spiel, oder bei längst anerkannten Scenen die Coulissen sich von den Mitspielenden gefüllt. Die Kunst und der Augenblick siegten über den eben schwebenden Prozeß — man erkannte die Wahrheit, und huldigte ihrem Priester. Möge diese Stimmung der Manheimer Schauspieler sich nie verlieren — so bleibt der Stoff, um jeden Gewinn für die Kunst zu erhalten, zu erhöhen, zu schaffen.

Im Julius 1792 erhielt ich den Ruf von dem neu errichteten Nationaltheater zu Frankfurt am Main, während der Krönung des Kaisers Franz dort aufzutreten, und für die

dovsky, den ich weder vorher noch nachher je gesprochen habe, ging die Zerstörung der freundlichen Besitzung nahe. Seinem Widerspruch gegen den unnützen Ruin, und meiner nachherigen Versicherung, im Nothfalle das Haus, wenn es verlangt würde, selbst anzuzünden, danke ich die Erhaltung. Den herzlichsten Dank meinem unbekannten Freunde für sein Wohlwollen! Walte einst ein guter Genius über dem Dache, darunter er ausruht von den Beschwerden des Lebens!

Indeß war der Eindruck, den diese veränderte Gestalt der Sachen auf Manheim machte, so merklich er war, dennoch minder ängstlich, als die Anstalten der Landesverwaltung ernst und feierlich waren. Musik und Tanz wurde eingestellt, das Karneval verboten, das Schauspiel sistirt und das vierzigstündige Gebet angeordnet.

Da die preußische Armee, ohne Unordnung zurückgezogen, noch jenseits des Rheins stand und den Winter über stehen blieb — die zahlreiche kaiserliche Armee die Bergstraße entlang in Winterquartieren blieb — so mußten die Bewohner von Manheim nach jenen niederschlagenden Anstalten mit Recht befürchten, daß ihre Obern von dem Aergsten, was geschehen könne, mehr als Vermuthungen hätten.

Ich war einen Augenblick in Kraftlosigkeit und starres Nichtdenken versunken, als Herr von Dalberg mir eines Abends auf Befehl des Ministeriums schriftlich ankündigte, das gesammte Theater sei sistirt, und ich möge Jedermann ankündigen, sich nach einem andern Engagement umzusehen.

Mein Aufgeben anderweitiger Verbindungen war nun nach dieser Erklärung traurig vergolten, alle Bande der Freundschaft zerrissen, wir in alle Enden zerstreut, ich aus meinem Gartenparadiese verwiesen. Ich konnte mich von dem Schlage gar nicht erholen. Kein Schlaf berührte meine Augen. Ich stand auf — warf mich nieder — raffte mich wieder auf — hielt unterbrochene Selbstgespräche — las die mitgeschickte, mir officiell bekannt gemachte Ministerialordre einmal und noch einmal — ohne daß ich von dem: »das Theater ist sistirt», in der Ordre des Ministers, zu dem: »ich solle Jedermann die Entlassung ankündigen,» meines Chefs, einen Zusammenhang finden konnte.

Eine Dunkelheit und Verwicklung des dortigen Geschäftsstiles war mir freilich eben so bekannt, als manche sich berechtigt glauben, darin eine absichtliche, dem Staate zu Zeiten nützliche, sistematische Sonderbarkeit zu suchen.

Gewiß konnte mein Chef den Umfang und die ganze Bedeutung des Wortes — sistirt, besser als ich und in allen Folgen, nach seiner Kenntniß der Vorfälle am richtigsten bemessen. Sein Befehl, »daß die Mitglieder sich nach andern Engagements umsehen sollten,» enthielt die helle Deutung unserer Lage, so wie es bei aller seiner Liebe für die Bühne, der er so manche Bemühung gewidmet hatte, ein Beweis seiner Fürsorge war, daß Niemand unter Verfügungen und einem Doppelsinne leiden solle, welche zu verhindern er nicht in seiner Gewalt hielt.

Wie dem sei, so beschloß ich, von dem Befehle, Entlassungen bekannt zu machen, schlechterdings und auf keinen Fall Gebrauch zu machen. Ich stellte Herrn von Dalberg vor:

1. Daß ich mich auf die Giltigkeit meines Dekretes für mich und alle Dekretirten bezöge, wie auf die Vollgiltigkeit der unter churfürstlichem Siegel mit den Mitgliedern geschlossenen Kontrakte.

2. Sistiren hieße nicht aufheben oder kassiren, sondern einstellen. Daß, wenn es die Staatsverwaltung unumgänglich für das Beste halte, unsere Kunstübungen einzustellen, wir uns, vorausgesetzt, daß wir die kontraktmäßige Zahlung fort erhalten würden, dieses allerdings gefallen lassen müßten.

3. Daß ich den Befehl, Jedermann solle Engagements suchen, nicht bekannt machen könne, ohne Alles zu zerstreuen, und manchem die willkommene Gelegenheit zu geben, seine Stelle zu verlassen, wodurch, was so viele Jahre mühsam erhalten worden wäre, in einem Augenblicke vernichtet sein würde.

4. Daß der Churfürst im siebenjährigen Kriege, zu einer Zeit, wo ein weit beträchtlicherer Theil seiner damaligen Lande vom Feinde besetzt gehalten worden, weder Besoldungen noch Pensionen aufgehoben habe. Daß eine Kassirung wie die jetzige, gegen Wort und Unterschrift, bei der bisherigen Verfahrungsart dieses Fürsten nicht zu denken sei.

5. Daß ich endlich mein Dekret desselben Tages durch

einen Rechtsgelehrten dem churfürstlichen Staatsminister Grafen von Oberndorf vorlegen, und um dessen Kraft in dieser sehr bedenklichen Lage mich erkundigen würde.

Zuletzt bat ich Herrn von Dalberg, das Ansehen seiner Stelle und seines Standes zu gebrauchen, um unser Recht, das Nationaltheater, dieses Werk seiner Bemühungen, seiner Geduld, und das Denkmahl seines Geschmacks zu erhalten.

Herr von Dalberg antwortete, daß er für die Erhaltung des Ganzen das Unmögliche wagen wolle. Inzwischen trug derselbe mir die Uebernahme des ganzen Werkes, nebst der Unterstützung von Garderobe und Bibliothek an. Ich verweigerte dieses durchaus, setzte aber hinzu: daß, wenn die Beisammenhaltung des Theaters dadurch zu bewirken sein könnte, daß das Ganze auf churfürstliche Rechnung bis zu ruhigern Zeiten in Regensburg, Prag, oder einem andern Orte, den man für passend hielte, geführt würde, ich recht gern und ohne Schwierigkeit so lange unter der Direktion eines andern stehen wolle, wozu ich Herrn Koch vorschlug.

Der Herr Minister antwortete dem Rechtsgelehrten, welcher mein Dekret ihm vorlegte: „Daß es freilich eine eigene Sache sei, und er es den Herren — der Regierung — wohl bemerklich gemacht habe. Er glaube, daß die Dekrete würden gehalten werden müssen.

Ich übergehe hier alle Wege, vorgelegte Plane und Bemühungen, welche ich unverdrossen gegen jede Schwierigkeit zur Erhaltung des Manheimer Theaters gemacht habe. Eine

detaillirte Rechenschaft darüber, nebst den Originalbelegen, ist bei den Akten. Erwiesen ist es, daß ich schon damals mich für entlassen ansehen konnte, aber daß ich zu Manheim bleiben wollte.

Da die Besorgniß, daß die Stadt beschossen werden könnte, allgemein geworden war, so bat ich, daß zum Einpacken von Garderobe, Bibliothek und Musikalien die nöthigen Kasten gemacht werden dürften. Es geschah; das ganze Theater wurde demontirt; es wurden Accorde geschlossen, und Alles stand zur Abfahrt nach Nekar-Els bereit.

Ich habe durch einen Zufall die Abstimmung der Regierung über den Gegenstand des zu entlassenden Theaters gelesen, und den Vortrag an den Minister, welcher seinen Befehl an unsern Chef und dessen Ordre an mich veranlaßt hat. »Um den Bürger,« so hieß es in dem Antrage der churfürstlichen Regierung, »mehr zur ernsten Vertheidigung zu ermuntern, seien alle Voluptuaria, so auch das Schauspiel, jetzt zu beseitigen; obschon man diesen Leuten zu andern Zeiten ihr Fortkommen wohl gönnen möge.« Zugleich mit der Hinausweisung des Schauspiels war, wegen Theuerung der Milch, das Semmelbacken einzuschränken, in dem Antrage enthalten.

Nach sechs Wochen wurde das Theater, ohne weitere beruhigende Erklärung über jenen Vorgang, mit einer Rede wieder eröffnet. Damals wurde das Lustspiel: »Die Reise nach der Stadt,« auf die Bühne gebracht. Es fand zu Manheim keinen Beifall.

Mitte Julius 1794, nach dem unglücklichen Feldzuge in den österreichischen Niederlanden, war aus dem Gange der Begebenheiten überhaupt, aus der späten Eröffnung des Feldzuges am Rhein, aus dem langen Stillstande, welcher auf die Occupirung des Postens von Kaisers-Lautern durch den Feldmarschall von Möllendorf in der Position von Speier über Edinghofen bis nach Lautern hin Statt fand, mit Gewißheit zu befürchten, daß die Lage von Manheim im Winter wieder dieselbe und vielleicht noch schlimmer werden würde.

In diesem Monate, noch vor Wegnahme des Postens der Annakapelle am überrheinischen Gebirge und darauf erfolgtem Rückzuge der Armeen, übergab ich der churfürstlichen Intendanz Vorschläge, was meiner unmaßgeblichen Meinung nach im üblen, oder auch im schlimmsten Falle geschehen könne, um dennoch das Theater zu erhalten. Ich begreife, daß darauf keine bestimmte Antwort erfolgen konnte, und erfreute mich herzlich der Zusicherungen, daß unser verehrter Chef in keinem Falle seine kräftigste Verwendung uns versagen wolle.

Wenig Tage darauf starb Beil. Unvermuthet, schon auf dem Wege der Genesung, rafften ihn die Folgen der Ruhr dahin. Ich empfing diese Trauerpost im Garten, wo ich eben von seiner Genesung gesprochen hatte. Tief erschüttert, wie ohne Bewußtsein, ging ich nach der Stadt. Ich habe Herrn von Dalberg gesehen, wie er die Nachricht von dem Brande seines Stammhauses empfangen hatte, und sie mit Kraft *trug*: bei dieser Nachricht weinte er herzlich. Auf der Stelle

handelte er, seine Gemahlin und viele gute Menschen für Beil's Witwe, welche er ohne Vermögen zurückgelassen hatte.

Jedermann fand den Schauplatz verwaiset. An seinen Ersatz wurde auf keine Weise gedacht, weil das Gefühl zu lebhaft war, daß er nicht zu ersetzen sei. Da ein Schlagfluß hinzu gekommen war, so blieb er bis in den fünften Tag unbeerdigt und bewacht. Man hoffte, lauschte auf seinem Athem; er kehrte nicht wieder. Wie manche — manche Erinnerung zerriß mein Herz, als seine Hülle hinab gesenkt wurde! Zwei Freunde aus dem Bunde schöner Zeiten kehrten von der Gruft des dritten zurück. Sprachlos, in Thränen aufgelöst, von bangen Ahnungen beklommen, traten wir beide, Beck und ich, von der stillen, schauervollen Stätte in das bunte, lärmende Getöse der Stadt zurück.

Ich hatte schon einige Rollen von Böck übernehmen müssen, und mußte nun noch mehrere von Beil übernehmen. Statt der gewöhnlichen drei wöchentlichen Vorstellungen wurden jetzt seit geraumer Zeit vier gegeben. Meine Arbeit ward sehr gehäuft.

Kurz darauf starb zu Weinheim an der Bergstraße, wohin sie wegen der Kriegsunruhen geflüchtet war, ebenfalls an der Ruhr, die Churfürstin Elisabeth Auguste. Noch zehn Tage zuvor hatte ich sie dort gesprochen, wo sie sehr theilnehmend nach der Lage des Theaters sich erkundigte.

Eben damals war durch ein Hof-Reskript der Generalkasse befohlen worden, mit allen fernern Zahlungen an das Thea-

ter aufzuhören. Ein Befehl, welcher von den großen Kriegskosten freilich zur Nothwendigkeit gemacht wurde; ein Befehl, welcher uns um so weniger befremden konnte, da so manche von den überrheinischen Beamten nur schwache Unterstützung erhalten konnten: allein eben dieses, und das Zagen über die Zukunft, welches so vielen Menschen sich mittheilte, machte unsere Lage um so bedenklicher.

Die öftern dringenden Fragen der Mitglieder an mich, wie es denn mit dem Theater stehe? Die Besorgnisse, welche sie gegen mich über die Zukunft äußerten, über die Gefahr der Stadt, über die in der That fast unerschwingliche Theuerung aller und jeder Bedürfnisse — der Mißmuth über ein Engagement, dessen damals viele gern entledigt gewesen wären — die gehäufte Arbeit, die ich von ihnen fordern mußte — der Umstand, daß ich ihnen nicht jede Wahrheit sagen konnte, und keine Unwahrheit sagen wollte — die oft von Vorsicht wegen der Zeitläufe, noch öfter von dringendem Bedürfniß veranlaßten Zudringlichkeiten auf meine Verwendung, um Aushilfe von einer Kasse zu empfangen, deren nicht zu starker Bestand als unser sicherstes Hilfsmittel im schlimmsten Falle so sehr zu Rathe gehalten werden mußte: — — alle diese Dinge machten mir das Leben lästig, so daß ich oft mit einer wahren Bangigkeit aus meinem Garten, wo ich manches vergessen konnte, der Stadt zugegangen bin.

In jener Zeit waren meine Darstellungen auf der Bühne ein widriges Stückwerk geworden, da ich fast nie mit Unbe-

fangenheit aufzutreten im Stande war. Wie konnte das auch anders sein? Gute Nachrichten und Furcht, böse Nachrichten und Hoffnung — waren immerwährend im Wechsel. Die Neuigkeiten wurden Jedermann aufgedrungen, auch denen, welche es sich zum Gesetz gemacht hatten, gar nichts hören zu wollen. Selbst dieses Stillschweigen über guten oder schlimmen Ausgang der Dinge wurde gemißdeutet. Der einen Partei ward man dadurch verdächtig, der andern ein Gräuel. Man sollte und mußte eine Meinung sagen. Oft bin ich deshalb bis in die Coulisse verfolgt worden.

Auch der Anblick des Publikums im Schauspielhause ward eine Zeitung. Es gab Perioden, wo jede rasche Bewegung in den Logen das Signal einer übeln Nachricht von den Armeen war. Ende Oktobers stand es so, daß die mindeste Bewegung, welche diese rückwärts machten, die traurige Lage von Manheim entscheiden mußte. Dieses geschah. An einem Vormittage wurde Manheim auf der Rheinseite von den Franzosen umgeben. Bald war ihre erste Linie aufgeworfen, eben so die zweite, und an diese schlossen sich Batterien für Wurfgeschütz an. Sachkundige gaben dieses alles für Vertheidigungsanstalten aus; allein ich flüchtete abermals einen Theil meiner Habe, und miethete Ende Novembers ein Zimmer in einem entlegenen Theile der Stadt, wo man vor Bomben allenfalls sicher zu sein glauben konnte.

Ich legte dem Herrn Intendanten einen Plan für die Erhaltung des Schauspielhauses vor, in so fern nämlich die

ter aufzuhören. Ein Befehl, welcher von den gro[illegible]
kosten freilich zur Nothwendigkeit gemacht wurde [illegible]
fehl, welcher uns um so weniger befremden k[illegible]
manche von den überrheinischen Beamten nur [illegible]
terstützung erhalten konnten: allein eben dieses [illegible]
über die Zukunft, welches so vielen Menschen [illegible]
machte unsere Lage um so bedenklicher.

Die öftern dringenden Fragen der Mitg[illegible]
wie es denn mit dem Theater stehe? Die Be[illegible]
sie gegen mich über die Zukunft äußerten, [illegible]
der Stadt, über die in der That fast unerschw[illegible]
rung aller und jeder Bedürfnisse — der [illegible]
Engagement, dessen damals viele gern [illegible]
wären — die gehäufte Arbeit, die ich von ihnen [illegible]
— der Umstand, daß ich ihnen nicht jede [illegible]
konnte, und keine Unwahrheit sagen wollte [illegible]
Vorsicht wegen der Zeitläufe, noch öfter vom [illegible]
dürfniß veranlaßten Zudringlichkeiten auf mei[illegible]
um Aushilfe von einer Kasse zu empfangen [illegible]
starker Bestand als unser sicherstes Hilfsmit[illegible]
Falle so sehr zu Rathe gehalten werden [illegible]
diese Dinge machten mir das Leben lästig, [illegible]
einer wahren Bangigkeit aus meinem Ge[illegible]
ches vergessen konnte, der Stadt zugegan[illegible]

In jener Zeit waren meine Darstellun[illegible]
ein widriges Stückwerk geworden, da ich [illegible]

wegung gesetzt. Halb eilf Uhr fielen die ersten Bombardements. Wir rannten auf den Wall, llon des Schlosses. Kanonenkugeln schlugen an Haubitzen und Bomben fielen in die Gegend des uses, weil die Franzosen besonders auf das nahe e pfalzgräfliche Palais ihr Geschütz gerichtet hat- weit von mir wurde ein Mann erschlagen. Eine in den Hof meines Nachbars, da ich noch in nung war.

in dieser Gefahr wurde noch der übrig gebliebene Bibliothek des Theaters in die Keller geschleppt; ich in die zur Sicherheit gemiethete Wohnung. hin reichten mit Tagesanbruch die Haubitzen. Die n waren in jene Gegend gebracht worden. Dieser ward also unsicherer wie der vorige. Dahin kamen spieler, welche im Verreisen Reverse brachten, sungen verlangten, mit Klagen, Sorgen und bestürmten.

o ich um Mittag die Stadt verlassen wollte, wur- mer im Kloster der barmherzigen Brüder, wo die verwahrt lag, für die Blessirten, und die Aus- er Garderobe verlangt. Ich suchte Platz in der and ihn mühsam, und hatte keine Menschen zum der Garderobe. Eben da ich deshalb hin und her lte eine Kanonenkugel von jenseits des Rheins die rauf nach dem Walle vom Heidelberger Thore.

Die Garderobiere, Madame Meyer, besorgte endlich den Transport der Garderobe mit beispiellosem Muthe, da ich indeß andere Veranstaltungen zu treffen hatte. Um vier Uhr Nachmittags verließ ich die Stadt, ging nach Schwezingen, und um fünf Uhr endete das Schießen. Die Rheinschanze wurde übergeben, und fünf Tage hernach war wieder die erste Vorstellung. Etliche Haubitzen waren in das Komödienhaus gefallen, hatten aber nicht gezündet.

Hier muß ich erwähnen, daß mir im September dieses Jahres aus dem Lager vor Warschau erneute Anträge gemacht wurden, das königliche Nationaltheater zu Berlin zu übernehmen. Im Glauben an mein Dekret wankend gemacht durch den Vorgang bei der Sistirung, meines Wortes an die Churfürstin entbunden durch ihren Tod, machte ich bei Empfang jener Briefe dem Herrn von Dalberg die nachdrücklichsten Vorstellungen über meine Lage. Ich forderte ihn auf, selbst zu entscheiden, was ich für mein Glück, meine Ruhe im Alter, bei allen vorher erzählten Umständen, die ich ihm in's Gedächtniß rief, zu thun schuldig sei. Er antwortete mir sehr gütig, daß er manchen Verlust, den ich seit dem Kriege erlitten, kenne. Mich zu entschädigen, bot er mir den Theil des von ihm aus seinem Vermögen geleisteten Vorschusses, der damals noch nicht zurück bezahlt war, als Geschenk an, und gab eben so für meine Pension, wenn ich sie gegen seine Ueberzeugung verlieren sollte, selbst Sicherheit. Innigst gerührt, durchdrungen von Erkenntlichkeit, ganz hingegeben an

diesen großmüthigen Mann, beschloß ich auszuharren bis zuletzt, wie es von nun an auch immer kommen möge. Ich schrieb sogleich nach Berlin, und alles wurde abgebrochen.

Herr Baron von Dalberg, da ich wenige Wochen hierauf in der herzlichsten Stimmung an ihn über diesen Vorgang und seine Güte für mich in seinen Versprechungen schrieb, sah sich genöthigt, mir zu erklären, daß sein Versprechen gern gegeben sei und ich darauf rechnen könne. Indeß wäre es doch möglich, daß seine eigene Lage noch bedenklich werden könne, besonders wenn seine Güter über dem Rhein verloren gehen sollten. Alsdann habe er die Sorge für sein Haus und manche Beschwerde auf sich, welche sein mir gegebenes Versprechen für ihn sehr lästig machen könnten. Dies war, so gerecht diese Besorgniß des Familienvaters und so schätzbar die Offenheit des edlen Mannes war, dennoch ungemein niederschlagend für mich.

Wollte ich meinem Gefühle folgen, so war es Pflicht, nach dieser Erklärung auf jenes Versprechen gleich freiwillig Verzicht zu leisten. Dann trat allerdings der vorige Zustand der Ungewißheit wieder ein. Oder ich mußte, wenn alles übel gehen sollte, auf ein gütiges, gutmüthiges Versprechen mit einer Zudringlichkeit losstürmen, die nicht und niemals in meinem Charakter gelegen hat. Indeß war meine Liebe zu Herrn von Dalberg für meine Verhältnisse, wie sie auch verringert worden waren, so entschieden, daß ich bald über alle Bedenklichkeiten hinweg, mit Vertrauen auf ein gutes Schick-

sal und auf das Gefühl von meiner Handlungsweise gestützt, ohne sonderliche Bekümmerniß meinen Weg weiter ging. Ich ward der Apostel, der mit Leben und Feuer alles zur Ruhe, zur Geduld, zum Ausharren, zum Dableiben, zur Hoffnung ermunterte. Da aber mehrere, oft dringend und ernstlich, einen entschiedenen Schritt für die Beruhigung sämmtlicher Mitglieder von mir forderten; so entwarf ich für die Gesellschaft eine Vorstellung an den Churfürsten, ersuchte Herrn von Dalberg um Beförderung dieser Anfrage nach München, und erlebte die Freude der churfürstlichen Erklärung: »Daß Se. Durchlaucht auch im Bombardementsfalle die Kontrakte halten würden, dagegen sich desselben von den Mitgliedern versähen.»

Nun war Jedermann beruhigt, das Ganze erhielt ein neues Leben, und wir wurden von dem edelsten Eifer beseelt. Wir schmeichelten uns mit dem nahen Frieden, mit Neutralität, mit allem, was uns in den Besitz unserer vorigen Ruhe wieder hätte bringen können. Da war keiner, der dann nicht gern jeden Verlust verschmerzen wollte.

Ich war nun so entschlossen und so gewiß, Manheim nie zu verlassen, daß ich eben in der Zeit mich um die Hand meiner guten, innigst geliebten Frau bewarb. Ihre Verbindungen, ihre Familie, ihr nahes Vaterland, alles machte ihr diese Gegend theuer, welche sie nie zu verlassen wünschen mußte. Froh und glücklich in der Hoffnung ihres Besitzes, wurde das schöne Land mir noch schöner. Mit freudiger Rüh-

rung wandelte ich oft in meinem Garten am Rhein umher, und dachte mir die Zukunft, die herzlichen Augenblicke, welche ich mit dieser schönen Seele dort leben würde.

Beruhigt durch jene Erklärung, mit Frieden in der Seele, fing ich wieder an zu arbeiten.

Dem Schauspiele „Dienstpflicht" widerfuhr eine gute Aufnahme. Da Beil's Witwe kein Vermögen besitzt, als einen hoffnungsvollen Sohn, so verfiel ich darauf, ihre Anlagen und ihre vortheilhafte Gestalt zu ihrem Vortheil für die Bühne zu benutzen. Ich schrieb ein kleines Nachspiel, »die Geflüchteten," damit sie darin auftreten könnte.

Das Publikum war herzlich gegen die Witwe seines Lieblings, und Herr von Dalberg ehrte das Andenken eines der besten deutschen Künstler, der viele Jahre für mäßige Belohnung gedient hatte, durch eine ehrenvolle Versorgung seiner tugendhaften Witwe. Unbekümmert, ob jetzt schon ihr Talent sich der Bühne verinteressire, hat er Beilen das würdigste Monument gewidmet — er versorgt seine Familie. Er versorgt sie und wird sie versorgen. Möge auch diese That in der mühsamsten Stunde seines Lebens ihm Kraft geben! — Eine vollwichtige That ist es.

Ich gebe übrigens mein Wort darauf, daß Madame Beil Talent für die Bühne hat. Das Uebermaß ihrer Empfindung stört oft ihr Spiel, sie hat natürlich mit den Schwierigkeiten des Anfangs zu kämpfen, und bedarf der Sorgfalt in der Entwickelung ihrer Fortschritte. — Wer wird diese ihr

versagen? Niemand! das glaube ich getrost verbürgen zu können.

In diesem Jahr erhielt ich von dem Freiherrn von Braun aus Wien den Antrag, für die dortige Bühne ein Theaterjournal zu schreiben, und dafür einen sehr angesehenen Gehalt nebst einer Pension in der Art zu beziehen, daß meine Manheimer Dienstjahre mir, als wären sie im dortigen Dienst zugebracht, angerechnet werden sollten. Ich erwiderte meine Erkenntlichkeit, zugleich aber auch, daß ich wegen der Anhänglichkeit an Herrn von Dalberg die Ehre dieses Antrages nicht annehmen könnte. Dasselbe wiederholte ich dem Herrn von Braun bei seiner Anwesenheit zu Manheim.

Der Sommer 1795 verging ohne besondere Unruhe. Die Truppen bezogen verschiedene Lager, ohne besondere Unternehmungen zu verrathen. Wir glaubten uns wegen dieser Ruhe schon dem Frieden nahe, als plötzlich die französische Armee bei Düsseldorf über den Rhein ging, und Manheim, wegen des Kapitulationspunktes, daß diese Stadt vom Bombardement nichts zu besorgen habe, so lange der Krieg auf dem linken Rheinufer sei — nun abermals und plötzlich bedroht wurde. Alles packte ein, flüchtete, die Anstalten der Gegenwehr waren die furchtbarsten.

Mein vorgelegter Plan, dem Theater außer dem laufenden Monate noch zwei Monate Gehalt auszuzahlen, Jedermann zu seiner Sicherheit Abreise gegen den Revers der Wiederkehr am Ende der gefährlichen Periode zu gestatten, wurde

genehmigt und ausgeführt. Da dieses von Seite der Intendanz gegen die Schauspieler mit Vertrauen und mit Präzision geschah, so war in allem Tumult eine gewisse Ordnung. Jedermann trennte sich von dem andern mit der Ueberzeugung: Wir kommen wieder zusammen, und es ist gut und recht, daß, obwohl es manche von uns viel besser und ruhiger haben könnten, wir doch nicht weichlich sind, sondern an der allgemeinen Last unsern Theil mit Erkenntlichkeit für den Staat tragen, der im Augenblicke des Kummers die nicht vergißt, welche in bessern Zeiten seiner Freude redlich dienten. Abermals wurde das ganze Theater demontirt, alles eingepackt und in bombenfeste Keller gebracht. Viele reisten nur auf nahe gelegene Dörfer. Ich ging nach Heidelberg. Drei Tage war ich dort, als ich Nachts geweckt wurde, und man mir entgegen rief: »Manheim ist den Franzosen übergeben, die kaiserlichen Truppen ziehen aus, wie die pfälzische Garnison. Es wird abwärts von Manheim kanonirt; dort werden die Franzosen über den Rhein gehen; in wenig Stunden sind sie hier.« Ich ging acht Stunden weiter auf Neckar-Els. Hier erfuhr ich den Vertrag der Uebergabe von Manheim, welchen der Graf Oberndorf mit den Franzosen geschlossen hatte, um, da die Clairfait'sche Armee im Rückzuge, die Wurmser'sche entfernt war, Manheim nicht vergeblich in einen Aschenhaufen verwandeln zu lassen. Aus einer kasemattirten Batterie, welche in der Rheinschanze errichtet war, hätten die Franzosen dieses in einem Tage bewirken können, wenn

sie gleich alsdann sich vor dem Geschütz der Festung nicht länger würden halten haben können. Allein plötzlich rückten alle kleinen Corps der kaiserlichen Armeen gegen Manheim vor. Diese selbst folgten; bei Heidelberg wurden die Franzosen geschlagen; Manheim wurde diesseit des Rheins von den Kaiserlichen eingeschlossen; Niemand von uns konnte zurück in die Stadt.

In der Zeit erhielt ich einen schmeichelhaften Antrag von Weimar, dort Gastrollen zu geben. Meinem gegebenen Reverse buchstäblich treu, lehnte ich ihn damals ab.

Wie auch das Schicksal von Manheim ausfallen möchte, so wollte ich bei Eröffnung der Stadt **sogleich** gegenwärtig sein können, und außer diesem Gefühl für die Pflicht meiner Stelle, wollte ich auch meinen rechtlichen Ansprüchen durch eine Reise außer Land, wozu mich nicht das Vordringen des feindlichen Heeres genöthigt hatte, nichts vergeben.

Clairfait schlug die Franzosen bei Mainz; Manheim, diesseit des Rheins von der Armee des Grafen Wurmser schon früher beschossen, wurde nun von allen Seiten durch die kaiserliche Armee umgeben; das Bombardement begann.

Ach! nie werde ich des Augenblicks vergessen, wie im November, ich glaube den 14., wo ich eben im Lager vor Manheim auf der Batterie Nr. 1 war, die Ordre gegeben wurde, Manheim ernstlich zu bombardiren. Mir schlug das Herz — meine Brust ward enge — meine Knie bebten. Meine Freunde *waren* in der Stadt. Die schöne Stadt! sie lag von der

Sonne hell beleuchtet so freundlich da! Auf einmal erbebte der Boden vom Donner, der unaufhörlich hinein geschleudert wurde, und aus allen flammenden Rachen der Festung wälzten dicke Rauchwolken sich herab von den Wällen über die Ebene. Meine Thränen fielen unaufhaltsam auf die Brustwehr der Schanze. Das konnte ich nicht aushalten. Ich eilte nach Heidelberg, und bin nicht eher wieder in das Lager gekommen, als bis die Kapitulation unterzeichnet worden war.

Aber in Heidelberg — welche Tage habe ich dort gelebt, wenn an der Wirthstafel einer diese abgebrannte Straße, ein anderer jene nannte, und daß man in den Trancheen das Gewimmer aus Manheim vernehmen könne! welche Abende, wenn in finsterer Mitternacht die Berge zu Heidelberg im flammenden Glanze standen, der von dem Ruine aus Manheim hieher leuchtete! Mit jammerndem Herzen bin ich bei Tage und Nacht, Berg auf und ab gestiegen; in Sturm und Regen habe ich das Jammerbild gesehen, und — hüte mich mein Schicksal, daß ich nie wieder von der Marter, von der Seelenbangigkeit gequält werde, die damals mich ergriffen hat!

In der ersten Zeit der Belagerung habe ich wohl manchmal am Klingenthore zu Heidelberg nach dem langen Dache des Komödienhauses von Manheim hingesehen, und mich gefreut, daß es noch stand. Aber zuletzt war es mir gleichgiltig, gleichgiltig meine und unser aller Existenz. Das allgemeine Elend der Stadt — meine Freunde — dieses allein nahm meine Seele ein.

Eines Tages hörte man von sechs Uhr Abends an nicht mehr vor Manheim schießen; die oft getäuschte Hoffnung von dem geendeten Jammer belebte alle Menschen. Bis zehn Uhr kommt keine Nachricht. Voll Sehnsucht gehe ich mit einigen in finsterer Nacht an die Heidelberger Brücke. Wir harren auf Botschaft des Trostes. Mancher reitet in die Stadt — aber es war nicht das muthige Roß, das den Boten des Friedens trägt. Es war der gleichgültige Schritt des gewöhnlichen Geschäftslebens. Eben wollten wir traurig heimkehren — da kommt etwas aus der Ferne. Wir horchen — wir hoffen — zittern — wagen es nicht zu fragen — da zieht ein Bauer zu Fuße sein müdes Pferd langsam nach. »Wohin?“ Auf die Post. »Was dort?“ Eine Estafette bestellen. „Warum?“ — Ei Manheim ist über! — Ein allgemeiner Schrei — wir umarmen uns — der Bauer wird beschenkt — wir weinen — besuchen unsere Bekannten — die ganze Stadt geräth in freudige Bewegung — Niemand schläft — mit Tagesanbruch Alles fort in's Lager.

Dort ist alles in regelloser, freudiger Bewegung. — Auf einmal wirbeln die Trommeln; die siegreiche Armee steht da — der Zug beginnt; die deutschen Fahnen wehen auf die Festung zu; im Jubel der Kriegsmusik zieht das Heer langsam und stolz nach der Stadt.

Ich — über Graben, Trancheen und Sumpf an seiner Seite schnell vorbei, voraus, dicht an die Thore. Noch sind sie geschlossen; die Deutschen halten. Man wechselt Vollmach-

ten. Kein Civilist soll diesen Tag hinein, so hat Graf Wurmser befohlen. Nur der Ingenieur zur Uebernahme der Artillerie soll mit drei andern eingelassen werden. Die eiserne Pforte öffnet sich etwas — nur sein Pferd konnte sich hinein drängen. Ich war dicht an seinem Hufschlag — mit Thränen sah ich den Offizier an — ach meine ganze Seele hat gewiß auf meinem Gesichte gelegen. Er blickte menschenfreundlich nach mir her — noch ein durchdringender Blick bat ihn — reden durfte ich nicht. — Indem war er hinein, eben sollte sich das Gitter schließen — er wandte sich, sah noch einmal heraus nach mir — mit einem raschen herzlichen Tone rief er dem Franzosen zu — Das ist mein Kammerdiener, er muß herein. — Das Gitter öffnet sich, die Menge der Manheimer mit klopfendem Herzen mir nach — mit Lebensgefahr riß ich mich durch die Thür — sie schlug hinter mir zu.

Nun fort über die zertrümmerten Brücken, hinein in die todtenstille Stadt, deren Bewohner noch alle in den Kellern waren — fort über Schutt — durch Rauch, zusammen gestürzte Steinmassen an zerschlagenen Menschen und zerstreuten Gliedern vorbei — athemlos, mit enger Brust, zu meinem Freunde Beck. — Er lebt — er umarmt mich — sein Weib — seine Kinder erheben ein Freudengeschrei — ihre langen Todeszüge beleben sich durch die Wonne der Freundschaft — wir sprechen nichts — weinen, umarmen uns, weinen laut. Hin in die Stadt — Die Menschen kommen aus ihren Kellern — mit Feuer reichen sie mir die Hand — Herr von Dal-

berg weint — weint herzlich — umarmt mich — der stille Jubel ist ohne Ende.

Ach welch ein Tag! Die armen guten Menschen, was hatten sie gelitten! Die Familie Beck und Müller waren in einem Keller unter dem Schlosse, dicht am Opernhause. Dieses stand schon in Flammen, ehe sie es wußten. Sie retten sich, fliehen über den Schloßhof durch den Kugelregen in einen andern Keller, vermissen ein Kind — finden es wieder — verlieren viel von ihrem Eigenthum — und — Doch, ich will diese Jammerscenen nicht schildern.

Herr von Dalberg hatte in dem Keller unter dem Schauspielhause gelebt. Mit Fassung, Gegenwart und Muth war er dort für Ordnung, Gesundheit und Hoffnung bemüht gewesen. Ich fand, daß er merklich abgenommen hatte. Nach einiger Erholung sprach er: »Von unserm Schauspiel läßt sich nun nichts sagen und wohl wenig hoffen.«

Ich war so herzlich erfreut, ihn erhalten zu sehen, daß ich vorher kaum flüchtig daran gedacht hatte. »Wer weiß!« sagte ich recht muthig zu ihm. — »Unsere meisten Dekorationen sind im Opernhause mit verbrannt.« Ich besann mich, daß viele von der ehemaligen großen Oper nach Schwetzingen in Sicherheit gebracht waren, die wir würden brauchen können. Ich sagte das, und daß ich viel Hoffnung habe. »Ach, Sie hoffen immer,« sprach er recht freundlich zu mir. Da er mir das auch mehrere Male geschrieben hat, so ist's ein Zeugniß, worauf ich mich gern berufe.

Des andern Tages machte ich ihm die Bemerkung, daß das Hauptquartier der Armee nach Manheim kommen, und daß diese wahrscheinlich sehr bald Schauspiel begehren würde. Er erwiederte, ihm dünke, dieses hieße dem Verlust der Einwohner nicht mit Achtung begegnen, wenn man früh daran denken wollte, Schauspiel zu geben. Das Schauspielhaus hatte wenig gelitten. Die meisten kaiserlichen Bombardiere sind leidenschaftliche Schauspielliebhaber, und ich glaube es, was einige unter ihnen mir gesagt haben, sie haben, davon bewogen, in der Belagerung dieses Haus absichtlich geschont.

Aber dem redlichen Greise, dem edlen, tapfern Wurmser, sollte Manheim ein Monument der Dankbarkeit errichten. Wie erzürnt war er, als das erste Feuer in Manheim aufging! Wie lange hat er geschont!

Als einst ein General von der andern Seite des Rheins ihm sagen ließ, er möchte das Schloß mit Gewalt beschießen; unter den Schloßkellern seien die Bürger, ihre Verzweiflung müsse die Uebergabe beschleunigen: so gab Wurmser die schöne Antwort, »mit den Franzosen habe er Krieg, nicht mit den Bürgern von Manheim.« Wie manches Uebel, das Manheim nach der Belagerung treffen sollte, hat er abgewendet, und, was er nicht abwenden konnte, gemildert! Ehre sei dem Andenken des muthvollen Vertheidigers von Mantua! Frieden sei mit der Seele des menschlichen Eroberers von Manheim!

Wenig Tage nach der Einnahme von Manheim werde ich

zu dem Herrn von Dalberg gerufen. Er erklärte mir, daß ein Kourier des Churfürsten ihn nach München entboten habe, und übertrug mir das Theater. Mit Beklommenheit that ich einen schnellen Blick auf alle Verhältnisse des Landes und den Staat seit der Eroberung. Ich bat um Vollmacht und Instruktion. »Ich kann Ihnen keine geben. Handeln Sie nach Ueberzeugung und Gewissen. Adieu!« Die Nacht noch reiste er weg.

Die Lage, worin ich zurück blieb, war mir durchaus neu und sehr beunruhigend. Unzufrieden mit der Uebergabe von Manheim an die Franzosen, wurden von den kaiserlichen Generalen Requisitionen zur Last und zum Schaden des Landes betrieben. Niemand wußte woran er war; der kaiserliche Hof schien das Betragen seiner kommandirenden Generale ignoriren zu wollen; diese selbst ließen bei allen Gegenvorstellungen sich nie darüber heraus, ob es Befehle des Kaisers, oder eine augenblickliche militärische Maßregel wäre. In dieser Unentschiedenheit dauerte die traurige Lage lange fort.

Von Manheim wurde eine harte Kontribution gefordert, alle churfürstlichen Kassen wurden in Beschlag genommen, Schreck und Angst hatte sich aller Einwohner bemächtigt. Unter dieser Stimmung der Einwohner sollte das Schauspiel anfangen.

Die Armee begehrte es, und ohnerachtet fünfundzwanzig Dekorationen verbrannt waren, die meisten Schauspieler und Schauspielerinnen von dem langen Kelleraufenthalte krank

wurden, und die Familie Koch in Hamburg abwesend war, wurde doch das Schauspiel am sechsten Tage nach der Eroberung eröffnet. Die kaiserliche Armee schien ein Gelegenheitsstück zum Empfange des Eroberers von mir zu erwarten; allein ich würde damit dem Kummer der Bürger Hohn zu sprechen geglaubt haben, und unterließ die Erfüllung dieses Wunsches.

Da nun seit anderthalb Jahren der churfürstliche Zuschuß zurückgenommen, ein großes Kapital bereits aufgenommen, und in den Umständen, wo jeder seine Existenz bedroht fand, von der Stadt wenig Einnahme zu erwarten war, so bestand meine Hoffnung auf der beträchtlichen Einnahme, welche die Armee und das Hauptquartier der Theaterkasse geben würde.

Ich kann den Schrecken nicht beschreiben, der mich überfiel, als von Seiten des kommandirenden Generals mir erklärt wurde: »Daß, da nun die kaiserliche Garnison in die Verhältnisse der vormaligen pfälzischen Garnison trete, sie auch dasselbe wohlfeile Abonnement fordere, das jene gehabt habe, und darauf bestehe.« Zugleich wurde für den General eine freie Hofloge, und dasselbe für den Generalstab verlangt.

Meine Erklärung, daß das Abonnement der pfälzischen Garnison möglich gewesen und gestattet worden wäre, weil man darauf als auf eine gewisse Summe Jahr aus Jahr ein habe rechnen können; daß das mit dieser Garnison, welche bei Eröffnung der Campagne verändert werden würde, offenbarer Nachtheil, und bei der Menge von außen herein kom-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Ein Theil [illegible] Die Hände, [illegible] Zinsmarkierung veranlaßt, hätten eigentlich vor dem Messer der Hofkammer behandelt werden müssen. Allein da diese jetzt gar nicht, wie sonst wohl,

eifersüchtig auf ihre ausschließlichen Befugnisse war, so wurde das alles mir überlassen. — Die Billigkeit und Artigkeit des Festungskommandanten, Generals von Baader, überhob mich mancher Weitläufigkeit.

Ich erinnere mich nicht, jemals in meinem Leben so angespannt und verbraucht worden zu sein. Bald war ich auf den Proben; bald wurde ich abgerufen, wegen einzelner Begehren des Militärs, wegen Einquartierung in mein Haus, in meinen Garten, wo man einst das allgemeine Grab des Lazareth's mir dicht vor den Fenstern anlegen wollte; dann mußte ich Rollen für andere übernehmen. Eben für ein paar Tage eingerichtet, wurde dieser Plan durch Krankheiten zerrissen. Krankheiten und schleichendes Mißvergnügen aller Mitglieder verbitterte mein Leben. Indem schreibt mir Herr von Dalberg aus München: »Es sei nun für das Theater alles verloren, und sein Bestand nicht zu denken.« Ich und Alle hatten für dieses Theater nun zu viel gethan und gelitten, als daß ich bei diesem trüben Anscheine es gleich hätte aufgeben können. Weit entfernt von dieser Furcht niedergeschlagen zu sein, erhob sie meine Beharrlichkeit zum angestrengtesten Kampfe. Ich beschloß für die Ausdauer der Manheimer Bühne das Unmögliche zu thun. In diesem Muthe schreibe ich Herrn von Dalberg, daß er nicht zu früh die Hoffnung aufgeben möge. Er verspricht dieses, wiederholt mir aber seine Zweifel mit schwer zu widerlegenden Gründen. Desto größer, sagte ich mir, wird seine Zufriedenheit mit mir sein,

wenn er kommt und findet mich, wie ich die schlimme Sache hindurch kämpfe! Ich freute mich auf seine Ueberraschung damit, wie ich mich gegen die Zumuthungen der Eroberer benommen hatte.

Zu gleicher Zeit betreibt der Herr General Alvinzy einen noch wohlfeilern Preis des Eingangs für die Armee, als der schon herab gesetzte war. Ich wiederholte alle Gegengründe, ich übergab dem Herrn Grafen von Wurmser ein Memoire über die Lage, daß man die Kasse des Churfürsten, woraus seine Diener bezahlt werden, in Beschlag nehme, und zugleich den Erwerb beschränke, wovon sie subsistiren könnten. Dieses Memoire war mit mehr Kühnheit geschrieben, als vielleicht irgend ein pfälzischer Staatsbeamter gewagt hat es zu thun. Ich erklärte geradezu, daß entweder das kaiserliche Armeekommando von dieser Kasse auf den rückständigen churfürstlichen Beitrag uns ein Kapital aushändigen müsse, oder daß wir den Preis nicht vermindern würden.

Graf Wurmser verlangte mich zu sprechen, sagte mir selbst: dieser Antrag sei billig, er solle bewirkt werden; inzwischen bäte er mich um die Gefälligkeit, den Preis herab zu setzen. Er könne das nicht vermeiden. Auf jenes Versprechen des Grafen von Wurmser, und da auch die Einnahme überhaupt über alle mögliche Erwartung war, und nicht nur zur Unterhaltung der Bühne, sondern auch noch zu einem Ueberschuß hinreichte, welcher dem Ueberschusse voriger Jahre [illegible] kam, da ich endlich den General, welcher in dem Au-

genblick im Besitz landesherrlicher Rechte über die Pfalz war, und fast in allen Ressorts sie ohne Widersetzung übte, nicht konnte reizen wollen, zu befehlen, was er, außer seiner persönlichen Güte, vielleicht aus Rücksicht auf meine ehrliche, unermüdete Verwendung, gebeten hatte: so wurde ich von allen diesen Rücksichten bewogen, die abermalige Herabsetzung der Preise nachzugeben.

Ich that also sehr spät, und nur dann, als ich vorher alle Ablehnungen und Ausbiegungen erschöpft hatte, was mancher andere weit früher dem allgemeinen Wohlwollen der kaiserlichen Offiziere, wovon ich die ehrenvollsten Beweise empfangen hatte, aus Höflichkeit, Erkenntlichkeit oder egoistischer Künstlerrücksicht, geleistet haben würde.

Ich habe nie Anstand genommen, die Rechte der Intendanz mit Nachdruck zu vertheidigen, wie ich auch darüber mißverstanden zu werden wagen mußte. So wurde zu Manheim manchmal die Vorstellung der »Zauberflöte« mit erhöhten Preisen gegeben. Das geschah auch in dieser Periode.

Ein Mitglied der Adjutantur machte mir darüber Vorwürfe, welche unter Autorität des Grafen Wurmser gemacht zu sein schienen. Sogleich übergab ich dem Herrn General eine Vorstellung, und erklärte, daß ich, was die Führung der innern Theatergeschäfte anlangte, nur die Befehle meines Chefs und die Verordnungen des Churfürsten anerkennen könne. Zugleich erinnerte ich dringend an die versprochene

Zahlung eines Theils vom Rückstande des Theaters aus der in Beschlag genommenen Generalkasse.

Herr General Baader sagte mir im Namen des General Wurmser, daß er jene mir gemachte Aeußerung mißbillige, und alle Einmischung in den Gang der Theatergeschäfte verboten habe. Was die Kapitalzahlung anlange, müsse ich mich an die Reichskanzlei wenden. Ich übergab dem zu Folge an jene Behörde nachdrückliche Vorstellungen, und unterstützte dieses Gesuch durch persönliches Sollicitiren.

Dies, und die Polizei im Schauspielhause, welche von dem kaiserlichen Festungskommando auf die musterhafteste Weise gehandhabt wurde, war der Gegenstand einer beständigen Korrespondenz und fortgesetzter mündlicher Vorstellungen.

Ich mußte dabei um so behutsamer gehen, da ich bei allem, was ich zu erlangen wünschte, auch so mich zu benehmen hatte, daß ich nicht am Ende für vergebene Rechte oder willkürlich scheinende Einräumungen der pfälzischen Landesadministration verantwortlich werden konnte.

Unter allen diesen Bemühungen und Sorgen wurde mir eines Abends die Rückkehr des Herrn von Dalberg aus München angesagt. Freudigst eilte ich zu ihm. Ich durfte nach meiner redlichen, angestrengtesten Verwendung seines Beifalls gewiß sein. Ich freute mich auf diese Belohnung, und hatte die Eitelkeit zu glauben, daß mein Betragen in einer so kritischen Periode, welche Jedermann mit Besorgniß und viele mit Zaghaftigkeit erfüllt hatte, da ihre Entwickelung so

gar nicht vorher zu sehen war, seine gute Meinung von mir erhöhen würde.

Herr von Dalberg empfing mich etwas kalt. Er ließ sich den Hergang der Dinge, worüber ich ihm mit jedem Posttage Bericht erstattet hatte, umständlich erzählen, unterbrach mich durch öfteren Tadel, und endigte mit gänzlicher Unzufriedenheit über alles, was ich, nach seiner Meinung, leichtsinnig und zum größten Schaden der Theaterkasse verwilligt habe.

Nie in meinem Leben ist meine Erwartung so bitter getäuscht worden. Ich konnte ihm nicht antworten. Sein Benehmen schmerzte und kränkte mich tief. Ich weiß nicht wie ich damals sein Zimmer verlassen habe. Resignirt antwortete ich ihm, er habe mir keine Instruktion hinterlassen, als die, nach Ueberzeugung und Gewissen zu handeln; dieses sei geschehen.

Ich befand mich einige Tage sehr übel. Haben Umstände, Menschen, falsche Nachrichten, der Druck seines Vaterlandes, meinem Chef diese Richtung gegeben? Ich weiß nicht, welchen von allen diesen Dingen ich die Kälte und manchmal eine gewisse Härte zuschreiben soll, die er mich von da an fortdauernd empfinden ließ. Oder verdiene ich Vorwürfe darüber, daß ich in einem Augenblicke, wo seine Seele von den wichtigsten Schicksalen des Staates bestürmt war, die Forderung machen wollte, er möge meine Bemühungen freundlicher erkennen? Darüber entscheide ich nicht: aber ein schlimmes Zei-

chen ist es nicht, wenn man lebhaft wünscht, von denen erkannt zu sein, die man verehrt. Auf jeden Fall war das Gefühl über meine Kränkung zu fein und zu schmerzlich, als daß ich es hätte überwinden können.

Der Churfürst hatte ihm an der Spitze einer Konferenz die Landesverwaltung aufgetragen. Seine vielen, ernsten, verwickelten Geschäfte entfernten mich noch mehr von ihm. Wir wurden einander fremd. Dieser Zustand war mir unerträglich. Meine sehr mäßigen Vortheile konnten mich nicht in der Pfalz halten. Die Achtung, welche mein Chef dem Menschenwerthe in mir bewiesen hatte, die schöne Natur, die Freundschaft und die Liebe hielten mich dort.

Die Natur ward mir öde, da ich von dem süßen Traume erweckt worden war, daß ich erkannt sei. Die Freundschaft und die Liebe trösteten mich für das gewaltthätige Verkennen eines Chefs, vor dessen Augen ich so viele Jahre offen, ehrlich, uneigennützig gewandelt war, und dem, wie ich nun sah, meine herzliche Anhänglichkeit an seine Person entweder nie von besonderm Werthe gewesen, der sie nie geglaubt hatte, oder ihrer jetzt nicht mehr achtete. Der Mensch sollte ihm lieb sein, das war mein Stolz, mein einziges Ziel; der Künstler kam so viel weniger dabei in Anschlag, daß ich es kaum in Rechnung bringen mochte, was er diesem einräumte.

Mit zerrütteter Gesundheit, mit abnehmender Seelenkraft, mit einer dumpfen Gleichgiltigkeit habe ich damals von einem Tage zum andern gelebt.

In der Last dieses Zustandes erbat und erhielt ich im Frühjahre 1796 die Erlaubniß zu einer Reise nach Weimar. Wahrlich, es war eine schöne Zeit, die ich dort gelebt habe! Mit der Rührung der innigsten Dankbarkeit denke ich an so viele edle, gute Menschen, welche mich mit Wohlwollen und Wärme überhäuft haben.

Was meine Aufnahme als Künstler anbetrifft, und das was ich in meinen Darstellungen geleistet habe, so fürchte ich, daß die entschiedene Freundschaft Herrn Böttiger's Feder geführt, und er dem Publikum seine Ideale in der Schilderung meiner Kunstübungen gegeben habe, weil sein Wohlwollen ihn glauben machte, ich hätte sie ausgeführt. Nie habe ich lieber, nie sorgfältiger gespielt, als zu Weimar. Das läßt sich denken. Die warme Aufnahme so herrlicher Menschen warf wieder einen Funken in meine Seele; ich empfand wieder neu für die Kunst, wie ehedem. Verglich ich die Ruhe, womit ich hier meine Tage zubrachte, mit dem vergeblichen Kämpfen, wodurch ich nun seit drei Jahren mich abgetödtet hatte — so mußte die Sehnsucht nach Ruhe in mir Leidenschaft werden. Zu Weimar ist zuerst in meinem Leben der Gedanke in mir erwacht, daß es mir möglich sein könne, Manheim zu verlassen.

Gegen Ostern sollte der Krieg wieder anfangen. Ich schrieb aus Weimar an Herrn von Dalberg über diesen ängstlichen Gegenstand, und erhielt hierüber, [illegible]pt, kalte und fast abschreckende Antworten.

Ich fing nach und nach an, in Manheim fremd zu werden. Ein schönes Verhältniß, welches fast sechzehn Jahr gedauert hatte, war auf einmal verändert, so gut als aufgehoben. Ich konnte diese Gleichgiltigkeit nicht ertragen. Nun war es nicht mein Unmuth hierüber, den ich hörte, sondern die Vernunft, welche mir mächtig zurief, still zu stehen, an meine Zukunft und vorzüglich an meine Lebensruhe zu denken. Ich beschloß also bei mir, daß, wenn außer dem, was schon geschehen war, und viel umständlicher geschehen war, als ich es hier erwähne — im Laufe dieses Krieges abermals mein Verhältniß zu Manheim in einer Art wankend gemacht werden würde, welche vor meinem Gewissen, vor der Vernunft, und selbst vor der buchstäblichen Gerechtigkeit, den Riß durch diese Verbindung, der ich so redlich meine uneigennützige Treue in den gefahrvollsten Krisen bewiesen hatte, verantwortlich machen könne, ich, aufgefordert von meinem Glück, das ich nun nicht länger hintansetzen konnte, diese Verbindung entschlossen zerreißen wolle. Ich äußerte dieses in Weimar, und daß ich alsdann dort zu leben wünsche. Man begegnete dieser Idee, und die Vorschläge, welche ich, falls die Umstände sich so vereinigen würden, entworfen habe, können, glaube ich, für meine Uneigennützigkeit, für meine Hochachtung für Herrn von Dalberg, und für die Anhänglichkeit an die Pfalz und meine Freunde reden.

Bei meiner Rückkehr war Herr von Dalberg verbindlich

aber es war eine Höflichkeit, in der ich nicht den Ersatz des ehemaligen herzlichen Verhältnisses finden konnte.

Den 19. Mai gründete meine Frau das Glück meines Herzens auf Lebenszeit. An diesem Tage wurden wir verbunden. Einige Tage darauf überraschte uns das Theater durch ein Fest in meinem Garten, welches mir die freudigste Rührung gab, deren ich bis an mein Ende gedenken werde. Man führte uns am Abend hinaus. Der Garten war erleuchtet, eine sanfte Musik begleitete die Umarmungen der wohlwollenden Menschen, und ihre Thränen sprachen für ihre Glückwünsche — die unsrigen für die innigste Dankbarkeit.

Der Waffenstillstand wurde aufgehoben. Der Abgang eines beträchtlichen Theils der Armee nach Italien, und der Krieg, welcher so unglücklich dort geführt wurde, forderte den Rückzug der österreichischen Armee über den Rhein. Ich erneuerte meine Propositionen für den schlimmsten Fall, war aber nicht so glücklich, daß ein Beschluß erfolgte.

Das rechte Rheinufer wurde von Düsseldorf und dem Breisgau bedroht. Der traurige Erfolg war vorher zu sehen. Ich erneuerte so unermüdet, deutlich und wiederholt wie ehedem, wo möglich um so dringender, je weniger ich nun, nach dem was ich im schlimmsten Falle für mich selbst zu thun entschlossen war, noch mein eigenes Interesse dadurch zu befördern glauben konnte, in mehrern Vorstellungen die Vorschläge zu Maßregeln, welche die Sicherheit der Mitglieder und die Zusammenhaltung des Theaters begründen konnten,

Herrn von Dalberg's unruhiger, mühsamer, gefä[hrlicher]
Posten verhinderte einen festen Entschluß.

Die Mehrheit der Schauspieler, welcher die An[gst und]
Gefahr der letzten Belagerung zu frisch im Gedächtni[ß war,]
hatte sich gegen mich bestimmt erklärt, einem Bombar[dement]
sich nicht und in keinem Falle aussetzen zu wollen. Ich [stellte]
dies dem Herrn Intendanten vor, und daß ich nun, [da ich]
für meine Frau zu sorgen habe, nicht wie ehedem den
Augenblick der Gefahr abwarten könne.

Niemand bekommt in einem solchen Augenblicke de[r drin]gendsten Gefahr ein Fuhrwerk, oder riskirt, daß es i[hm auf]
der Landstraße zum Transport der Bagage von der [Armee]
abgenommen wird. Ich, so lange ich allein war, kon[nte auf]
der Flucht so weit gehen, als es nöthig war; meine[r Frau]
konnte ich eine Reise zu Fuße nicht zumuthen. Herr vo[n Dal]berg, der damals selbst im Falle eines Bombardement[s]
zu Manheim bleiben wollte, fand dies billig und gab mi[r seine]
Zustimmung.

Die Franzosen drangen über den Rhein, schlug[en das]
Corps des Prinzen von Würtemberg, wurden von de[m Prin]den Karl von Oesterreich wieder geworfen, drange[n aber]
dann bei Kehl über den Rhein und standen schon bei Fri[...]
hatten Rastadt passirt, als ich noch immer zu Manhei[m war.]

Nun sagte mir den 10. Julius ein mit allen Umst[änden]
und Vorfällen bekannter, überhaupt sehr unterrichtet[er kai]serlicher Offizier, den ich gebeten hatte, mir den letzten[...]

gendsten Punkt, wo eine Flucht noch möglich war, zu nennen, eben da ich zur Vorstellung gehen wollte: »Jetzt sei es Zeit, an die Flucht zu denken." Mit welchem Herzen ich, in den Geschwistern vom Lande, »den alten Baron," meine letzte Rolle zu Manheim, gegeben habe, läßt sich denken. In der Mitte der Vorstellung kam er auf das Theater und sagte mir, daß die eben eingegangenen Nachrichten ihn verbinden, mir zu rathen, ich möge morgen abgehen; lieber heute noch, wenn es sein könne. Die Straße über Marburg und Fulda sei nicht mehr zu passiren; nur die über Würzburg sei noch offen.

Am Ende der Vorstellung läßt mich Herr von Dalberg zu sich bescheiden. »Alles scheint verloren, was ist nun zu thun?" rief er mir entgegen. Ich sagte ihm, daß ich meine Frau in Sicherheit bringen und am Ende der Unruhen wieder kommen würde. Er drang in mich, da zu bleiben, sagte, daß er selbst da bliebe. Ich erwiderte ihm, daß die seit acht Tagen getroffenen fürchterlichen Anstalten zur Vertheidigung der Festung zu deutlich predigten, was wir zu erwarten hätten. Nach der Erfahrung, welche die Schauspieler im letzten Bombardement gemacht hätten, könne ich mich dazu nicht entschließen, und hätte die Pflicht, meine Frau der Gefahr nicht auszusetzen. „Gehen Sie," rief er mir unmuthig zu — »aber ich weiß es, Sie werden nicht wieder kommen!" Ich betheuerte ihm, daß ich zu den Ruinen von Manheim wieder kommen würde.

Ich erhielt zwei Monat Gehalt, gab den Revers, am Ende der Gefahr zurück zu kommen, und reiste, nachdem ich mühsam genug ein Fuhrwerk gefunden hatte, des andern Morgens mit Hinterlassung aller meiner Effekten ab.

Bei der Ueberfahrt zu Neckar-Els mußte meine Frau mit Lebensgefahr durch drei tausend angespannte Bagagewagen gehen, welche in drei Reihen auf der Chaussee ineinander gefahren waren. Ein anderer Weg, als diese Chaussee, war des grundlosen Weges halber nicht zu fahren, noch zu gehen. Der Troß und die Flüchtenden mehrten sich jeden Augenblick. Zu Würzburg mußten wir bis an den dritten Tag auf Pferde warten. Hier war der Zusammenfluß aller Geflüchteten. Die Nachricht langte an, daß Frankfurt brenne.

Den zweiten Tag nach unserer Abreise von Würzburg waren die Franzosen vor dieser Stadt, und der Schauspieler Koch wurde dort mit seiner Familie eingeschlossen. Beweis genug, daß ich nicht später hätte gehen dürfen.

Ich ging, unerachtet ich durch Gotha reiste, nicht über Weimar, um mich nicht selbst zu einem Schritte gegen Manheim zu verleiten.

Bis Ende Augusts blieb ich ruhig in Hannover. Dann ging ich auf die Einladung des Herrn Schröder zu einigen Gastrollen nach Hamburg und blieb dort bis den 9. Oktober.

In dieser Zeit war die Neigung, in Manheim zu leben, ganz und mit unwiderstehlicher Gewalt in mir erwacht. Aber gegen die beständigen Unruhen, die bis zu Ende des Krieges

dort vorher zu sehen waren, wollte ich doch nun mindestens über meine Zukunft außer jedem Zweifel sein. Ich schrieb daher von dort aus an Herrn von Dalberg oft, und so umständlich und deutlich wie möglich. Ich verlangte ganz und gar keine Verbesserung, sondern seine Meinung über die Sicherheit der ganzen Sache, welche er selbst mir wiederholt zweifelhaft gemacht hatte. Ich bat bescheiden um eine Auskunft, wie ich auf jene Zusicherung rechnen könne, welche er die Güte gehabt hätte, mir im Jahre 1794 zu geben. Ich berührte meinen Schmerz über das geänderte Verhältniß zwischen ihm und mir. Meine Reise nach Berlin zu einigen Gastrollen hatte ich schon aus Hannover gemeldet. Vermuthlich sind von meinen Briefen welche verloren gegangen. Ich wüßte mir sonst nicht zu erklären, weshalb ich auf die wichtigsten Punkte gar keine Antwort erhalten habe. Auf andere erhielt ich kurze, höfliche, ausweichende Aeußerungen.

Ich kann mir sehr wohl denken, daß Herr von Dalberg mir nichts Entscheidendes für meine Sicherheit auf die Zukunft schreiben konnte, und daß er zu edel dachte, mir eine Gewißheit zu geben, an die er selbst nicht hätte glauben können. Aber das eben vermehrte die Peinlichkeit meiner Lage. Bei allem Wunsche, in Manheim zu leben, mußte ich mir doch endlich, nach allem was dafür schon aufgeopfert war, die Frage aufwerfen, wohin es mich führen werde.

Da ich in Hamburg die Nachricht erhielt, daß der

mich anstellen zu wollen geäußert habe, meldete ich es

von Dalberg sogleich. Ich sagte dabei offen und ehrlich, daß ich gern, sehr gern zurückkehren wolle; nur wünsche ich die Ungewißheit über Dinge aufgehoben, deren beständige Erörterung ohne meine Schuld ihm lästig werden müsse, wie sie mir peinlich sei. Nach meiner Ankunft zu Berlin wiederholte ich ihm diese Bitte. Die Ungewißheit meiner Lage blieb dieselbe.

Noch am 18. Oktober schrieb ich aus Berlin, daß die Aeußerungen über ein hiesiges Engagement vortheilhaft wären, und anfingen dringender zu werden; daß ich nicht Verbesserung, nur bestimmte Auseinandersetzung der Verhältnisse wünschte. — Die immer gleiche, geprüfte Art meines Betragens in Geldsachen konnte und mußte mir den Kredit erwerben, daß mir diese Uneigennützigkeit Ernst sei. Ich setzte hinzu, daß, wenn meine sehr mäßigen Verhältnisse nicht in's Klare gesetzt würden, ich alsdann bei den Bedingungen, welche die Gnade des Königs mir gewährt habe, es vor der Vernunft nicht zu verantworten wisse, sie nicht anzunehmen, und daß ich bis zum 10. November höchstens die Annahme verschieben könne. Gegen den 10. November kam, in Einlage an den churmainzischen Gesandten, Herrn Grafen von Hazfeld, ein Brief, der nichts von allem beantwortete, warum ich so oft und so dringend gebeten hatte.

Ich fragte den Herrn Grafen, ob er, da er ein Freund des Herrn von Dalberg sei, vielleicht ein Ultimatum habe, womit er zurück halten solle? Ich bat ihn es nicht zu thun, da ich nun meiner Pflicht für Manheim mehr als Genüge ge-

leistet habe, und also, wenn der Herr Graf für mich keine Aufträge habe, die Gnade des gütigen Königs anzunehmen im Begriffe stehe.

Er versicherte mich nicht nur, daß er keinen Auftrag für mich habe, sondern zeigte mir Herrn von Dalberg's Brief, der außer einer Anfrage, wie ich zu Berlin gefalle, nicht das mindeste von mir enthielt. Unter diesen Umständen kann wohl Niemand sagen, daß ich mich leicht von Manheim getrennt habe.

Den 14. November früh Morgens schrieb ich dem Herrn geheimen Kämmerer Ritz, daß ich die Gnade, welche des Königs Majestät mir erzeigen wolle, dankbar erkenne, und die hiesigen Dienste annehme. Desselben Abends zehn Uhr erhielt ich die königliche Kabinetsordre, welche meine Annahme des Engagements zu Berlin vollzog.

Den 16. kam — zu spät — ein Brief des Herrn von Dalberg, welcher die nähere Auseinandersetzung enthielt, warum ich so lange gebeten hatte, und eine Verbesserung, warum ich nicht gebeten hatte. Wäre dieser Brief, auch ohne Verbesserung, drei Tage früher gekommen, so würde ich, treu meinem Worte, aus Ehrfurcht für mein Gefühl, das an jenes Land, zu manchem guten Menschen, zu meinen treuen Freunden mich hinzog, zwar mit schwerem Herzen von der Gnade des Königs, nicht ohne gerechte Empfindung von Berlin selbst, aber ohne allen Kampf von den beträchtlichen angebotenen Vortheilen geschieden, und in meine schöne Einsi[illegible]lei *an den Rhein* zurückgekehrt sein.

Die mich kennen, wissen, daß das Geld mich für nichts entscheidet, daß Ruhe mein höchstes Gut ist; sie wissen es, welche Dinge ich für mein gegebenes Wort zu wagen und hinzugeben im Stande bin: es ist eine Lenkung in den Menschen-Schicksalen; diese hat entschieden. Ich denke mit Wärme an die Pfalz, mit Innigkeit an die schöne Zeit, wo Herr von Dalberg offen und zutraulich gegen mich war. Ich habe ihm nie Unruhe verursacht, oder mit meinem Wissen seinen Unwillen erregt. Ich habe ihm die Last der Intendanz, welche er edelmüthig übernommen hat, erleichtert, so viel ich es vermochte. Ich habe allem Kunstmonopol widerstrebt, wie er selbst, und zur Bildung angehender Talente unermüdet nach meinen Kräften beigetragen. Ich glaube gewiß, die Schauspieler von Manheim werden mir auch in der Ferne nicht übel wollen.

In der Folge der Verhandlungen ist das Geschenk, welches Herr von Dalberg im Jahre 1794 mir bewilligte, mit Ehrfurcht zurück gegeben. Auch die zwei Monate Gehalt, welche ich bei meiner Abreise empfangen habe, sind zurück gegeben.

Im Jahre 1785 hatte ich aus freiem Antriebe in einem herzlichen Billet dem Herrn von Dalberg einen Revers gegeben, daß ich nie ohne sein Wissen ein Engagement irgendwo abschließen wollte. Ich hatte dieses Billet vergessen, so wie Herr von Dalberg dessen selbst nie bestimmt erwähnt hat. Aber es bedurfte dieses Reverses nicht: meine Empfindungen und Entschließungen sind dieselben geblieben, welche ich hatte, da

ich jenes Billet schrieb. Meine Briefe, welche ich von dem Augenblicke an, wo ich in Hamburg muthmaßen konnte, daß zu Berlin von einem Engagement die Rede sein konnte, dem Herrn von Dalberg geschrieben habe, wenn sie für ihn anders den Werth haben konnten, daß sie noch vorhanden wären, mögen es beweisen, ob ich übereilt, und ohne die Sache hell sehen zu lassen, gehandelt habe.

Er hat mir nach geendigter Sache den Revers mit Unwillen zugeschickt, und die harte Stelle geschrieben: »Ich handelte anders als ich schriebe.«

Wie ich diesen Revers las, diese ehrliche Aufwallung eines Jünglings, der ich auch als Mann in harten Zeiten gefolgt bin, und das Jahr 1785 vor mir sah, — das Jahr, wo alles anders aussah, friedlicher und freundlicher — die Welt — Herr von Dalberg und ich — so dachte ich mit Wehmuth an den zwanzigsten November 1785, wo er mich mit Thränen in seine Arme schloß.

Und wie ich die harte Stelle in seinem unfreundlichen Briefe las, dachte ich: »Was ist es denn nun? Sechzehn Jahre bin ich vor diesem Manne gewandelt mit dem Glauben, ich sei ihm bekannt. Am Ende der Last und Plage bin ich ihm nicht mehr als das?«

Ein bitterer Unmuth wandelte mich an. Ich legte den ungerechten Brief — den Brief, der mir Buchstaben anrechnete und mein Thun auslöschte — im Gefühl vom Werthe meines Herzens mit fester Hand bei Seite.

Damals — und auch weil ich in der Folge bemerkt habe, daß man gegen mich bei Leuten, an deren guter Meinung mir viel liegen muß, nicht allerdings mit Glimpf verfahren ist, habe ich beschlossen über meine Laufbahn ein Wort zu sagen.

Ich bürge mit meiner Ehre für die strengste Wahrheit aller Angaben, welche ich bei dieser Gelegenheit gemacht habe, um so mehr, da ich, wenn es erforderlich wäre, eine jede mit Belegen beurkunden kann. Sollte um ein oder zwei Tage rückwärts oder vorwärts irgendwo — nur nicht in der Berliner Engagements-Sache, worin alles auf die Stunde zutrifft — aber sollte sonst irgendwo ein Datum unrichtig stehen, so wird mir das Nachsicht erwerben, daß ich aus dem Gedächtniß schreiben muß, weil ich meine Papiere nicht alle hier bei mir habe.

Die Weitläufigkeit, in die ich wider Willen gerathen bin, wird denen minder entgegen sein, unter welchen ich viele Jahre gelebt habe. Andere Leser werden es der Absicht zu gute halten, durch eine — vielleicht zu genaue Schilderung überzeugen zu wollen.

Ich bitte Herrn von Dalberg, die Versicherung anzunehmen, daß ich nie seine seltenen Verdienste um die deutsche Bühne vergessen werde. Geschmack, Bildung, Beharrlichkeit, Geduld, vieles Gute hat er ihr gewidmet. Nie werde ich gleichgiltig der Zeit gedenken, wo ich in sein Haus wie in den Tempel eines friedlichen Genius gegangen bin. Herr von Dalberg wird nicht der Zeit vergessen, wo ein junger Künst-

ler mit reiner Herzensergießung sich ihm hingegeben hat. Er wird vielleicht, wenn er je dieses lesen sollte, empfinden, was ich empfinde indem ich es schreibe, die Wehmuth über den Unbestand menschlicher Entwürfe und menschlichen Wollens. Sehen doch zwei Wanderer, die lange einen Weg mit einander gegangen sind, wenn sie nun sich getrennt haben, noch einer nach dem andern sich um, und gedenken der traulichen Gespräche, in denen sie einher gegangen sind.

Der König Friedrich Wilhelm der Zweite hat die Gnade gehabt, mir die Führung der Direktion des Berliner Theaters anzuvertrauen. Man kann keine edlere Instruktion für diesen Posten geben, als die er selbst mir zu Potsdam mündlich ertheilt hat: »Hüten Sie sich für einseitige Rollenvertheilung, lassen Sie jeden vorwärts gehen. Ich hätte gern, daß auch das letzte Mitglied am Theater zu Zeiten bemerkt würde. Die Direktion thue etwas, besonders um seinetwillen.« Diese väterliche Absicht wird mir stets vor Augen sein, wie die ganze unvergeßliche Unterredung — wie dieser gütige König selbst.

Die Gerechtigkeit, die Milde, womit Se. Majestät der jetzige König bei der Last seiner Geschäfte es nicht verweigert, den Angelegenheiten des Nationaltheaters einen Blick zu schenken, geben ein erhebendes und das dankbarste Gefühl.

Das Berliner Publikum hat mir Achtung eingeflößt und Erkenntlichkeit. Vom ersten Augenblicke an ist es mein fester Vorsatz gewesen, für sein Vergnügen und das Beste des Gan-

zen, so viel an mir ist, zu wirken, ohne durch Neuerungen eine Gewaltthätigkeit zu begehen, welche den Schaden der Einzelnen bewirkt, indem sie das Ganze mehr hemmt als vorwärts bringt.

Die Talente, welche ich auf dem Berliner Theater gefunden habe, sind echt und selten. Zutrauen und guter Wille werden immer mehr ihre enge Vereinigung veranlassen, welche die Vollendung des Ganzen und den Triumph der Kunst bewirkt.

Fern von Kleinigkeit, offen und wahr habe ich an dem Künstler vom ersten Rang, dem Vertrauten der Wahrheit und Natur — an Herrn Fleck, einen Mitarbeiter, dessen Freundschaft und Biedersinn das alte Märchen widerlegt, daß zwei Künstler mit gleicher Wärme für die Kunst auf einer Bahn nicht in Frieden wandeln könnten.

War es nun recht und gut, wenn ich im Ueberblick auf meine Laufbahn mir sagen kann: »Ich bin stets mit jeder Aufopferung gern und am liebsten meinem ersten Gefühl treu geblieben,« oder ist das Schwäche? Darüber entscheide ich nicht. Aber das darf ich versichern, diese Weise hat mich minder irre geführt, als die Reflexion.

Herzlich reiche ich Allen die Hand, welche mir wohl wollen.

Berlin, den 17. April. 1798.

Iffland.

A. W. Iffland's

Biographie.

[redacted]

August Wilhelm Iffland.

(Geboren zu Hannover am 19. April 1759, gestorben zu Berlin am 22. September 1814.*)

Je mehr in unsern Tagen durch die Anmaßung und Selbstüberschätzung der Bühnenmitglieder, durch die sinnlosen Lobhudeleien von Seite der Kritik, die Begriffe der Mehrzahl über die Würde, die Eigenschaften und Merkmale eines wahren Künstlers irre geführt werden; desto fester müssen wir jene einzelnen, leider meist schon hinweggeschwundenen Erscheinungen in's Auge fassen, die, der wahren, der höchsten Weihe theilhaftig, uns den Glauben an eine Kunst nebst dem richtigen Maßstabe für dieselbe zurückzugeben geeignet sind. Unter diese seltenen Repräsentanten des Echten und Wahren gehört auch Iffland, dem man den Namen des »deutschen

---

*) Wir glauben diese erste vollständige Ausgabe der dramatischen Werke Iffland's nicht würdiger abschließen zu können, als dadurch, daß wir seine vortrefflich geschriebene Biographie aus dem mit allgemeinem Beifall aufgenommenen neuen Plutarch (Pesth bei Hartleben 1842) diesem Bande beigeben.

Die Verlagshandlung.

Roscius" gegeben, ein Beweis, wie verlegen man in Absicht auf die deutsche Bühne um Vergleiche, ja wie unbestimmt man überhaupt in den Begriffen von dramatischer Kunst ist, da man als Prädicat für den deutschen Künstler blos den Namen eines römischen Mimen ausfindig machte, von dessen Tendenzen unsere Zeit nur die schwankendsten und unsichersten Ansichten hat.

Iffland erblickte das Licht der Welt zu Hannover den 19. April 1759. Seine Eltern, angesehene und bemittelte Leute, gaben ihm eine sorgfältige Erziehung; doch benutzte er, wie er später selbst gestand, den ihm zu Theil gewordenen, zweckmäßigen Unterricht keineswegs in dem Maße, wie sein umfassendes Talent es möglich gemacht haben würde. Das Leben selbst mußte die schaffende Hand an die Ausbildung dieses Geistes legen. Frühzeitig zog die Schauspielkunst den lebhaften Knaben an. Aber dieselbe war in der Meinung des Volkes damals noch so wenig emancipirt, hatte noch so sehr das allgemeine Vorurtheil gegen sich, daß Iffland's Eltern, in den Gewohnheiten ihrer Zeit gealtert, der Neigung ihres Sohnes auf alle mögliche Weise entgegenarbeiten zu müssen glaubten. Doch der angenommene Satz, daß Bestimmungen, die wir zu bekämpfen streben, sich um so gewisser, um so entscheidender an uns erfüllen, bewährte sich auch hier. Begierig drängte sich der junge Iffland zu den dramatischen Vorstellungen, die er in seiner Vaterstadt zu sehen Gelegenheit hatte, nährte hier mit sehnsüchtiger Theilnahme seine unvertilgbare

Neigung, und bald stand der Entschluß in ihm fest, gegen alle Hindernisse den Stand des Schauspielers zu erwählen, in jener Zeit, wo weder besondere Ehre, noch besondere äußere Vortheile dazu locken konnten, ein Entschluß, den nur die Verzweiflung oder die aufopferndste Begeisterung eingeben konnte. Ueberzeugt, daß seine Eltern nie ihre Einwilligung zu diesem Lebensplane ertheilen würden, verließ er heimlich Hannover, und fand zuerst einen Platz bei der Seiler'schen Schauspielergesellschaft in Gotha, wo er in dem kleinen Nachspiele: der Diamant, in der Rolle des »Juden« debutirte. Alle Schwierigkeiten des Anfangs stürmten auf ihn ein. Unbemerkt, hintangesetzt und gleich einem Lehrlinge behandelt, mußte er die unbedeutendsten Rollen spielen, den mechanischen Schlendrian des Bühnenwesens in der unerquicklichsten Art durchkosten und seinen ganzen geistigen Widerstand aufbieten, um nicht in dieser schalen Bedeutungslosigkeit, die mit dem Namen der Kunst prangte, unterzugehen. Doch lenkte sein Talent bereits die Blicke Eckhof's auf sich, jenes ersten deutschen Schauspielers, welcher, der Natur getreu, das Leben auf der Bühne darstellte und der früheren Steifheit und Ueberladung den Krieg erklärte. Ihn erwählte Iffland zu seinem Vorbilde und Muster. So in sich und in seiner Kunst klar geworden, entwickelte sich Iffland's Talent mit siegreicher Schnelligkeit. Aus den jugendlichen Fantasien trat allmälig der denkende Künstler hervor; sein Ruf vermehrte sich, und als nach Eckhof's Tode (1778) die Gothaische

Bühne sich auflöste, folgte er (1779) einem Rufe an die Nationalbühne nach Manheim. Hier begegnete er Männern, an Talent und Kenntnissen ihm ebenbürtig, ja theilweise ihm überlegen, und fand hierin einen neuen Sporn zu kräftigem Weiterstreben, um so mehr, als die Manheimer Bühne damals einen hohen Rang unter den deutschen Bühnen einnahm. Im Jahre 1785 legte er der Welt seine Ansichten und Grundsätze über die Schauspielkunst in seinen Fragmenten über Menschendarstellung vor. »Die Vorstellung des Menschen« — sagte er — »betrifft mehr dessen Aeußeres, ist beinahe Manier, kann durch conventionelle Regeln erlernt und fertig geübt werden; mithin ist sie dem Handwerk zuzugesellen, und die es treiben, möchten Schauspieler sein und heißen. Die Darstellung des Menschen betrifft das Innere desselben, den Gang der Leidenschaften, die hohe, einfache, starke Wahrheit im Ausdruck, die lebendige Hingebung der Uebergänge, welche in der Seele wechseln und allmälig zum Ziele führen. Das ist Kunst, eine Sache, kein Spiel, und muß also auch nicht so genannt werden.« Tiefer und treffender hatte noch Niemand vor ihm das Wesen seiner Kunst erfaßt, und man darf sagen, daß letztere erst durch ihn sich ihrer eigentlich bewußt ward. Jetzt trat er auch als dramatischer Dichter auf. Die Bühnen hatten damals noch zum Theil die sogenannten Staatsactionen in Beschlag genommen, Stücke voll Bombast, Uebertreibung und Unnatur, dem wirklichen Leben *fremd* und verfeindet. Nur mühsam reinigten auftauchende

dichterische Talente den verwahrloseten Geschmack des Publikums, indem sie ihn zur Wahrheit des Lebens und des Menschen zurückzuführen trachteten. Durch das bürgerliche Schauspiel, in welchem jeder Stand den nächsten Spiegel seiner selbst erkennen mußte, glaubte man dieses Ziel am leichtesten und sichersten zu erreichen. Auch Iffland schloß sich diesen Bestrebungen mit Feuer an, und sein fruchtbares Talent versorgte die Bühne mit einer Menge bürgerlicher Schauspiele, die zwar das Leben häufig von seiner kleinlichen Seite auffassen und sich um unbedeutende Gegenstände und Interessen drehen, dafür aber durch tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, Wahrheit der Charaktere, Wärme des Gefühls und moralische Tendenz, weniger auf Ausbildung des höhern Geschmackes, als auf sittliche Befriedigung hinarbeiten. Der ausbrechende Revolutionskrieg erzeugte auch für die Kunstverhältnisse Manheims eine nachtheilige Krisis. Iffland verließ diese Stadt, unternahm Kunstreisen durch verschiedene deutsche Städte und erntete allenthalben Ruhm und Auszeichnung, besonders bei Gelegenheit seines Gastspiels auf dem Hoftheater zu Weimar 1796. In demselben Jahre wurde er nach Berlin zur Direktion des königlichen Nationaltheaters berufen. Hier erwarb er sich die größten Verdienste in der ökonomischen Führung dieses Theaters. Was seine künstlerische Leitung der Vorstellungen und die Anwendung betrifft, die er von den Talenten seiner Schauspieler machte, so ist er von der einen Partei fast eben so unbedingt getadelt, als von der anderen unbedingt gelobt wor-

den. Die Wahrheit möchte, wie überall, so auch hier in der Mitte liegen. Auch die Partei der Musikfreunde hatte er gegen sich, da der hohe Standpunkt, den er dem recitirenden Schauspiele zu erwerben strebte, die Oper sehr in den Schatten drängte. Gewiß ist, daß sein Wille ein redlicher war, und, wenn nicht überall, doch häufig vom schönsten Erfolge gekrönt wurde. Vortheilhafte Anerbietungen und Einladungen, die er von vielen Orten erhielt, sprechen ebenfalls dafür; er lehnte sie ab, weil er mit treuer Liebe an dem Institute hing, dem man ihn vorgesetzt hatte, und weil er sich des besonderen Vertrauens seines Königs erfreute, der ihn im Jahre 1811 zum Generaldirektor aller königlichen Schauspiele in Berlin, und zum Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse ernannte. Seine unermüdete Anstrengung erschütterte endlich seine Gesundheit, und zwar vor der Zeit, da er nach seinem festen Körperbaue nur die erste Mannsblüte hinter sich liegen hatte. Vieles hatten die drückenden Verhältnisse beigetragen, in denen er während des ersten Einfalles der französischen Truppen in Preußen gelebt. Auch war Anfangs nicht sowohl seine Gesundheit, als sein Gemüth angegriffen. Nur seinen Berufspflichten lebend und ihnen ungetheilt hingegeben, war es ihm ein unerträgliches Gefühl, wahrzunehmen, daß zu jener Zeit das Theater einem gewaltsamen Untergange entgegen zu gehen schien. Unter diesen Umständen hielt ihn Nichts ab, durch persönliche Anstrengungen das drohende Ungewitter zu beschwören, und wirklich gelang es ihm, das Werk, welchem

er mit ganzer Seele vorstand, vom Untergange zu retten. Doch wurden seine Kräfte dabei aufgezehrt, und seine Heiterkeit schwand. Er fühlte, wie sehr er einer Erholung bedurfte; doch erst im Herbste 1811 benutzte er die Gelegenheit dazu. Er unternahm eine Kunstreise nach Breslau, feierte dort neue Triumphe, legte aber auch zugleich den Keim zu seinem frühen Tode. Vom einem heftigen Husten befallen, gab er mit großer Anstrengung Kraft erfordernde Rollen; die Folge davon war, daß er Blut hustete. Dennoch reisete er, um ein Versprechen zu erfüllen, von Breslau nach Frankfurt, Darmstadt und Manheim, wo er überall auftrat, ungeachtet sein Uebel sich täglich vergrößerte. Zwar schien er im Jahre 1812 sich gänzlich zu erholen und unternahm sogar eine Reise nach Karlsruhe, wohin eine Einladung des Großherzogs ihn berief. Doch abgemagert und in einem bedenklichen Zustande kam er zurück, und durch die erneuten Kriegsstürme des Jahres 1813 wurde auch sein Gemüth von Neuem erschüttert, wobei sein Körper ebenfalls heftig litt. Er ging im Mai dieses Jahres nach Reinerz, einem schlesischen Badeorte an der Weistritz, um dort den Brunnen zu gebrauchen, und die Kur hatte vorübergehend so gute Wirkung, daß er bei seiner Rückkehr im Oktober seine sämmtlichen Geschäfte wieder übernahm, und sogar die Bühne betrat. Aber der Keim des Todes war nicht mehr zu tilgen. Mehr und mehr schwanden seine Kräfte, und nur das Hochgefühl für das selbstgewählte Vaterland

konnte ihn bestimmen, auf die Rückkehr der königlichen Familie das kleine Stück: »Liebe und Wille,« und bei der Ankunft der Kaiserin von Rußland den Prolog zu verfertigen, in welchem er, am 23. Januar 1814, zum letzten Male die Bühne betrat. Noch einmal reisete er nach Reinerz, wo er früher Linderung gefunden; aber er kam so geschwächt dort an, daß er die Brunnenkur nicht gebrauchen konnte und bald nach Berlin zurückkehren mußte. Hier siechte er hin bis zum Herbste, wo den 22. September 1814 ein sanfter Tod ihn seiner Kunst, seinem Berufe, seinen Freunden entführte.

Iffland's schriftstellerische Werke, deren Tendenz wir schon oben andeuteten, stehen noch jetzt vor Aller Augen. Was ihn als Schauspieler betrifft, so machte, nach dem Ausspruche von Zeitgenossen, seine hervorragende Reflexion, im Gegensatze mit der Entbehrung der eigentlichen Tiefe des Gefühls, ihn fähiger zur Hervorbringung portraitirter, schon vorhandener Individualitäten, als zur freien Schöpfung wahrhaft künstlerischer Gebilde; davon zeigen sein »Hausvater« und ähnliche Darstellungen. Hier, wo es ihm, seinem Grundsatze zu Folge, blos darum zu thun war, das einmal Gegebene idealisch zu portraitiren, ohne etwas Selbstgeschaffenes hervorzubringen, hier lösete er diese Aufgabe freilich mit einem so vollendeten Künstlerthume, wie es sich die Theorie kaum zu erdenken vermag. Nur da, wo ihm das gegebene Schema in der Wirklichkeit nicht zu imponiren vermochte, wie z. B.

im „Juden," im »Bittermann« und in den übrigen eigentlichen komischen Rollen, schien er wahrhaft künstlerisch und frei von den Fesseln der gegebenen Individualität, schaffen zu können. Hier wurden die disparatesten Einzelnheiten, wie er sie z. B. zu seiner Darstellung des Juden an Juden selbst beobachtet haben mochte, zu einem höchst vollkommen in sich zusammenhängenden Ganzen verarbeitet. Und so stand Iffland mit seiner bewundernswürdigen Besonnenheit in der Darstellung, mit seinem Scharfsinn in Auffassung der Charaktere in der Wirklichkeit, mit seinem Genie, das theilweise Gegebene zu einem zusammenhängenden Ganzen umzuschaffen, und mit seiner beispiellosen Routine in der äußeren Mechanik der Darstellung, als der Einzige unter den bisherigen Schauspielern da, dem es gelungen war, die von so vielen Hunderten seiner Vorgänger und lebenden Mitschauspieler zu einer bloßen Körperarbeit herabgewürdigte Schauspielkunst zu einer wahren Kunst, d. h. zu einem Bestreben emporzuheben, wo alles Zufällige verschwinden und jeder Moment das Erzeugniß vorhergegangener besonnener Reflexion sein muß. Zu tragischen Darstellungen war, wenigstens in der letzten Zeit seines Lebens, sein Aeußeres weniger geeignet, obschon sein »König Lear« einzig und allgemein anerkannt war und sein »Franz Moor," den er tief und wahrhaft poetisch auffaßte, den jugendlichen Dichter Schiller in hohe Begeisterung versetzte. Aber vor Allem traten seine komischen, blos reflektirenden Darstellungen, in

welchen das Menschliche sich nur in der Ironie spiegelt, mit einer, jedes Herz und jeden Sinn erfreuenden Glorie, mit einer unendlichen Fülle komischer Kraft hervor, und hier war und bleibt er unübertroffen. — Sein ernstes, würdiges Bild aber stelle man auf am neuesten Scheidewege der darstellenden Kunst, daß es, ein treuer Eckart der Bühne, warnend zurückweise von den Unformen der Unnatur, Uebertreibung und Zerstücktheit, die, nachdem er sie siegreich bezwungen, sich über dem Grabe des Meisters allmälig wieder in den Tempel einschleichen, den er so hehr, so rein erhalten!

Alphabetisches Verzeichniß

sämmtlicher

in der gegenwärtigen Ausgabe (in 24 Bänden) zum ersten Male vollständig zusammen gestellten (63) A. W. Iffland'schen Theaterstücke.

(Die mit * Bezeichneten sind in keiner früheren Gesammt-Ausgabe enthalten.)

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Band

23. Die Taube. — Die klagenden Ehemänner. — Das stolze Bewußtseyn. — So liebt kein Mann! — Ninon's Ketzereien in der Liebe u. s. w.

24—25. Geprüfte Liebe. 2 Bände.

26. Die Flucht. — Abelard und Heloise. — Mein literarischer Lebenslauf.

27. **Chroniken.** Eine Auswahl historischer und romantischer Darstellungen aus der Vorzeit. — Die eherne Tafel, oder Geschichte eines Indianischen Genies. — Die Liebe läßt sich nicht täuschen. Ein Feenmährchen.

28—29. **Louise, oder die unseligen Folgen des Leichtsinns.** Eine Geschichte einfach und wahr. 2 Bände.

30—32. **Clio's Blumenkörbchen.** 3 Bände.

33—37. **Biene,** oder: **Neue kleine Schriften.** 5 Bände.

38—39. **Grille.** (Fortsetzung der Biene.) 2 Bände.

40. **Erinnerungen aus Paris.** 2 Theile in 1 Bande.

41—43. **Erinnerungen von einer Reise** aus Liefland nach Rom und Neapel. 3 Bände.

44—45. **Das merkwürdigste Jahr meines Lebens.** 2 Bände. — Ueber meinen Aufenthalt in Wien, und meine erbethene Dienstentlassung. — Betrachtungen über mich selbst. — Woher kommt es, daß ich so viele Feinde habe? — Mein letzter Wille. — Miscellen aus den hinterlassenen Papieren. — (Inhalts-Verzeichnisse.) } 3 Theile in 2 Bänden.

Das Ganze kostet nur 16 fl. C. M.

